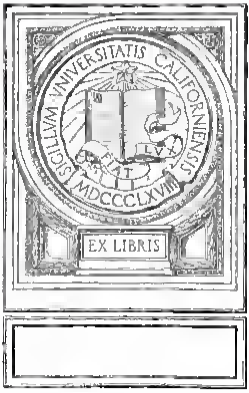
UC-NRLF
B 5 082 514

Streiflichter

Von

Charlotte Lady Blennerhassett
geb Gräfin von Leyden

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr Georg Paetel)
1911


SIGILLVM VNIVERSITATIS CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

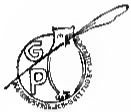
Streiflichter.

—•—

Streiflichter

Von

Charlotte Lady Blennerhassett
geb. Gräfin von Leyden



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1911

Alle Rechte,
namentlich das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten

Copyright 1911 by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), Berlin

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis.

1.	Die Belagerung von Paris 1590	7
2.	Mit Essex in Irland	17
3.	Sir Joshua Reynolds	45
4.	Aus dem Tagebuch einer Bigotten	71
5	Die Geschichtsphilosophie von Turne und sein Bild Napoleons	89
6.	Graf Reventlow. Ein Deutscher in französischen Diensten	121
7.	Spanische Studien	151
8.	Marco Minghetti und das Risorgimento	171
9.	Marie Malibran	201
10	Châteaubriand	229

539651

Die Belagerung von Paris

1590.

Die Belagerung von Paris

1590.

Zweihundertemundachtzig Jahre bevor man 1870 schrieb, stand gleichfalls eine Armee vor den Toren von Paris, ihren Führer, von den Männern der Liga verächtlich „der Bearner“ genannt, kennen wir unter dem Namen des guten Königs Heinrich IV. Kurz vorher hatte sein weißer Helmbusch bei Arques und Ivry den Seinigen zum Siege vorangeleuchtet, und nun zog er mit seinen 12 000 Mann Fußtruppen und 3000 Reitern heran, um die Stadt zu gewinnen, die er lachend seine Maitresse zu nennen pflegte, und die seiner kleinen Armee innerhalb 50 000 Bewaffnete entgegenstellen konnte. Der letzte in Paris gefeierte Festtag hatte dem Tode des dritten Heinrich gegolten, an demselben Ort, in demselben Saal, an gleichem Tag und zu gleicher Stunde, wo achtzehn Jahre früher die Tat der Bartholomäusnacht beschlossen worden war, hatte die mörderische Hand eines Mönchs seinen Bruch mit der Liga gerächt.

Zwar endete Jacques Clément unter den Dolchstichen der Begleiter des Königs, allein die Prediger seiner Partei forderten das Volk auf, zur Richtstadt nach St Cloud zu wallfahrten, wo seine Leiche verbrannt worden war, die Herzogin von Nemours, von ihrer Tochter, der Herzogin von Montpensier, begleitet, fuhr in offener Karosse durch die Straßen und beglückwünschte die Pariser zum Tod des Tyrannen; je, von den Stufen des Altars in der Kirche der Sorbonne hielt sie eine Rede an das versammelte Volk, worin sie das Glück pries, das ihr zuteil geworden, da man den Valois erschlug. Seine blutige Krone aber hob die Liga nochmals auf und setzte sie auf das Haupt ihres Schattenkönigs, des alten Kardinals von Bourbon, welchem sie den in der französischen Geschichte zweimal unheilvollen Namen Karl X gab. Für ihn kämpfte der Herzog von Mayenne an der Spitze der sogenannten katholischen Armeen, obwohl viele Kirchenfürsten und Häupter der katholischen Royalisten

seit dem Bündnis Heinrichs III. mit seinem Vetter diesem treu geblieben waren. Dafür war die Liga selbst unter den Einfluß der Fremden gerieten. Zwar befehligte dem Namen nach der junge Herzog von Nemours in Paris, allein die Gewalt lag nicht in seinen schwachen Händen. Der eigentliche Befehlshaber, von Den Bernardo Mendoza, dem Gesandten Spaniens, mit Geld, Hilfstruppen und Ratschlägen unterstützt, hieß Don Gaetani, aus dem Hause der Herzöge von Sermoneta, Kardinal und Legat Intere des Papstes Sixtus V. In seine Hände legte die heilige Union ihren Schwur ab, die Häresie bis zur Wurzel auszurotten und Heinrich IV. auf immer, auch im Fall eines Übertritts, vom Thron auszuschließen. Wir wissen, daß Gaetani in seinem Eifer weiter ging, als dies in den Absichten des Papstes lag, und daß dieser Eifer schonungslos in den Mitteln war, die er zur Durchführung seines Zwecks anwendete. Heinrichs erster Angriff, auf die Vorstädte St. Antoine und Montmartre gerichtet, war vom besten Erfolg gewesen. Nach zwanzigstündigem Sturm hatte er die Vorstädte genommen, und wäre er damals gut beraten worden, so hätte Paris sich ergeben müssen, denn von diesem Tag an, es war der 7. Mai 1590, war der schlecht verproviantierten und schon damals über 200 000 Einwohner zählenden Stadt jede Zufuhr abgeschnitten. Aber gegen den König von Navarra war der Fanatismus ins Feld geführt, und fest waren seine Gegner entschlossen, ihm seine Hauptstadt bis aufs äußerste streitig zu machen. Sie stellten ein Heer von Predigern auf, um den Eindruck der von außen hereindringenden Siegesnachricht beim Volke wieder zu verwischen und es durch Verheißungen des Paradieses über das Elend der Gegenwart zu trösten. Der Legat erteilte bewaffnete Scharen von Mönchen seinen Segen und nannte sie wahre Makkabäer. Kirchenornamente und heilige Gefäße ließ er einschmelzen, um die Truppen zu bezahlen und Geschütze anzufertigen. Diejenigen aber, die von Frieden und Versöhnung zu sprechen wagten, wurden in die Seine geworfen oder auf öffentlichen Plätzen zum warnenden Exempel aufgeknüpft, die Namen vieler auf solche Weise ums Leben Gekommenen sind uns erhalten.

Diesem wüsten Treiben schaute ein Mann zu, der, obwohl

sein Leben das fünfundsechzigste Jahr nicht überdauerte, daß in dieser sturmbewegten Zeit lange genug lebte, um sieben französische Könige zu sehen, und dessen fleißige Feder weder bei Kanonendonner noch bei sonstiger Gefahr und magerer Kost zu ruhen gewohnt war. Pierre de Lestoile, so heißt der Chronist, war aus alter parlamentarischer Familie und bekleidete selbst das Amt eines königlichen Rates. In politischer Beziehung gehörte er zu denjenigen, die das Wort zwischen den Zu und dem Nein suchen. Um der Proskription zu entgehen, folgte er den Prozessionen der Liga und gab seinen eigenen Sohn in ihr Heer, weil das Unglück der Zeiten so groß ist," schreibt er, „daß ein Ehrenmann keine Sicherheit genießt, wenn er nicht an Krieg und Aufruhr gegen seinen König sich beteiligt."

Für diesen König trat er dafür im stillen Kämmerlein in seinem Tagebuch auf, und da, aber auch nur da, ist ihm Heinrich IV. der Erwählte seines Herzens und der Monarch von Gottes Gnaden. Kein Wunder also, wenn Lestoile in Paris für einen Hugenotten und im Lager Heinrichs für einen Anhänger der Liga gehalten wurde. Darüber haben wir mit ihm nicht mehr zu rechten, es genügt zu wissen, daß die Authentizität seiner Aufzeichnungen[1]) vor der historischen Kritik besteht, daß er ein unermüdeter Beobachter gewesen, und daß er während der viermonatlichen Belagerung, deren Leiden er mit durchlebte und so lebendig zu schildern verstand, den Nachkommen die Leidenschaften und Drangsale mitempfinden läßt, die Menschen und Dinge seiner Zeit in ihrem Wirbel mit fortrissen. Wer möchte es ihm verargen, wenn er nach so vielen trüben Erfahrungen zum Schlusse kommt: „Es gibt keine Wahrheit und keine Barmherzigkeit mehr, und die Erkenntnis Gottes ist von der Erde verschwunden!"

Zu Einzelheiten seiner Schilderungen übergehend, hoffen und glauben wir, daß diejenigen unter seinen Landsleuten, die in unsern Tagen in Paris das Amt von Pierre de Lestoile ausüben, einer so verzweifelten Stimmung entgehen und, ans Ende ihrer

[1]) Discours véritable et notable du siége de la ville de Paris.

Berichterstattung gelohnt, zu einem für ihr Land und Volk trostreicheren Schluß kommen werden.

Die ersten Spuren herenbrechender Not gibt das Tagebuch, indem es unter dem 15. Juni von einer Versammlung berichtet, der auch der Kardinallegat beiwohnte, und wo über die Mittel beraten wurde, dem stets wachsenden Hunger zu steuern. Man prüfte aus Hafer gebackenes Brot, da aber auch dieses den Armen kaum mehr zugänglich war, schlug der Legat vor, man solle Totengebeine zu Pulver stoßen, dieses mit Wasser vermischen und Brot daraus backen. Paris war kaum fünf Wochen belagert, und schon fand sich niemand mehr in der Versammlung, der es gewagt hätte, diesen entsetzlichen Vorschlag abzulehnen.

Während dieses Monats unternahm Nemours noch einige glückliche Ausfälle, bei denen er den König vor Vincennes und bis Charenton zurückschlug, der Legat hielt abermals Heerschau über Priester und Mönche, die in der einen Hand das Kruzifix, in der andern Schwert oder Lanze trugen, und die er die streitende Kirche nannte, die aber, meint Lestoile, in Tracht und Erscheinung das lächerlichste Schauspiel boten, das er je in seinem Leben mit angesehen.

Während all dieser Vorgänge wuchs die Hungersnot unaufhaltsam. Ende Juni waren in den vornehmsten Häusern warme Speisen nicht mehr zu finden. Volkshaufen rotteten sich zusammen, riefen nach Brot und Frieden und mußten mit bewaffneter Hand auseinander getrieben und die Rädelsführer ins Gefängnis geworfen werden. Ein Dekret des Parlaments verhing die Todesstrafe über jeden, der auch nur von einem Ausgleich mit Heinrich zu sprechen wagte. Als der spanische Gesandte der tobenden Menge Geld zuwarf, hob sie es nicht mehr auf, sondern verlangte um so lauter nach Brot. Da ergriff die Regierung eine Maßregel, die im Jahr 1870 sich in Paris wiederholt hat. Es ward Haussuchung bei allen Reichen, bei Priestern und geistlichen Genossenschaften angeordnet, und in vielen Häusern wurden Vorräte für mehr denn ein halbes Jahr gefunden. Daher erwähnt Lestoile auch eine charakteristische Einzelheit. Der Rektor des Jesuitenkollegiums begab sich, von dem nachmals so berühmt

gewordenen Bellarmin begleitet, zum Legaten und bat, man möge zugunsten der Jesuiten eine Ausnahme machen. „Euer Gesuch ist weder christlich noch patriotisch, ist denn euer Leben mehr wert als das unsrige?“ rief der eben anwesende Vorstand der Kaufmannschaft zornig dem verlegenen Rektor zu, und im Hause der armen Väter fand sich Getreide und Zwieback für mehr denn ein Jahr und noch dazu gesolzenes Fleisch, Gemüse, Heu und andere Vorräte in größerer Menge als in den vier reichsten Häusern von Paris zusammengenommen,“ wie unser Chronist beifällig berichtet. An anderer Stelle erzählt er, es sei ein jammervoller Anblick gewesen, die Armen zusammenbrechen und nach und nach in den Spitälern an den Folgen des Hungers und der schlechten Nahrung hinsterben zu sehen. Die meisten waren am ganzen Körper aufgeschwollen wie Wassersüchtige, und er fand es unmöglich, das Mitleiden zu schildern, das man bei ihrem Anblick empfand. Wenn ein Hund von ungefähr durch die Straßen lief, wurde er mit Schlingen gefaßt, erschlungen und dann gekocht und verzehrt. Bereits im Juni wurden Katzen und Hunde der Pfarrgeistlichkeit eingeliefert und ihr Fleisch regelmäßig an die Armen verteilt. Noch wiederholten die Prediger unermüdet, es sei besser, seine eigenen Kinder zu essen als einen häretischen König anzuerkennen, sie verwiesen stets auf die nahe bevorstehende Ankunft von Mayenne und der spanischen Hilfstruppen, auf welche das damalige Paris ebenso sehnsuchtsvoll harrte wie das Paris von 1870 auf Aurelles de Paladine, Chanzy und Faidherbe, und „das dumme Volk,“ schreibt Lestoile, „ließ sich wieder für weitere vier Wochen trösten, so sehr hatte es Lust nach dem schönen Pawiese, das, wie ihm seine Prediger sagten, nun einmal nicht anders wie durch Hunger zu gewinnen war.“

Am 28 Juli ging Lestoile am Kloster der Franziskaner vorüber und sah einen armen Mann, der Talg verzehrte und ihm auf Befragen erzählte, seit vierzehn Tagen sei das die einzige Nahrung seiner Frau und seiner drei kleinen Kinder. Unterdessen war die Ernte reif geworden, und das arme Volk lief auf die Felder vor Paris, um unter beständiger Gefahr, oft mit Verlust des Lebens oder wenigstens eines Gliedes, etwas Getreide abzu-

schneiden. Selbst in den Laufgräben fand man Leute, die hinabgesprungen waren, um dem Hungertode zu entgehen, und zu des Königs Füßen um Brot zu bitten. „Heinrich," wie Sully bemerkt[1]), „von Natur aus zur Milde geneigt, konnte den Gedanken nicht ertragen, die Stadt, die Gott ihm bestimmt hatte, in einen Gottesacker verwandelt zu sehen." Über dreitausend Menschen ließ er so aus Paris entkommen, wo das fürchterliche Rezept Gaetanis bereits Anwendung fand.

Am 25. Juli erzählt Lestoile den ersten Fall von Anthropophagie, eine reiche Dame aus der Pfarrei St. Eustache ließ die Leichen ihrer kleinen, dem Hunger erlegenen Kinder einsalzen und lebte mit ihrer Dienerin von dieser Nahrung. Die Mutter erlöste ein schleuniger Tod, aber durch die Dienerin ward die schaurige Mahlzeit bekannt. Die Schwester Nemours', jene Herzogin von Montpensier, die feuriger gegen Heinrich predigte wie alle geistlichen Redner der Liga, verweigerte einem Sterbenden ihren kleinen Hund, weil die Hilfe von außen doch noch länger zögern könne, als sie es dem Volk von Paris unzähligemal verheißen hatte, und sie ihn für den eigenen Bedarf aufbehalten müsse. Hausältere gab es längst keine mehr, aber auch die Ratten begannen zu fehlen; Schiefertafeln, die man zu Pulver gestoßen in Wasser aufweichte, und Totengebeine, die man das Brot der Herzogin von Montpensier nannte, weil auch sie seinen Gebrauch empfahl, erwiesen sich tödlich.

Am 11. August schreibt Lestoile: „Heute sah ich eine arme Frau in der Straße die Haut eines Hundes verzehren." Zu derselben Zeit wurde ein Aufstandsversuch der Pariser Bürger mit bewaffneter Hand niedergeschlagen und viele von ihnen dem Henker überliefert. Vierzehn Tage später hatte die Sterblichkeit bereits so überhand genommen, daß die Leichen haufenweise auf den Straßen und unter den Haustoren umherlagen. Der Höhepunkt des Elends ward aber wohl zwei oder drei Tage vor Aufhebung der Belagerung erreicht: einige vollständig ausgehungerte und wütende Landsknechte jagten

[1]) Mémoires de Maximilien de Béthune, Duc de Sully, principal Ministre de Henry le Grand. Édition de Londres 1746, III. p. 177.

arme Kinder wie Hunde vor sich her, drei derselben ermordeten und verzehrten sie. Lestoile selbst gibt, entsetzt über diese Tat, die genauesten Einzelheiten inbezug auf Ort und Zeit an und schließt mit den Worten: „Diese Scheußlichkeit, die ich anfangs für eine Fabel hielt, ist seitdem durch die Landsknechte selbst bekannt und bezeugt worden. Einer der bekanntesten Katholiken von Paris, dem Rate der Neun angehörend, sagte mir nichtsdestoweniger, er halte es für besser, unter gegebenen Umständen sein Leben auf diese Weise zu fristen als den ketzerischen Yearner anzuerkennen. Seine Meinung, behauptet er, werde vom ganzen Pariser Klerus geteilt."

Wem mehr zu wissen verlangt, den verweisen wir auf diese und andere Memoiren der Zeit; wir aber sagen mit Sully: „Man wird mir erlauben, mich schnell vor diesen Dingen abzuwenden, denn wahrlich, ich finde kein Vergnügen daran, noch länger solche Schrecknisse zu berichten." So weit wir es gekommen in dem armen fanatisierten Paris, da sahen sich die Häupter der Liga genötigt, eine Deputation zum König nach St Denis zu schicken, anscheinend um das aufs höchste erregte Volk durch die Aussicht auf eine nahe bevorstehende Übergabe zu beschwichtigen, in Wirklichkeit aber um Zeit für den herannahenden Alexander Farnese, Herzog von Parma, zu gewinnen. Obwohl ihre Vollmachten unzureichend waren, empfing der König die Gesandten sehr gütig und verweigerte seinen Truppen den ernstlichen Befehl zum Sturm, weil er ein entsetzliches Blutbad vermeiden und, wie er selbst sagt, es nicht vergessen wollte, daß er kein Fremder oder Tyrann, wie der Spanier und die Liga, sondern König und Vater sei. Schwer mußte der Feldherr diese Großmut des Monarchen büßen, denn die Herzen seiner Pariser gewann sie ihm nicht.

Nach wie vor verkündeten ihnen seine unversöhnlichen Feinde, Heinrich bleibe unerbittlich, von ihm sei keine Gnade zu hoffen. Am letzten August rückten die Spanier heran, und gegen den Rat seiner erfahrensten und treuesten Freunde hob der König die Belagerung vollständig auf, um Farnese zu schlagen und so die Tore von Paris zu sprengen. Doch als dieser auf solche Weise die Stadt entsetzt sah, vermied er durch geschickte Bewegungen den Kampf, auf welchen Heinrich so sicher zählte, daß er an Gabrielle d'Estrées, seine Geliebte,

schrieb „Ich sende Ihnen diese Zeilen am Vorabend einer Schlacht, ihr Ausgang liegt in der Hand Gottes, der besser weiß, was zu seiner Ehre und zum Wohle meines Volkes ist. Unterliege ich, so sehen Sie mich nie mehr wieder, ich bin keiner von denen, die zurückweichen oder fliehen. Falle ich, so glauben Sie mir, wenn ich sage, daß mein letzter Gedanke Ihnen, mein letzter Gott gehört, dem ich Sie und mich empfehle. Geschrieben von der Hand dessen, der die Ihrige küßt und Ihr Diener ist."

Am folgenden Tage, 1. September, sah sich Heinrich zum Rückzug genöthigt. In Paris zog er erst nach neuen dreijährigen Kämpfen an der Spitze seines siegreichen Heeres ein. 30000 Menschen waren in diesen vier Monaten umgekommen, und noch ein Jahr später wüteten bösartige Krankheiten unter der erschöpften Bevölkerung.

Es ist kaum nöthig, Analogien zwischen dem Sonst und Jetzt besonders hervorzuheben. Jene Politik, die auch Heinrich IV. zu verwirklichen strebte, bis der Dolch Ravaillacs seinen Rüstungen gegen Deutschland ein Ende machte, und von der die französische Geschichte beherrscht wird bis es nun, daß ihr Träger Richelieu, oder Ludwig XIV., oder Napoleon heiße, — dieselbe Politik hat die deutschen Heere 1870 nach Paris geführt, und nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern ebenso in jenem Frankreichs selbst und der Zivilisation müssen wir hoffen, sie nie mehr aufleben zu sehen.

Mit Essex in Irland.

Unter diesem Titel ist in der Prosa Elisabethinischer Zeiten, in der Sprache, die Shakespeare gesprochen hat, ein Tagebuch erschienen, das die Erlebnisse von Robert Devereux, Earl of Essex, Vizekönig von Irland, zu schildern unternimmt.

Im Vorwort zu diesen Aufzeichnungen nennt der Herausgeber den Verfasser derselben, Mr. Henry Harvey, den Sohn ehrsamer Eltern aus gutem alten Hause, der, zu Northwich geboren und auf der Hochschule zu Cambridge gebildet, sich mit Eifer den Studien ergeben, aber mit ganz besonderer Vorliebe dem Dienst Apollos und der Musen sich gewidmet habe. So sei ein Gedicht entstanden, „Violantilla oder der Spiegel des Edelsinns," das, wenn auch nicht zur Unsterblichkeit bestimmt, doch ein lieblicher Zeitvertreib und Ansporn zum Guten geworden ist. Es bahnte dem Verfasser die Wege zum Eintritt in die Dienste des jungen Lieblings der Königin, und Harvey folgte Essex nach Irland, als ihre Gunst und sein Schicksal ihn dahin sandten. — Es war im Jahr der Gnade 1599. Über drei Jahrzehnte waren vergangen, seit Sir Henry Sidney, der Lord Deputy, jenen Sieg über Shane O'Neill davongetragen, der kraft des alten irischen Rechtes, das dem Clan die Wahl des Häuptlings überließ, das Earldom von Tyrone an sich gerissen hatte, obwohl es von England seinem ältesten Bruder zugesprochen worden war.

Dasselbe Jahr 1567, in dem dieser Erfolg die englischen Waffen krönte, sah den Mord von Darnley und die Bluthochzeit der schottischen Königin mit dem Mörder des Gatten — ein Ereignis, dessen tragische Schuld den Hoffnungen der katholischen Reaktion verderblicher wie alle protestantischen Siege wurde. In Irland folgten zehn Jahre des Friedens, die nur die unvermeidlichen inneren Zwiste der Eingeborenen unterbrachen. Die unter Königin Maria so grausam und unablässig betriebene Politik der Konfiskationen erfuhr unter Elisabeth eine Ermäßigung. Zwangs-

maßregeln waren nicht nach dem Geschmack der Fürstin, die ihre Krone der Liebe und Bewunderung der Nation verdankte und auch in Irland Versöhnung erstrebte. Allein es gelang auch ihr nicht, den einmal erwachten Landhunger des Engländers nach irischem Grund und Boden zu stillen, und dazu gab die Uneinigkeit der Clans und ihrer Häuptlinge der Habgier immer neuen Stoff zu Anschuldigungen wegen Landesverrats, der zu neuen Beraubungen ausgenützt wurde. An eine Pazifikation war unter solchen Umständen auch dann nicht zu denken, wenn äußere Komplikationen wegfielen. Auf dem katholischen Kontinent blieb Irland der Hebel, den man anzusetzen gedachte um das protestantische Königtum der Tochter Heinrichs VIII und der Anna Boleyn für immer in den Staub zu werfen. Aber in der Reihe der Anschuldigungen, die der Rebell Shane O'Neill gegen die Herrschaft Elisabeths in Irland erhoben hatte, fehlte merkwürdigerweise jede Klage darüber, daß die Gewissen ihrer katholischen Untertanen bedrängt seien. Und tatsächlich bestand damals keine religiöse Verfolgung. Zwar schrieb das Gesetz wie in den Tagen des sechsten Eduard den Gebrauch des englischen Rituals und den Besuch des staatlichen Gottesdienstes vor, aber unaehndert ging die katholische Bevölkerung zur Messe, und die Vorschriften der Regierung blieben auf irischem Boden schon deswegen toter Buchstabe, weil nur ein ganz kleiner Prozentsatz der irischen Geistlichkeit englisch sprach oder selbst verstand, das englische Book of prayer aber nicht übersetzt war. Das Band zwischen England und Rom jedoch wurde am Tag endgültig zerrissen, an dem die Königin sich weigerte, das wiederversammelte Tridentiner Konzil zu beschicken und dadurch zur Sache der Reformation überging. Das geschah in jenem ereignisschweren Jahre 1561, in dem die katholische Sache so aussichtsvoll stand, daß die französischen Stände zu Pontoise und Königin Katharina von Medicis selbst nur in den weitestgehenden Konzessionen von seiten Roms und in der Berufung eines nationalen Konzils die Möglichkeit erkannten Frankreich dem Katholizismus zu erhalten.

Der Sieg den 1562 der Herzog von Guise zu Dreux erfocht, vereitelte vorläufig die Gefahr, aber solange Maria Stuart in Schottland regierte wußte Elisabeth, daß es ihre Krone war, um

Digitized by Google

die auf den Schlachtfeldern des Kontinents mitgefochten wurde. Sie beantwortete die zu Dreux gefallene Entscheidung mit den Strafgesetzen gegen die Katholiken, die während der nächsten zweihundert Jahre auf ihnen lasteten, und beanspruchte jetzt die Anerkennung ihrer geistlichen Jurisdiktion, die Lossagung von Rom und die Annahme der neunundvierzig Artikel durch den gesamten englischen Klerus. Die Test-Akte wurde aus politischen Motiven erlassen, aber die Gesetzgebung griff aufs tiefste in das religiöse Leben ein, und mit der Thronbesteigung Pius' V. fiel die päpstliche Macht in die Hände eines Mannes, der vor Feuer und Schwert nicht zurückschreckte, wo es galt, die Macht der Kirche wiederherzustellen oder zu behaupten. Im Februar 1569 erklärte eine päpstliche Bulle die häretische Königin des Throns verlustig und ihre Untertanen des Eides entbunden. Im März 1570 wurde diese Bulle publiziert. Wenn die englischen Katholiken im Einverständnis mit dem Ausland für den Papst und gegen Elisabeth entschieden, so war, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihre Krone verloren, oder die Königin fiel, wie Murray in Schottland, unter dem Dolch eines Fanatikers. Allein die Wachsamkeit Cecils faßte zeitig die Fäden der Verschwörung, die in des spanischen Philipp Hand zusammenliefen. Norfolk und Northumberland büßten dafür auf dem Schafott, und die Hoffnungen auf eine katholische Erhebung erfüllten sich nicht. Langsam aber stetig glitt die große Majorität der englischen Nation aus dem Schisma in die Häresie, und als die spanischen Galeeren nordwärts segelten, eilte auch die katholische Gentry ins Lager nach Tilbury, die großen, katholischen Lords, den Oberbefehl hat Admiral Howard an ihrer Spitze, zogen auf meist freiwillig aufgebrachten und bemannten Schiffen der Armada entgegen, und die Loyalität der englischen Katholiken schützte die Krone derjenigen, die ein Jahr früher das Todesurteil der katholischen Königin Maria Stuart unterschrieben hatte.

So mußte, was in England fehlgeschlagen war, in Irland versucht werden. Pius V. war tot, aber Gregor XIII. verfolgte energisch die Politik seines Vorgängers und nahm insbesondere den Plan der Landung von Truppen an der irischen Küste zur Organisierung des Aufstandes wieder auf. An einem solchen 1580

gemachten Landungsversuch von 2000 päpstlichen Soldaten in fünf Schiffen unter dem Befehl eines gewissen San Giuseppe, um die Rebellion des Earl of Desmond zu unterstützen, scheiterte endgültig die Vermählung von Elisabeth mit dem Herzog von Anjou, weil eine wahre Panik unter den Protestanten jeden Gedanken an die Verbindung mit einem katholischen Fürsten verwarf. Allein auch der Earl of Desmond hatte nur zögernd den fremden Glaubensgenossen seinen Schutz geliehen; er wurde im Fort von Smerwick, in der Grafschaft Kerry, eingeschlossen, sein Besitz verwüstet und ein solcher Schrecken in Irland verbreitet, daß bei dem Erscheinen von Philipps Armada kein Schwert aus der Scheide fuhr. An den Küsten von Donegal und Sligo wurden seine schiffbrüchigen Seeleute nicht weniger grausam ausgeraubt und getötet als auf den schottischen Inseln oder am Strand der Orkneys. Aber Irland, obwohl anscheinend ruhig, war deshalb nicht versöhnt. Der alte Haß wartete nur auf eine Gelegenheit, um das Rachewerk wieder aufzunehmen, das Sidneys Erfolge unterbrochen hatten. Im Jahre 1599 fand sich ein anderer O'Neill, Hugh, um das seit der Niederlage von Shane entzweite Ulster wieder unter seine Führerschaft zu sammeln. Hugh O'Neill, am Hofe von Elisabeth herangewachsen und dort zum Engländer erzogen, hatte seines loyalen Verhaltens wegen die Grafschaft Tyrone nach der Rückkehr in die Heimat erhalten. Dann war ihm die englische Macht in seinem Kampf gegen das Haupt eines feindlichen Clans beigestanden und er hatte seinerseits versprochen, englisches Recht und englische Einrichtungen innerhalb des ihm unterworfenen Gebietes einzuführen. Allein kaum wußte er sich Herr des irischen Nordens, wechselte er den Ton, und, sei es aus Mißtrauen, sei es infolge eines lange gereiften Plans, ging bald genug seine schwankende Haltung zu offener Feindschaft über. Elisabeth, durch den Thronwechsel in Frankreich, den Vertrag von Vervins und die Vernichtung einer zweiten Armada in Sturm und Unwetter von ihren kontinentalen Gegnern befreit, sah sich jetzt, auf der Höhe ihrer Macht, vom Häuptling eines Clans herausgefordert, dessen Streitmacht ihre Truppen schlug. Der Sieg des Grafen von Tyrone bei Blackwater war der größte von allen Erfolgen, die bis dahin in Irland über

Engländer davongetragen worden waren. Ulster, Connaught und Leinster griffen zu den Waffen, und die Hoffnung auf Unterstützung durch Spanien und auf Zerstörung der englischen Herrschaft in Irland wurde zu neuer Flamme angefacht.

So standen die Dinge, als Essex sich dahin einschiffte.

Der Stiefsohn von Leicester war schon, ritterlich tapfer, liebenswürdig und verwegen. Wie sein Zeitgenosse Spencer, der in durchsichtiger Allegorie der Herrscherin, der „Faërie Queen", die poetische Huldigung dargebracht hatte, wußte auch Essex in Versen zu schmeicheln.

Zur Jahresfeier der Thronbesteigung Elisabeths bot er ihr das Fest, bei dem der Knappe, der seine Farben trug, von einem Eremiten aufgefordert wird, der Liebe zu entsagen, ein Staatsmann ermahnt ihn hiernach, den Geschäften, ein Krieger, dem Waffenhandwerk sich zu widmen. Der Jüngling aber entgegnet, ihn erfülle die Leidenschaft für seine Dame sie werde ihn die Staatskunst und das Feldherrnamt lehren. Zu wiederholten Malen hat Essex der Königin in dieser Weise unter dem Schleier der Dichtung gehuldigt. Das fast unlösbare Problem, die in einer alternden Frau erwachte Neigung zu ihm vor den Stürmen der Eifersucht und des Mißtrauens zu bewahren, das Selbstgefühl der Fürstin zu schonen und dennoch ihr weibliches Herz zu beherrschen, das vermochte freilich auch Essex nicht zu lösen. Aber noch duxfte sich sein kecker Mut gegen ihre zögernde Klugheit, gegen die Bedenken des alternden Burleigh erheben, der 1597 zum Abschluß des Friedens mit Spanien riet, während Essex, um Philipps Macht in der Neuen Welt tödlich zu treffen, der Landenge von Panama sich bemächtigen wollte und in heftiger Weise die Kriegführung in Irland tadelte. Damals war es, daß der spanische Botschafter ihn des geheimen Einverständnisses mit Frankreich beschuldigte, während anderwärts die Sage ging, Essex habe an sein Schwert geschworen, nachdem die Königin, in einer Aufwallung des Zorns, ihn auf die Wange geschlagen. Nun sollte er in Irland die Probe seines Könnens geben, in Irland, an dessen Gestaden die englische Staatskunst schon so oft gescheitert war, „um das er werben wollte wie um eine Frau, die widerspenstig sich erweisen und so manches versucht hat, das dem Gesetz und der Ordnung zuwider

gewesen, weil sie bösen Fe verlockenden Eingebungen unterlegen, und die doch der Treue fähig und imstande ist, demjenigen, der ihr Herz gewonnen, zu folgen bis an der Welt Ende.

Dem treuen Harvey, der diese Worte schreibt, entging es nicht, daß sein Gebieter und sein Held, am Tag wo er in glänzendem Waffenschmuck auf seinem Lieblingsroß Suleiman vom Laufungsplatz gegen Dublin ritt durch eine halbnackte, wildaussehende Menge den Weg sich bahnen mußte, deren dumpfes Murmeln vom Schrecken erpreßten Drohungen und nicht einem freudigen Willkommen glich. Die Stadt selbst war mit Flüchtlingen überfüllt, die hinter festen Wällen Schutz gegen die Verwüstungen und Bedrohungen an Gut und Leben suchten, die sie von den nordischen Rebellen zu gewärtigen hatten. Diese Flüchtlinge empfingen Essex wie einen Befreier, und Tränen stürzten aus vieler Augen, während er, den lauten Zuruf erwiedernd und den kleinen Kindern zuwinkend, die von den Müttern ihm entgegengehalten wurden anmutig seinen Federhut zum Gruß lüftete. Im Haus eines Edelmannes, Usher mit Namen, nahm er hierauf Quartier, denn die Burg von Dublin, die dem Lordlieutenant der Königin zur Residenz bestimmt war, glich mehr einer Ruine und diente, verwahrlost wie sie war, vorläufig nur noch Staatsgefangenen zum Aufenthalt. Harvey, der sie am Tag nach seiner Ankunft in Augenschein nahm, ward vom Anblick all der Köpfe und Gliedmaßen von Rebellen betroffen, mit welchen die Wälle der Burg sich greulich geschmückt zeigten. „Denn nicht nur" schreibt Harvey „daß sie über dem Hauptor befestigt waren (was für die Überreste von Verrätern die rechte und natürliche Stelle ist, und wo wir in England sie zu sehen gewohnt sind), sondern sie standen der ganzen Burg entlang und den Fenstern gegenüber auf Pfählen aufgepflanzt, was mir ein törichter, ja selbst ein sozusagen grausamer und unschöner Brauch zu sein schien. Auch ließ ich mir erzählen, daß es keineswegs nachtrag bekannte Empörer, sondern zum großen Teil elendes Gesindel aus allen Ecken und Enden zusammengerafft, O'Dempsys, O'Byrnes und dergleichen seien . Seine Exzellenz schien den Anblick mißfällig zu bemerken und wandte das Haupt ab von all dem toten Fleisch,

denn zerstreuen hat er diese Trophäen des Todes verblichen, auch wenn diejenigen, die sie geliefert, im Leben seine Feinde oder die der Königin gewesen." Nachdem Harvey seine Schritte von der Burg ab und der Umgebung der Stadt zugewandt hatte, die so prächtig zwischen dem Meer und den Hügeln gebettet lag, konnte er wieder des Anblicks nicht froh werden. „Denn diese Hügel sind für das Stadtvolk mehr Plage denn Bartel, und ihre Torfmoore und Felsen nen niemand anderer denn O'Byrnes, O'Tooles und ähnlicher Satansbrut bewohnt, die beständig in die Stadt hereinbrechen, so daß die Leute ihre Habe und ihr Vieh keinen Augenblick außer acht lassen dürfen, wenn sie nicht wollen, daß es geraubt und weggetrieben und in den Schlupfwinkeln des Räubervolkes geborgen werde." Blickte man von der Höhe auf die Burg hinüber, so war das erste, was das Auge sah, eine auf dem höchsten Turm aufgerichtete, weißbemalte Fahnenstange, die aber keineswegs eine Flagge, sondern das Haupt des größten der hingerichteten Rebellen und zwar so lange trug, bis die Zeit ihr Werk an demselben getan oder ein noch schlimmeres seine Stelle einzunehmen kam. Und da es so aufgepflanzt stand, über allen andern Dingen, die lebendig oder tot zu seinen Füßen lagen und nichts über ihm als der blaue Himmel und die Vögel der Lüfte und des Nachts die Sterne, die hell und kalt darauf niederblickten, pflegten es die Bürger von Dublin spottender Weise „den Astronomen" zu nennen, und es war gemeine Rede unter dem loyalen Teil der Bevölkerung, bald möge Gott wieder einen andern solchen Sternkundigen nach Dublin senden, so daß der Dichter darüber reimte:

„His head is peled high
Upon the castle here,
Beholding stars as though he were
A great Astronomier."

Vor solcher Poesie, meinte des Grafen Essex getreuer Sekretär, möge der Himmel die Poeten bewahren. Er selbst aber blieb vom Ungemach nicht verschont. Sein Gastherr hatte ein Töchterlein, ein sanftes blondes Mädchen, Agatha genannt, dem zuliebe er bald Sonette dichtete. Ihr zur Seite aber stand eine Base,

Mrs Bridget, jung und schön wie sie, jedoch schwermütigen Sinnes, die ihn zornig anfuhr, weil er allen Rebellen den Tod wünschte. Denn sie liebte einen derselben, ihren Vetter Felim Oge Burke, der drunten im Burgverließ schmachtete, weil die Regierung ihn, den Bruder eines Empörers, unschuldigerweise eingekerkert hatte, worauf er entkommen und ins Lager von Dyrone geflohen war, dann aber noch einmal gefangen genommen, seiner Jugend wegen nur die Freiheit, nicht aber das Leben verwirkt hatte. Jetzt wandelte Mrs Bridget an seinem Gitterfenster vorüber zur Stunde, da die Sonne ihren Schatten auf dem entgegengesetzten Wall zeichnete, so daß der junge Bursche ihn sehen und wissen konnte, sie sei nahe. Auf dem Heimgang noch in Betrachtungen über die süße Allgewalt der Liebe verloren, vernahm Harvey plötzlich den Lärm von Männerstimmen der aus dem Hause Ussers zu ihm drang. Eine dieser Stimmen erkannte er. Es war die des Jünglings Frank Gardner, den die Mutter auf seine Bitte hatte gehen lassen, damit er, obwohl fast noch ein Knabe, sich unter Essex seine Sporen verdiene. Ein junger Ire hatte ihn herausgefordert, indem er keck behauptete, niemand werde es wagen, dem unbezwinglichen Tyrone in offener Feldschlacht zu begegnen. Nur mit der äußersten Mühe gelang es, die beiden jungen Leute zu trennen, bevor es zu Tätlichkeiten zwischen ihnen kam.

Indessen diese Dinge sich in Dublin zutrugen, wuchs die Macht des Rebellen mit jedem Tag, von nah und fern wurden alle Herden, die nicht bereits in seine Hände gefallen waren, von den gedrängten Bewohnern ihm entgegen und auf seine Ländereien getrieben, so daß die Truppen, die gegen ihn auszogen, sich dem Hunger ausgesetzt sahen, und Essex sie an „Leib, Seele und Ausrüstung" so heruntergekommen fand, daß er den Befehl der Königin, gegen Norden zu ziehen, nicht sofort auszuführen wagte. Es sollte vorerst die Tüchtigkeit seiner Leute gegen schwächere Gegner erprobt werden, und zudem konnte man nicht vor Einnahme und Zerstörung der festen Plätze in Munster und Connaught daran denken, sich gegen Tyrone zu wenden. Der geheime Rat pflichtete dieser Ansicht des Lordlieutenants völlig bei, und so wurde in den Anfängen der erste Kriegszug unternommen. Harveys Bewunderung für seinen Gebieter

steigerte sich, wenn er sah, mit welcher unverwüstlichen Laune er in den verlassenen Lehmhütten der gestohlenen Dorfbewohner auf Strohlagern vorlieb nahm und am Haferbrot lebte, während sein Zorn sich heftiger wie gegen Tyrone, gegen diejenigen kehrte, die am Hof der Königin die Wahrheit verhüllten. „Mylord Essex aber ist so wahrhaftig, daß er auch in Gegenwart der Majestät nichts anderes denn das Wahre spricht und offen seine Seele klarlegt vor ihr die mehr als Göttin denn als Frau und Königin behandelt wird, und jetzt kränklich geworden, den Widerspruch nicht duldsam wie ehedem hinnimmt, wenn auch heute noch der Ruhm ihrer Eigenschaften und Geistesgaben ein solcher ist, daß er den Glanz aller anderen Monarchen, von denen die Geschichte erzählt, weithin überstrahlt!"

Bei Hof jedoch war einer, der junge Francis Bacon, der es gut mit Essex meinte. „Deine Feder," so hatte er beim Abschied zu ihm gesagt, „wird bei Ihro Majestät ein Gesandter, verlässiger wie deine Zunge sein." Und wenn auch dieser auf die Warnungen seines Freundes etwas spöttisch bemerkte, Mißtrauen sei wohl ein kluger Hund, allein besser noch sei das Vertrauen, so gestand er doch dem darob eifersüchtigen Harvey, ein zweiter Freund wie Bacon, das wisse er wohl, sei nicht zu finden.

Im Lager unterdessen erzählte ein Genfkerl, der zum Gefolge des Earls of Ormonde gehörte, wie in den früheren Feldzügen gegen die Rebellen alles niedergemacht worden sei, auch solche, die sich nicht gewehrt, sondern vielmehr kniefällig um ihr Leben gefleht, die Weiber zumal und selbst die Kinder der Empörer, obwohl keines von diesen zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden vermocht, habe man niedergemetzelt zuweilen nach folternden Qualen, um die Sünden der Eltern zu strafen. Der nicht wenig entsetzte Harvey entgegnete, derlei stamme keinem Soldaten, und wahrlich nicht rühmlich sei es, auf solche Taten zurückzublicken niemals, das wisse er, werde Lord Essex seine Einwilligung zu Dingen geben, die des Wilden viel würdiger als des Christen seien. „Dann", entgegnete höhnisch der Kriegsmann, „wird Mylord Essex zu seinem Schaden erfahren, daß eine so milde Gesinnung wenig nach Irland paßt, dort ist Mitleid ebenso an

der Stelle, als ob einer etwa versuchen wollte, wilde Tiere mit sanfter Hand zu streicheln. „Ist es denn immer so gewesen und wird es immer so sein, daß dieses irische Land niemals des Friedens sich erfreuen soll?“ fragte Harvey betrübt, wenn er fortwährend solche und ähnliche Reden hören mußte. „Weder unter den eigenen Häuptlingen noch unter den Befehlen der Statthalter aus England ist es ruhig geworden auf diesem blutgefärbten Boden, und ohne des Himmels besonderes Geheiß wird es wohl auch niemals ruhig werden, es sei denn, daß das Meer ihn verschlinge, und die Wellen, die so gierig an seine Ufer schlagen, die Insel in einen Salzsee verwandeln, in dem, statt Menschen, Fische hausen.“

Wenig Tage später fiel ein befestigter Platz in die Hände der Engländer, und wild aussehende Gestalten, mit Helmen, Brustschildern und Speeren ausgerüstet, aber mit entblößten Armen und Füßen wurden gefangen herbeigeschleppt. Die übrigen flohen auf schnellen Pferden, die sie in ganz barbarischer Weise, ohne Sattel und Zügel, ritten. Das kleine Heer von Essex drang weiter vor, gegen Cashel zu, dort schien die ganze Gegend entvölkert, und vom Feind war ringsum nichts zu gewahren, bis im Schutz eines Waldes geborgen, die Truppen ihm unversehens nahe kamen, und er plötzlich in Scharen hervorbrach, unter Geheul und Wutgeschrei, so daß es schien, es seien Teufel oder Bestien losgelassen worden, und die Geschosse wie Hagel auf den Gegner niederfielen. Mit dem Ruf: „Wir nach, ihr Herren!“ stürzte sich Essex in das Schlachtgewühl, doch kaum daß sein Anruf und Beispiel auf die Seinigen die gewohnte Macht übte, so war ihnen diese Art der Kriegführung, so unerwartet der Überfall. Endlich jedoch sammelten sie sich wieder und stürmten ihren Führer nach und auf die Rebellen los, bis diese sich unter wuchtigen Streichen zur Flucht wandten. Allen anderen voraus und den Feinden nach eilte Frank Gardner, wie ein junger Sankt Michael, das gezückte Schwert in der Rechten und die Locken im Wind, so daß er den Augen von Harvey entschwand, dem es erst nach einer Weile gelang, ihn im Augenblick zu erreichen, wo zwei halbnackte Gesellen ihn vom Pferd zu zerren versuchten. Sie fielen

Digitized by Google

unter Harveys Streichen, und froh, den jungen Freund gerettet zu wissen, ritt er mit ihm, der im lauten Siegesjubel das Kriegshandwerk als das herrlichste von allen pries, über das verlassene Schlachtfeld. Da, in der Nähe eines Hügels, flogen plötzlich Pfeile auf sie nieder, Harvey wandte sich nach Frank und sah ihn noch ein paar Sekunden lang mit den Armen in der Luft umherschlagen wie einen der etwas fassen will, dann bog er sich im Sattel zurück und stürzte leblos zu Boden. Auf offenem Feld, nahe bei der Heerstraße, wurde Frank bestattet, und also begann der Feldzug gegen den Rebellen Tyrone.

Die nächste Rast wurde bei dem Earl of Ormonde zu Kilkenny gehalten, der zu den Engländern hielt, aber seiner Grausamkeit wegen auch unter ihnen „der schwarze Tom" hieß. Eines Tages hatte er den eigenen Neffen hinrichten lassen und dann dessen Haupt in einem zwölfchenen Sack dem Lord-Deputy zum Geschenk übersendet. Gegen Essex erwies er sich treu und zog mit ihm gegen die befestigte, für uneinnehmbar gehaltene Burg Cahir. Sie gehörte Thomas Butler, Lord von Cahir, der ebenfalls der Engländer sich angeschlossen und sein Wort dafür verpfändet hatte, daß sein jüngerer Bruder, der die Burg befestigte, sie beim Herannahen des Heeres übergeben werde. Statt dessen wurden zwei Schelmworte und üble Reden aller Art zwischen den Brüdern gewechselt, die Veste aber übergab sich nicht, und bald brach sich die Überzeugung Bahn, daß beide Brüder, abwohl scheinbar ihrlich entzweit, im besten Einvernehmen handelten. So blieb denn nichts übrig, als zu stürmen und die Besatzung niederzumachen, was auch geschah. Die Tat aber blieb nicht vereinzelt. Wohin die Engländer gingen, folgte Verrat und Mord ihren Spuren; alles Land, das sie durchzogen hat sich verödet und verlassen dem trostlosen Blick, und es war kein Wunder, wenn endlich auch die Phantasie mit düsteren Visionen und Schreckensbildern sich bevölkerte und die Gaffer der Erschlagenen sich nächtlicherweile an die Lebenden heranbrängten. Auf Essex' Wunsch schilderte Harvey einen solchen Gespensterspuk, der in der alten Abtei zu Askeaton selbst den tapferen Liebling der Königin aus dem Schlaf schreckte und bärtige alte Krieger erbleichen machte, so daß ihre Zähne

wie im Fieber aneinanderschlugen und sie den alten Desmond, der zu Castlemaine erschlagen worden, aus seinem Grab erstanden zu sehen glaubten, mit ihm die 130 000 Männer, Frauen und Kinder, die in jenen Tagen durch Schwert oder Hunger umgekommen waren. Auch die Post aus London und Kuriere mit den Briefen der Königin brachten nichts Gutes. Erprobte Führer wurden von Essex' Seite weggerufen, seine Maßregeln von Hofleuten getadelt, die ihren Fuß nie auf irischen Boden gesetzt hatten, Ratschläge ihm gesendet, die auf gänzlicher Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhten. Indessen enthielt das Tagebuch seines Sekretärs Notizen, wie die folgenden: „Ein Spion eingebracht und aufgeknüpft". Seine Exzellenz benachtigt sich der Burg eines Rebellen. Er läßt sie dem Erdboden gleichmachen und einige Gefangene niederhauen. Zwei Weiber aber gebietet er zu schonen; es waren deren ursprünglich sieben, die übrigen wurden infolge eines Mißverständnisses erschlagen." Heute Nacht wurde das Lager alarmiert. Die Soldaten griffen zu den Waffen, stürzten dem vermeintlichen Feind entgegen durch den schlüpfrigen Kot, der während des langen Regens sich angehäuft hatte, und rannten sich im Finstern nieder, während der Ruf: „Die O'Toales!" Die Macarthys, eine unbeschreibliche Verwirrung in der dunkeln Nacht verbreitete. Endlich stellte es sich heraus, daß es eine Herde Kühe war, die von den Einwohnern der Gegend in die Berge getrieben, von dort den Weg nach ihrer ehemaligen Heimstätte gefunden hatte, worauf die Mannschaft, einigermaßen beschämt, ihre Lagerstätten wieder aufsuchte." Ein anderes Mal berief Essex, während kurzer Rast auf Sir Walter Raleighs Burg in Kerry einen irischen Barden nach der Tafel zu sich und versprach, ihn zu belohnen und ungehindert ziehen zu lassen, wenn er ein unterhaltendes Lied ihm vortragen wolle. Der Alte tat's und verherrlichte in seinem halbbarbarischen, wilden Gesang den Verrat eines irischen Häuptlings. Harvey stand am Fenster und sah, wie bei dem Ton der Harfe mit welcher der Barde sein Lied begleitete, schattenhafte Gestalten herbeischlichen, anfangs schüchtern und von fern, dann immer näher und näher sich heranwagend. Je länger der Gesang währte, um so lebhafter wurden die Gebärden der Lauschenden,

Digitized by Google

sie sosten sich bei den Händen und schienen nur mit Mühe der Lust zu widerstehen, die bekannte Melodie mit Sprüngen und Tänzen zu begleiten, denn sie bewegten sich heftig hin und her, und ihre Augen funkelten im Mondenschein. Sobald aber jemand aus dem Burgtor zu treten Miene machte, stoben sie auseinander oder warfen sich flach auf den Boden, um nach überstandener Gefahr alsogleich sich wieder zu sammeln und aufzuhorchen, als ob ihre innerste Seele nach dem Gehörten schmachte. Am selben Abend noch, bevor sie zur Ruhe gingen, besprach der treue Harvey das Gesehene mit seinem Herrn. „Siehst du, Hal," sprach dieser, „wenn ich mir die Worte des Alten und mehr noch sein ganzes Auftreten, seinen Blick, seine Haltung ins Gedächtnis zurückrufe, dann will es mich bedünken, es sei männiglichen, daß wir alleo das Wort führten, wenn es sich einmal darum handeln sollte, unsern Streit mit diesem Volke zu erzählen. Und auch davon bin ich überzeugt: wäre ich ein Irländer und dazu ein Dichter, ich könnte ein Lied singen, darob jede Maid, die es vernommen, wennend sich zum Schlummer niederlegen und manche jener Dragöhlen verblassen würde, die gegenwärtig in London über die Bretter gehen." „Daß Eure Lordschaft stets Ire", entgegnete ernst der Sekretär, „ist ohne Zweifel eine glückliche Fügung zu nennen, und was diejenigen betrifft, die durch Geburt und Abkunft nach Irland gehören, so scheint es mir wenig wahrscheinlich, daß sie solchen Gedanken sich hingeben, denn ohne Zweifel erkennen sie selbst, daß die Natur nicht weniger als die Geburt ihnen im Vergleich zu uns eine untergeordnete Stelle angewiesen hat, eine Tatsache, die wahrlich klar genug vor aller Augen liegt." Lord Essex aber drohte lächelnd mit dem Finger „O Hal, Hal, du phantasielosester der Dichter! Von solchen Dingen müssen wir wenig genug und erraten schlecht, was im Geist der anderen vorgeht, besonders denn, wenn diese anderen uns ein Gefühl der Verachtung einflößen, denn die Verachtung ist wie ein Schleier, der sich über das Auge breitet und es den Eindruck wahrzunehmen verhindert, den wir auf sie machen. Sagt nicht Montaigne: Wenn meine Katze und ich uns gegenseitig mit Affenkünsten belustigen, wer weiß, ob es nicht die Katze ist, die uns diesem Spiel

die größte Unterhaltung zieht, und ob nicht mein eigener Mangel an Verständnis für ihre Sprache Schuld daran trägt, wenn wir uns nicht besser verstehen." „Diese Worte, die mir, ich bekenne es, damals phantastisch genug vorkamen," schließt Harvey seine Aufzeichnung des Gesprächs, „sind mir später oft genug wieder in die Erinnerung gekommen, wenn ich diese Irländer beobachtete, die mir anfangs kaum besser oder verständiger wie Lasttiere dünkten. Denn ebenso wie Porphyrius lehrt, daß eine Reihenfolge der Geschöpfe von der niedersten Tierwelt bis zu uns und dann wieder von uns bis zu den himmlischen Wesen oder Engeln hinaufreicht, ebenso hatte es mir natürlich geschienen, in diesen rauhen Eingeborenen eine Zwischenstufe zwischen uns und der Tierwelt zu sehen, die vom Menschen nur die äußeren Züge, keineswegs aber Anspruch auf das ihm zukommende Erbe besitzen. Nach und nach aber lernte ich erkennen, daß eine solche Beurteilung nicht richtig sei und zu törichter Selbsterhebung Anlaß geben könne, und daß die Irländer Menschen sind, wie wir selbst oder wie die amerikanischen Rothäute, wenn sie auch wie diese, zu einer untergeordneten Rasse gehören, eine Betrachtung, die es sich wohl vor Augen zu halten geziemt, weil sie die Seele in der demütigen Stimmung bewahrt, die dem christlichen Manne zu eigen sein soll."

Unterdessen gingen die kriegerischen Ereignisse ihren Gang und brachten dem Führer der königlichen Heere bittere Enttäuschung und ungeahnte Schmach. Er hatte eben mit seinem Kriegsvolk nie der Feldzug in Munster gegen den in den Wäldern gebergenen Feind am besten zu einem glücklichen Ende geführt werden könne, da kam aus Wicklow die Nachricht von der Niederlage des Sir Henry Harrington, der noch Essex selbst das höchste Kommando führte. Nicht in offener Feldschlacht war er geschlagen worden, sondern verräterisch und nächtlicher Weile hatten die Rebellen sein kleines Heer überfallen, und ein solcher Schrecken ging vor ihnen her, daß Harringtons Soldaten, die überrumpelt worden waren, alle Disziplin vergessend die Waffenröcke sich vom Leib rissen, Rüstungen und Waffen weit von sich warfen und halb entblößt, um weniger erkannt zu werden, in die Wälder flohen, wo sie

später von den Ihrigen zum Teil wieder aufgefunden, willig sich ergaben. Denn besser, meinten sie, sei es, durch die Hand ihrer Kameraden zur Strafe für ihre Feigheit vom Leben zum Tode befördert zu werden, als in der Wildnis Hungers zu sterben oder grausam von ihren unerbittlichen Feinden hingeschlachtet zu werden. Das Beispiel wirkte ansteckend auf die übrigen Truppen. Die schlechten Wege, der beständige Regen, die Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel und die Schwierigkeit sie zuzubereiten, das Überhandnehmen schlimmer Krankheiten, alles trug dazu bei, die Mannszucht zu lockern. Selbst unter den Offizieren hörte man sagen, nicht deswegen seien sie von England nach Irland gekommen, um ausgehungert oder im Regen ertränkt und im Moor erstickt oder von halbnackten Wilden aus einem Hinterhalt niedergeschossen zu werden. Vergebens suchte Essex den Mut der Seinen zu heben, vergebens auch stürzte er sich persönlich und bei jeder Gelegenheit voran ins ärgste Schlachtgetümmel, sein Fußvolk blieb dabei, daß es Teufel, nicht Menschen seien, die zu bekämpfen man auf die unwirtliche Insel gekommen, und hätte die Reiterei nicht besser standgehalten, so würde Dublin schwerlich wieder erreicht worden sein. Dort angelangt, mußte Essex sich den Ärzten anvertrauen, denn die vielen auf feuchtem Stroh verbrachten Nächte und die Unbill der Witterung hatten es ihm angetan, und den starken Mann plagte die Gicht in allen Gliedern. Aus London aber kam schlimme Botschaft. Die Königin zürnte wegen des verlorenen Feldzuges und noch mehr darüber, daß von den fahnenflüchtigen Soldaten des Sir Henry Harrington auf Befehl ihres Vizekönigs nur der zehnte Mann erschossen worden sei; von allen Freunden, die Essex bei seiner Abreise im Rat der Krone gezählt hatte, blieben jetzt nur drei derselben ihm treu. Die andern gaben zu verstehen, er wolle drüben in Irland den König spielen, er selbst klagte, von ihm werde verlangt, zugleich ein Feldherr und ein bloßer Popanz zu sein, der, auf den Acker gesetzt, die Spatzen vertreiben solle, aber weder Arme noch Beine und kein Herz im Leibe habe. Nicht besser standen die Dinge für ihn in Dublin. Während man in London klagte, daß der irische Vizekönig Ehren, Auszeichnungen und ganz besonders Ländereien mit zu freigebiger Hand

verteile, konnte er in der irischen Hauptstadt nicht ausreiten, ohne daß Bittsteller seinem Pferd in die Zügel fielen und ihn umdrängten, um Versprechungen zu erlangen oder Verdienste geltend zu machen, deren Preis stets Grund und Boden verfehmter Irländer sein sollte, so daß Essex in heftigem Zorn ausfuhr und fragte, ob sie denn glaubten, daß er Macht habe, Königreiche, Grafschaften und reiche Ländereien für sie zur Beute zu zerschneiden, er, der selbst nur ein Untertan sei und nicht nach fremdem Gut begehren trage. In seinem ganzen Heer war ein einziger Offizier, eben jener Sir Conyers Clifford der auf der Königin Befehl ein entlegenes Kommando hatte übernehmen müssen der nichts für sich oder die ihm zunächst Stehenden begehrte. Im Augenblick aber, wo Essex ganz besonders auf ihn zählen zu können meinte, kam die Schreckenskunde, daß er meuchlerisch von den Rebellen erschlagen worden sei. Von den neunzehntausend Mann die vor halb Jahresfrist nach Irland gesandt worden waren, blieben kaum viertausend wehrfähige Krieger, und noch hatte keiner von ihnen den Erzrebellen Tyrone auch nur von weitem geschaut. Das geschah nun endlich im August bei Arbee, unweit von Fermoy in der Grafschaft Meath, wohin Essex allen Mannungen zum Trotz sein geschwächtes Heer von Dublin aus geführt hatte, um sich mit Tyrone zu messen. Der Earl war aufgewachen, solange er konnte, da aber das Spiel sich nicht mehr fortsetzen ließ, schickte er Abgesandte ins englische Lager und ließ unterwürfig und dringend eine Zusammenkunft zu begehren. Nicht freiwillig, sondern nur aus Notwehr so beteuerten seine Boten habe Tyrone zu den Waffen gegen die Herrschaft der Königin gegriffen. Er sei vom Wunsch beseelt, ihr künftig in Treue zu dienen, wenn nur sein gerechtes Begehren erfüllt und er selbst in Gnaden wieder aufgenommen werde. Zweimal ließ Essex die Boten unverrichteter Dinge wieder abziehen, erst das drittemal bewilligte er die Begegnung. Sie sollte am Fluß, unweit einer Fähre stattfinden. Er und sein Gefolge hatten bereits jenseit des Ufers Aufstellung genommen als Tyrone, von den Seinen sich trennend, allein dem Fluß zuritt, sein Pferd bis an den Bauch ins Wasser trieb und sich so weit dem anderen Ufer näherte, bis seine Stimme klar und deutlich

dort vernommen werden konnte. Essex, dieses wahrnehmend, wandte sich zu seiner Umgebung. „Bei meiner Ehre, ihr Herren," rief er aus, „wenn Tyrone nicht fürchtet, allein und schutzlos sich in meine Hand zu geben, so will auch ich nicht an Mut und Ritterlichkeit ihm nachstehen, sondern gleichfalls allein ihm begegnen, während ihr meine Rückkehr hier erwarten möget." So sprechend gab er seinem Pferd Sulemán die Sporen und sprengte hinab an den Fluß der Stelle zu, wo Tyrone im Wasser stand. Eine volle halbe Stunde dauerte die Unterredung zwischen ihnen, dann ritten die beiden, sich begrüßend, wieder jeder zu seinen Leuten. Bald ward bekannt, daß ein Waffenstillstand von sechswöchiger Dauer abgeschlossen werden sollte und daß Tyrone diejenigen seiner Anhänger, die ihre Einwilligung verweigerten, schutzlos der Bestrafung durch Lord Essex überliefe, der sein Wort für Aufrechthaltung des Vertrags verpfändete, während seinerseits Tyrone das Übereingekommen feierlich beschwur.

Ein solches kam auch wirklich zustande, und Essex erwog die Möglichkeit eines dauernden Friedens. Sein Sinn war auf schleunige Rückkehr nach London gerichtet. „Hätte ich ahnen können, was mich hier erwartete, Hol," sprach er eines Tages zu seinem getreuen Harvey, „ich hätte mich aufknupfen lassen, wie Haman, bevor ich diesen Statthalterposten begehrte, den, in aller Ehrfurcht sei es gesagt, ein Engel des Himmels nicht antreten könnte, ohne mit verminderter Reputation vor Gottes Angesicht zurückzukehren. Denn der Mann, der ihn übernimmt, muß unbarmherzig sein, wie Nero, aber kein Tropfen Blut darf seine Hand beflecken. Er muß allen Bittstellern sein Ohr leihen und alles Unrecht gut zu machen versprechen, handeln aber darf er nicht, denn das würde ihm den Vorwurf zuziehen, daß er eigenmächtig auftreten gedenke. Jedes Wundmal und jedes höfliche Geschwür, an denen dieses unglückselige Land sich zu Tode blutet, muß er kennen, allein nicht eines derselben kann er verbinden oder heilen, denn das würde Geld erfordern, und Geld ist eben dasjenige, was Ihre Majestät in Irland am wenigsten verbraucht sehen will. So muß er denn alles hören, alles tragen, alles zu beruhigen suchen, allen Leuten gute Worte geben, seine eigene Seele in Gleichmut

bewahren, früh und spät bei der Arbeit sein, die ganze Kraft ohne Aussicht auf Lohn oder Anerkennung verbrauchen, Unmöglichkeiten möglich zu machen suchen und am Ende . . ."

„Am Ende, Mylord? . . ." „Nun ja, am Ende nach England zurückkehren, um dort wie ein gemeiner Verräter und Missetäter gerichtet zu werden." Und mit dem ihm eigenen, fröhlichen Lachen fügte er hinzu: „Noch kurze vier Wochen, und Essex wird hier nichts mehr zu sagen haben, sondern seinen Bart wieder wachsen lassen, so wie es ihm gefällt, seine Meinung laut herumbieten, seine Feinde hassen, seine Freunde lieben, keinen Menschen ehrlich nennen, von dem er weiß, daß er ein Lügner ist, sein Geld für sich statt für andere ausgeben und einst friedlich in seiner Väter Hallen oder fröhlich auf dem Schlachtfeld sterben, aber nicht zu Tode gehetzt wie ein toller Stier von der hellenden Meute, die ihn durch ihre Zahl erdrückt und nach seinem Herzblut dürstet." Harvey ließ seinen Herrn reden, die Munterkeit seiner Laune jedoch fand keinen Widerhall bei ihm. Nicht allein die Last der Geschäfte, das blutige Würfelspiel des Krieges hielten ihn den Sinn umflüstert. Nach Dublin zurückgekehrt, hatte er lebenden Herzens nach Miß Agathe gefragt und den Bescheid erhalten, daß sie, die er so treu im Herzen getragen und in so gleichgesinnten Versen gefeiert hatte, schon bald nach seinem Zug gegen Süden eines anderen Weib geworden. Damit erlosch der letzte Sonnenstrahl, der auf der verwünschten Insel ihm nach das eintönige Grau des Gewölkes mit seinem Licht verklärt hatte, und es blieb ihm nur die Sorge um den geliebten Herrn, die seit jener Begegnung mit Tyrone sich zu peinigender Angst steigerte. Unter den Sorgen, die während der langen Abendstunden bei dem trüben Schein des Torfbrandes im Kamin von klein und groß beim Heulen des Sturmes geflüstert wurden, war besonders eine, die dem Sekretär Essex' sich ins Gedächtnis gegraben hatte. Sie erzählte von einer grimmigen Alten, ganz in graue Lumpen gehüllt, die am Ufer des letzten Flusses oder Baches, den zu durchreiten dem Häuptling eines irischen Clans beschieden ist, schweigend gekauert sitzt und anscheinend Linnen wäscht, bis er ihr, ganz nahe kommend, ins Angesicht schaut. Dann bricht sie in so schrecklich

gellendes Gelächter aus, und, den Arm tief in die Fluten senkend, zieht sie ein gespenstiges Bild hervor und hält es ihm entgegen. Es ist sein eigenes, aber bereits entstellt vom Tode, bedeckt mit allen Wunden, an welchen er sich verbluten soll.

Eines Tages, nicht lange nach dem Abschluß des Waffenstillstandes, folgte Harvey den Lordlieutenant auf einem langen Ritt, bei dem beide in den späten Nachmittagsstunden vom Unwetter überrascht wurden, so daß es bald nicht mehr möglich war, auf fünf Schritte Entfernung den Weg zu erkennen, bis endlich die Reiter unmittelbar vor sich den Ford von Lagan liegen sahen, durch den sie hindurch mußten, um das Quartier wieder zu erreichen.

Im Augenblick aber, wo Essex sein Pferd spornte, um mit ihm durch die Flut zu setzen, scheute das Tier mit wildem Sprung und war nicht mehr vor der Stelle zu bringen, vergebens mühte er sich ab, seines Rosses wieder Herr zu werden. Harvey, der nach der Ursache dieses Schreckens spähte, gewahrte plötzlich dicht vor sich am Ufer ein altes Weib, ganz ähnlich wie es die Legende beschrieb, abgehärmt und totenbleich, das bei seinem Anblick sich hoch aufrichtete und die hohlen Augen auf ihn geheftet hielt, bis er, an allen Gliedern zitternd sich zu Essex wandte. Dieser hielt unweit von ihm, gleichfalls nach dem Punkte starrend, wo die Alte erschienen war, und rief mit lauter Stimme ihn an, ob er das bengte Weib gesehen, das zusammengekauert am Ufer gesessen. „Was täte ein einsames Mütterlein zu solcher Stunde?" erwiderte Harvey, der nicht gestehen wollte, was ihm begegnet war. Da wandte Essex sein Pferd. „Dann muß ich sehen, ob mein Auge mich getäuscht hat," sprach er und schickte sich an, noch einmal durch den Fluß zu reiten. Der Sekretär stellte sich ihm in den Weg. „Um Himmelswillen, Mylord, keinen Schritt weiter, es kann ein Hinterhalt sein, von diesen wilden Genossen ausgeheckt, zum Zweck uns in ihre Gewalt zu bringen, während drüben im Lager gewiß schon Beten der Königin warten."

Essex schien einen Augenblick unschlüssig, dann griff er in die Zügel und ritt seinem Gefolge entgegen, um einen anderen Übergang zu suchen. Nur Harvey blieb zurück. Noch einmal richtete sich sein

Blick, wie durch einen Zauber gebannt, nach der verhängnisvollen Stelle. Dort stand das Weib. Es schien größer, so riesengroß geworden, und in der ausgestreckten Rechten hielt es ein Bündel, während ein spöttisch grinsendes Lächeln den hohlen Mund umspielte. Das Bündel aber nahm Form und Gestalt eines abgeschlagenen Hauptes an, und aus dem Haupte tropfte das Blut in die Wellen. Harvey glaubte die Züge dieses toten Antlitzes immer klarer und deutlicher zu unterscheiden; immer schärfer prägten sie sich aus, bis es Essex' Züge waren, die er sah, die festgeschlossenen Augen tief eingesunken, wie die eines Menschen, den der Tod erst kürzlich dahingerafft hat. Ihm selbst war zumute wie einem, dem der starke Wein zu Kopfe steigt. Er schwankte im Sattel hin und her, während sein Pferd der Eskorte, mit der es gekommen war, nachsprengte, und er konnte nicht sagen, was geschah, oder welches Weges man zog, bis zu später Abendstunde die Burg erreicht ward, wo Essex das Nachtlager aufschlagen sollte. Am Tor fand Harvey den alten erprobten Diener, der Seiner Lordschaft meldete, daß königliche Kuriere in der Halle warteten, um Briefe Ihrer Majestät ihm einzuhändigen.

Harvey erkannte seinen Herrn nach wenigen Minuten kaum wieder, so hatte der Zorn ihn entstellt. Die Königin widerrief das feierlich gegebene Versprechen, wonach ihr Belieben, wann er es für gut fand, eine Regentschaft bestellen und an ihren Hof sich begeben konnte. Sie befahl ihm, in Irland zu bleiben, und machte ihn für alle Niederlagen ihrer dortigen Politik und vor allem dafür haftbar, daß er Tyrone in Freiheit gelassen, statt ihn in Ketten nach England zu bringen. In diesem plötzlichen Umschlag der Gesinnung sah Essex nur das Werk seiner Feinde. Nicht wie der geblendete Falke, rief er, der Sprache endlich wieder mächtig geworden, aus, wolle er sich in die Schlinge locken lassen, sondern im Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarteten, auf diejenigen herabstoßen, die ihn zu verstricken strebten. „Und wenn eben diese Rückkehr gegen Ihrer Majestät Geheiß und Willen die Schlinge wäre?" wandte der besorgte Harvey ein, aber die Bemerkung reizte den stolzen Mann nur zu heftigerer Empörung. Die Königin, erwiderte er mit bitterem Lächeln, die

Königin werde froh genug sein, ihn wieder zu sehen. Nur wenige Tage, und seine Widersacher sollten auf ihren Knien Abbitte leisten. In derselben Nacht ward alles zur Abreise fertig gemacht, das Tageslicht brach bereits an, und noch diktierte Essex dem Sekretär seine Befehle. Harvey selbst hatte in Irland zu bleiben und als treuer Berichterstatter Nachricht zu geben. Kaum daß er seinem Herrn die Erlaubnis zu entringen vermochte, ihn in stemloser Hast nach Dublin und von dort bis an Bord des Schiffes geleiten zu dürfen, das ihn am andern Morgen nach England bringen sollte.

Noch einmal erhob er seine warnende Stimme, bevor im Schloß des Vizekönigs nach kurzer Rast der Morgen graute, denn ihn hatte der Zufall mit einem unheimlichen Gast zusammengeführt, längst als Feind von Essex bekannt, nun in der Eigenschaft eines Spions von der Königin entsendet, sich in diesen Mauern bare Allem „zu spät, zu spät", sah Essex dem Freund und Diener zur Antwort, der von böser Ahnung getrieben, knieend vor ihm auf die Knie sank. Tränen in seinen Augen gewahrend, fügte er schnell mit seinem alten gewinnenden Lächeln hinzu: „Hal, mein guter Hal, ich weiß es wohl, ich bin das Schiff, dem du all deine Habe anvertraut hast; allein ich muß hinaus ins stürmische Meer, denn nicht im Rücken, auf den Felsenriffen dieser Unglücksinsel, sondern nur wir liegt der sichere Port. Kann ich ihn nicht mehr erreichen, so ist es fürwahr besser, schnell und voll vollausgespannten Segeln in die Tiefe zu sinken. Nun aber wünsche mir glückliche Fahrt, und vielleicht, wenn unser Haar grau geworden ist, werden wir dieser törichter Sorgen beim Abendbecher lachen, während unsre Enkelkinder der Erzählung der Dinge lauschen, die wir in Irland erlebt und getan ..."

In der großen Halle, beim Fackelschein nahm Essex Abschied von dem versammelten Rat und den Würdenträgern des Königreichs und bestellte den Lordkanzler, den Schatzmeister und den Erzbischof von Dublin, um statt seiner die Regierung zu führen, da ihn der Dienst des Staates zur Königin berufe. Er trug eine schwarze Rüstung und den Waffenrock ganz in Perlen gestickt, mit Ärmeln, die fast zu den Knien reichten, und seine Haltung war so fest und gebietend, daß bei der unerwarteten Nachricht keine Stimme zum Einspruch sich erhob, keine Gebärde das Er-

stimmen der Versammlung verriet. Wenige Stunden später verließ das Schiff, das Essex trug, den Hafen von Dublin. So dicht waren die Nebel, daß die meisten der Seinigen, die bei der Kunde von seiner Abreise in Schaaren dem Ufer zugeeilt waren, den Weg dahin nicht fanden und an Klippen und Riffe geriethen, so daß viele zu ertrinken in Gefahr kamen. Nur ganz zuletzt, als die Galeere noch einmal, wie von der Flut gehoben, der Küste sich näherte, zerteilte sich die Wolkenschicht, und man konnte unterscheiden, was auf Deck vorging. Vorne unter den Spähenden, das Auge unentwegt gegen das Meer gerichtet, stand Harvey. Sein Herr hatte ihn das Boot nicht besteigen lassen, das ihn und sein Gefolge an Bord trug, denn er fürchtete den Ausbruch eines Schmerzes, der ihn selbst weich machen konnte. So war er denn zurückgeblieben und schaute wie gebannt nach der Stelle, wo das Schiff vor seinem Blick wieder auftauchen mußte. Nach einer Weile unterschied er die hohe, schlanke Gestalt des Gebieters, neben ihm den Earl of Southampton, und um ihn die Ritter und Edelleute, die ihn nach England begleiteten. So deutlich war er zu erkennen, daß Harvey wahrnehmen konnte, wie sein weißer Hals vom dunklen Stahl der Rüstung sich abhob. Hinter ihm aber stand einer, der der Sitte nach das entblößte Schwert, das Staatsschwert, wie es genannt wird, hoch aufrecht über dem Haupt des Vizekönigs hielt, solange die irische Küste den Augen noch sichtbar blieb. Harvey wußte nicht, wie ihm zumute ward, aber vor seinem feuchten Blick wurde das Schwert zum Richtschwert, die Galeere zum Schafott, und noch einmal tauchte aus den Wellen die gespenstige Gestalt eines Weibes. Es hatte die Züge der Zauberin am Fjord zu Lagan, und der hagere Arm mit der Knochenhand deutete nach dem verschwindenden Schiff. Dann verlor sich das Geschaute in unbestimmte Formen und der Schmerz des Zurückgebliebenen löste sich in stumpfe Gleichgültigkeit. „Es schien mir, daß alles, was die Menschen ersagen wollen, für das sie ringen und kämpfen, Glück und Unglück, Ehre oder Schmach, in diesem Augenblick wertlos und zwecklos für mich geworden sei. Das eigene Leid selbst erschien mir wie ein Traum, der beim ersten Morgengrauen in ein bloßes Nichts sich auflöst.

Und in dieser Stimmung entschwand nur das Schiff mit allen, die es trug, auch dünkte, daß es selbst nur ein Phantom gewesen sei, ein wesenloser Schatten, der, einmal dem Auge entschwunden, niemals mehr Leben gewinnen oder wiederkehren soll."

Sowelt Harvey. Der Schlag, den er fürchtete, traf seinen geliebten Herrn erst zwei Jahre später, aber er selbst hat ihn niemals wieder gesehen. Im ersten Augenblick freilich schienen die alten Gefühle der Königin für Essex nicht erloschen, als er, den Staub der Reise im Gesicht und auf den Kleidern, unerwartet und unangemeldet sie auf dem Landhaus zu Nonsuch in ihrem Schlafzimmer überraschte. Sie bot ihm die Hand zum Kuß und empfing ihn gnädig. Im Lauf des Tags sah er sie wieder. Am Abend war ihre Stimmung bereits verändert und äußerte sich in Vorwürfen und Klagen, bevor die Nacht hereinbrach war er verhaftet. Den Anklagen gegen ihn lag der Vertrag mit Tyrone zugrunde. Die Bedingungen seiner Unterwerfung schlossen Ansprüche mit ein, die den Irländern die freie Entwicklung ihrer Nationalität und die unbeschränkte Ausübung ihrer Religion gewährt hätten. Elisabeth verweigerte beides, sie ließ Essex durch die Sternkammer seiner Würden entkleiden und in seinem eigenen Hause gefangen halten. Die Form der Strafe schloß die Wiederkehr einer andern Gesinnung von seiten der Königin nicht aus, und Essex schien sich zu ergeben. Da wurde Hand auf sein Entkommen gelegt. Nun gerret er außer sich und es folgte jener Versuch zum Aufstand, den die gleichgültige Haltung der Bevölkerung von London vereitelte, und der seinen Prozeß und seine Verurteilung zur Folge hatte.

Im Lauf des Winters von 1889 wurde zu London eine Ausstellung von Kunstwerken und Seltenheiten aus der Zeit veranstaltet, in der das königliche Geschlecht der Tudors in England regierte. Von den Wänden sahen ernst und prächtig die Herrschergestalten herab, unter deren Szepter das moderne England die Grundlagen seiner Weltmacht gelegt hat. Zuerst der Gründer der Dynastie, der hagere, kluge, umsichtige Heinrich VII., neben ihm, in fast unzähligen Wiederholungen vom jungen zu Heldein gemalt, in üppigem Behagen sein tyrannischer, wollüstiger Sohn, dem es gelang, die

Selbstsucht zur Staatskunst zu erheben und aus dem persönlichsten aller Beweggründe eine Kirchentrennung dauernd zu vollziehen. Nach Heinrich VIII sein Sohn, jener Eduard VI., der im schwächlichen Körper einen eisernen Willen barg, und das religiöse an die Stelle des politischen Motivs setzte, das seines Vater Handeln bestimmt hatte.

Die Maler fanden kaum Zeit, die Züge des Jünglings festzuhalten, so kurz war diese Regierung die sich zum Ziel erkoren hatte, das englische Schisma in eine protestantische Reformation zu verwandeln. Um so häufiger sind die Bilder der Königin Maria, der letzten Verfechterin des katholischen Reaktionsgedankens auf angelsächsischem Boden. Die lange Qual der Mutter, die harte Zucht des Vaters, die freudlose Jugend, das kurze Ringen um die Krone des Bruders, der sie noch sterbend enterbt hatte, das Gefühl der ungeheuren Verantwortung und Gefährdung der eigenen Seele, wenn es nicht gelang, dieses Volk von England in den Schoß der Kirche zurück zu zwingen, alle diese Seelenfoltern sind dem trüben Blick und den schmal zusammengepreßten Lippen aufgeprägt, die an das Gedächtnis Mortas dem spanischen Gesandten gegenüber mahnen, „sie wisse nicht was Liebe sei." So erschien die alternde Braut, um die der spanische Philipp freite, und es hat ihr das Herz gebrochen, daß aus ihrem Bunde kein zweiter Konstantin erstand, um gloudenfreudig und erbarmungslos das Werk ihres Hauses in Trümmer zu schlagen. Wie anders erscheint neben Königin Maria die glückliche Schwester Majestätisch, selbstbewußt, fast renzend, wenn Zuccchero sie malt, auch dann noch imponierend, wenn ein untergeordneter Künstler sich an die Aufgabe macht: blickt sie in anscheinend vornehmer Ruhe auf die Staatsmänner und Politiker, die Dichter und Soldaten, die ihren Thron schützen, ihr Reich aufbauten und ihren Ruhm verkündeten Cecil, Bacon, Walsingham, Raleigh, Drake, Frobisher, Howard, Spencer, Shakespeare selbst Leicester, Essex Sie alle trugen auf durchfurchter Stirn die Spuren der ungeheuren Geistesarbeit, die sie getan, oder der Sorge um das Wohl des Staates und der Monarchin, der sie gedient. Von ihr allein ist bemerkt worden, daß ihre Züge ebenso wenig wie ihr Charakter Schattierungen auf-

Digitized by Google

weisen. Sie sind scharf, fast schneidend kalt und glatt, und das leuchtende Weiß der Jugend haben die späteren Jahre in marmorne Blässe gewandelt. Aber wehe dem, der des Blut der Tudors in dieser letzten und größten des Königsgeschlechtes herausforderte! Ihre Verstellungskunst war so unerschöpflich, daß sie den erfahrensten ihrer Ratgeber Überraschungen bereitete und die klügste Diplomatie der Welt, die Gesandten Venedigs und Philipps von Spanien täuschte. Ungleich gefährlicher war ihr Zorn. Er traf tödlich, wie der ihres Vaters.

In derselben Ausstellung, in welcher die Porträts aus den Tagen der Tudors zusammengestellt waren, lagen wohl in Glasschreinen aufbewahrt, die kostbaren Gewänder und Schmuckgegenstände, die sie getragen, die Bücher, in denen sie gelesen, die Waffen, die sie geführt, das Gerät, dessen sie sich bedient haben. Unter allen diesen Gegenständen, durch die die Vergangenheit wieder zu lebendiger Anschauung gebracht wird, erregen besonders zwei die Aufmerksamkeit des Beschauers, ein Halskragen von Hermelin, auf dem sich noch deutlich Blutspuren unterscheiden lassen, ist der eine, der andere ein unansehnlicher, mit einer dunkelfarbigen antiken Gemme gezierter Reif von köstlichem Gold. Den Hermelin trug die Mutter der Königin Elisabeth, Anna Boleyn, am Morgen ihrer Hinrichtung. Der Ring ist derselbe, den die Königin Mylord Essex mit dem Versprechen schenkte, ihm bei Vorzeigung desselben Gnade zu erweisen, was auch immer geschehen sein mochte und den die Gräfin von Nottingham, von ihrem Gemahl dazu verleitet, erst übergab, nachdem das Verhängnis sich vollzogen und Elisabeths einstiger Liebling zu leben aufgehört hatte.

Ranke verweist die Erzählung in das Gebiet der Legende. Unzweifelhaft aber ist, daß Elisabeth nach der Hinrichtung des Grafen Essex ihres Lebens nie wieder froh wurde. Es verbitterte ihre letzten Tage, daß die Anschläge des neuen Vizekönigs von Irland, Lord Mountjoy, nur die Wiederaufnahme jener Politik der Versöhnung zu empfehlen wußten, die Essex vergebens befürwortet hatte, während die Königin noch sterbend von den Rebellen verlangte, auf Gnade und Ungnade sich ihr zu ergeben. An der Spitze dieser Rebellen aber stand Tyrone.

Die Darſtellung des hiſtoriſchen Vorgangs, bei dem er eine ſo hervorragende Rolle ſpielte, hat mit einem Bekenntnis zu ſchließen. Ebenſo wenig echt wie die Erzählung vom Ring des Grafen Eſſex iſt das Tagebuch des braven Henry Harvey, der ihn ſo ſchwärmeriſch bewundert und ihm ſo treu gedient hat. Nicht ein poetiſch angehauchter engliſcher Ritter des ſechzehnten, ſondern eine talentvolle irländiſche Schriftſtellerin des neunzehnten Jahrhunderts, the Hᵒⁿᵇˡᵉ Emily Lawleſs, iſt die Verfaſſerin deſſelben. Allein niemand wird ihr zürnen wenn auch nachträglich erbaut und niedergeſchrieben, iſt ihre Darſtellung doch hiſtoriſch durchaus verläſſig. Aus Dokumenten zuſammengeſtellt, im Ton und in der Sprache der Zeit wiedergegeben, iſt ſie überdies von einem Patriotismus durchdrungen, der gerecht zu bleiben verſteht und ſelbſt in dieſem trüben Bilde Licht und Schatten mit unparteiiſcher Hand verteilt.

Sir Joshua Reynolds.

In der Grafschaft Devonshire, wo einst Weinbau getrieben wurde, und deren südlicher Typus ihr einen so eigenthümlichen Reiz verleiht, wurde am 16 Juli 1723 dem gelehrten Pfarrherrn zu Plympton, Samuel Reynolds, ein Knabe geboren. Er war das siebente Kind seiner Eltern und erhielt in der Taufe den Namen Joshua. Aus seinen Schuljahren hat sich die Ueberlieferung erhalten, daß er seine lateinischen Hefte mit Zeichnungen füllte und die Wände rund Stizen in Kohle bedeckte, wenn kein Bleistift zur Hand war. Die erste Anregung zum künstlerischen Berufe gab ihm Richardsons Theorie der Malerei, die der englischen Nation in prophetisch angehauchten Worten nach so vielen Erfolgen auf andern Gebieten nun einen großen Maler verkündigte. Mit dem stolzen Wunsch um diesen Kranz zu werben, hatten dieselben Worte einige Jahrzehnte vorher auch Hogarth erfüllt, den ersten englischen Maler, seitdem die Revolutionen der puritanischen Reformation es den Fremden, Van Dyk, Sir Peter Lely und Sir Godfrey Kneller überlassen hatten, das Reich des Schönen in England vor dem Untergang zu bewahren. Sir Peter Lely und Sir Godfrey Kneller aber, die in England bewundert, in Frankreich und Italien jedoch verachtet wurden, hat auch Reynolds stets nur als Manieristen bezeichnet und deshalb nicht hoch geschätzt. Er selbst strebte andern Zielen zu, nachdem er in seinem siebzehnten Jahr endlich vom Vater die Erlaubniß erhalten hatte, der Schüler des Porträtmalers Hudson in London zu werden, der nach dem Sprichwort, daß im Reiche der Blinden die Einäugigen herrschen, eines großen Rufes sich erfreute. Hudson ließ ihn vorzugsweise Guercino kopieren, aber die Beziehungen zwischen ihnen lösten sich vorzeitig wieder, allem Anschein nach deshalb, weil der Meister sich von seinem Schüler übertroffen fühlte. Die nächsten Jahre verbrachte Reynolds teils in Devonshire, teils bei verschiedenen Gönnern auf dem Lande, die für Bestellungen sorgten

So entstand 1746 das Bildnis des Kapitäns Hamilton, das Reynolds in späteren Jahren mit dem Bemerken wiedersah, er verdanke, so geringe Fortschritte in seiner Kunst gemacht zu haben. Im gleichen Jahre vollendete er das Bild des lesenden Knaben, das seinen Rang unter den Meisterwerken seines Schöpfers behauptet hat. Reynolds war vierundzwanzig Jahre alt, da veranlaßte ihn der Tod seines Vaters, zwei seiner Schwestern zu sich zu nehmen und einen eigenen Hausstand in Plymouth zu gründen, wo er die nächsten Jahre ohne erheblichen Vorteil für seine Kunst verlebte. Mit der einen Ausnahme jedoch, daß er einen Maler, William Gandy, kennen lernte, dessen Vater der Schüler Van Dyks gewesen war, so daß die in der Künstlerfamilie fortlebende Tradition des großen Meisters damals dem jungen Reynolds noch mit einer gewissen Unmittelbarkeit überliefert wurde.

Das Jahr 1749 brachte die entscheidende Wendung einer Reise nach Italien, zu der der damalige Kommodore und später so berühmte Admiral Keppel die Anregung gab. Er lud Reynolds ein, ihn auf seinem Schiff nach Lissabon, Cadix, Tetuan und Algier zu begleiten, worauf er ihn in Livorno ans Land setzte. Von dort aus begab sich Reynolds zu zweijährigem Aufenthalte über Florenz nach Rom, wo eine eigentümliche Erfahrung seiner harrte. Er sah die Meisterwerke italienischer Kunst, die Schöpfungen Raffaels vor allem, und vermochte ihre Schönheit nicht zu empfinden. Von dieser Wahrnehmung sprechend, hat er später geäußert, sie sei eine der größten Demütigungen seines Lebens gewesen, „denn," fährt er fort, „ich fand mich von Werken umgeben, die nach mir unbekannten Grundsätzen geschaffen worden waren, ich fühlte meine Unwissenheit und stand wie vernichtet." Er schrieb dies dem Umstand zu, daß in England Kunst und Geschmack auf der denkbar niedrigsten Stufe standen, und suchte sich durch ernste Studien in den Geist der Alten und in die Meisterwerke der Renaissance zu versenken. Er nannte das „the grace of thinking," die Gnade des Nachdenkens, der er es vornehmlich verdanke, ein guter Porträtmaler geworden zu sein. Er kopierte vornehmlich Raffael und zog sich dabei in den Stanzen des Vatikans das Gehörleiden zu, das ihn von da an nötigte, mit Hilfe eines Sprachrohres zu hören.

Digitized by Google

Unterhaltung mit anderen teilzunehmen. Nach einigen aufbewahrten Notizbüchern zu schließen, war seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf Farbe und Komposition, auf die Reliefwirkung, und nicht auf den seelischen Ausdruck in den Bildern, die er bewunderte, gerichtet. Ein Ausflug nach Neapel im April 1752 beschloß den römischen Aufenthalt.

In Assisi, wo er sich auf der Rückreise aufhielt, nennt er weder Cimabue noch Giotto, in Perugia neben Perugino Baroccios „Kreuzabnahme"; in Florenz erwähnt er zwar Fra Bartolomeo, nicht aber Fra Angelico, Orcagnas „Paradies" oder die Fresken von Ghirlandajo. Nur die Charakteristik in Masaccios Porträtköpfen findet sich einmal lobend hervorgehoben. In Parma entzückte ihn Correggio, dessen Technik er eingehend prüfte. In Venedig blieben ihm kaum vier Wochen, um seine Beobachtungen weiter zu führen. Er erzählt, welches Mittel er anzuwenden pflegte, um zunächst die Technik von Paul Veronese und Tintoretto dort zu studieren. Wenn er einen merkwürdigen Effekt von Licht und Schatten auf einem ihrer Bilder bemerkte, pflegte er ein Blatt aus seinem Notizbuch zu nehmen, dasselbe in den gleichen Abstufungen wie das betreffende Bild zu schattieren und das Licht durch sorgfältiges Aufsparen des weißen Papiers zu markieren, ohne den Gegenstand selbst irgendwie zu berücksichtigen. Nach einigen derartigen Versuchen fand es sich, daß auf den verschiedenen Papierblättchen Licht und Schatten stets so ziemlich gleichmäßig dahin verteilt waren, daß selten mehr denn ein Viertel in tiefem Schatten, das übrige in Mezzotinten war. Am meisten Licht hatten die Bilder von Rubens, am wenigsten die von Rembrandt, der seine Bilder dem blendenden Lichteffekt opferte.

Nachdem Reynolds sich in Mailand aufgehalten und hierauf einige Zeit in Paris zugebracht hatte, kehrte er nach England zurück, wo er London zum bleibenden Wohnsitz nahm. Seiner jüngsten Schwester übergab er die Leitung seines Haushalts, aber das Zusammenleben mit ihr trübte einigermaßen die fast krankhafte Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit ihres Charakters und der weitere Umstand, daß sie die Bilder ihres Bruders in Miniatur,

aber meist so schlecht kopierte, daß er zu sagen pflegte, während die anderen darüber lachten, bliebe ihm nichts übrig als bei ihrem Anblick zu weinen. Dazu kamen finanzielle Schwierigkeiten, die dadurch vorkaufig nicht geringer wurden, daß Reynolds nicht mehr wie fünf Guineen für seine Bilder bezahlt erhielt und die italienische Reise zum Teil durch Vorschüsse von Freunden ermöglicht worden war. Die Aufgabe, die der Künstler sich gestellt hatte, wurde ihm besonders deshalb erschwert, weil seine Kollegen die unabhängige Methode und die durchaus originelle Art, wie er diese Aufgabe erfaßte, verwarfen, während sie sich selbst mit oberflächlicher Ähnlichkeit und schablonenhafter Auffassung begnügten. Unter allen englischen Malern war denn auch Reynolds der erste, der für das Porträt den Anspruch idealer Auffassung aber historischer Bedeutung erhob, auf genaue Durchführung der Charakteristik, auf das Erfassen der Persönlichkeit und auf das Festhalten des günstigen Moments drang, in dem Ausdruck und Bewegung den inneren seelischen Zustand bezeichnen. So bezweang er endlich die gegnerische Kritik und wurde der Maler, nicht nur der Schönheiten des Tages, sondern mehr noch der Berühmtheiten seiner Zeit. „Reynolds, Sie malen nicht mehr so gut wie vor Ihrer italienischen Reise," hatte Hudson nach seiner Rückkehr zu ihm gesagt. Doch währte es nicht lange, bis die außerordentlichen Erfolge seines einstigen Schülers den Lehrer seines Irrtums überwiesen. Bereits 1755 malte Reynolds 120 Personen, drei Jahre später, 1758, selbst deren 150, eine Zahl, die er nicht mehr überbieten und kaum wieder erreichen sollte. Eines seiner ersten Porträtbilder, Mrs Greville und ihr Bruder als Kupido und Psyche, 1753, und das berühmte Bild des Kommodore Keppel am Meeresufer in einem historischen Moment und in Lebensgröße dargestellt, gewannen ihm bald den Ruf, alle Frauen wie Engel, alle Männer wie Helden oder Philosophen wiederzugeben. Nebensächliche Dinge, und insbesondere Draperien, ließ er schon damals von anderen malen. Wenn die Rede darauf kam, pflegte er zu sagen, niemand sei jemals durch seiner zwei Hände Arbeit reich geworden. Er verstand die Kunst, die seinige zu verwerten. Bereits nach wenigen Jahren des Aufent-

halts in London wurden seine Bilder mit fünfzehn, dreißig und sechzig, später, nach 1760, auch mit hundert und hundert Guineen honoriert. Für das Familienbild des Herzogs von Marlborough zahlte dieser siebenhundert Guineen. Allein so vieles blieb unbezahlt, daß Reynolds jedes Bild im Durchschnitt auf nur etwa zehn Guineen berechnete.

Im Jahre 1761 bezog er ein Haus in Leicester Square, wo er die meiste übrige Zeit seines Lebens verbrachte und sein Atelier einrichtete. In spätern Jahren kaufte er eine Villa in Richmond mit dem Blick auf die echt englische Themse-Landschaft, die sich von da aus dem Beschauer bietet. Die arbeitsame, behagliche Existenz, die er fortan dort und in London führte, unterbrachen einige Reisen nach Paris und den Niederlanden und häufige Besuche auf dem Lande, bei Gönnern und Freunden, wo einige seiner schönsten Bilder entstanden und Reynolds im übrigen die Gewohnheiten des englischen Edelmannes teilte und besonders gern die großen Jagden mitzureiten pflegte. Auch in London speiste er wöchentlich drei- bis viermal bei Freunden und Bekannten. Er selbst lebte vornehm, und der erste Luxus, den er sich gönnte, war eine prächtige, mit zwei stattlichen Pferden bespannte Kutsche, deren Ausschmückung der erste Panneaumaler jener Zeit besorgte. „Soll ich etwa einherfahren wie ein Apotheker," entgegnete er seiner Schwester, die den Wagen zu prächtig fand. Des Nachmittags, wenn er ausging, pflegte er Freunde und Bekannte, die ihm zufällig begegneten, mit zu Tisch nach Hause zu nehmen, ganz unbekümmert darum, ob auch der Platz und die Gerichte ausreichend waren.

Jeder half sich dann, wie er konnte, und die Schwierigkeit schien vornehmlich darin bestanden zu haben, sich die nötigen Teller und Gläser zu verschaffen; denn Reynolds liebte es nicht, zerbrochenes Gerät zu ersetzen, sorgte aber um so besser für gute Speisen und edlen Wein.

Wöchentlich wenigstens einmal, gewöhnlich öfter, sammelte er die gewohnte Tischgesellschaft um sich, gewartet wurde nie und für niemand, welchen Ranges er sein mochte, und nach beendigter Mahlzeit begab man sich an die Whisttische. Der Hausherr war

stets guter Laune, einfach und heiter, und verband einen ausgeprägten Sinn für Humor mit der Gabe, die Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen ohne jede Bitterkeit zu durchschauen. Als in seinem Freundeskreis eines Tages der Vorschlag gemacht und angenommen wurde, es solle für jeden der anwesenden die Grabschrift gefertigt werden — An Epitaph is a grave Epigramm wie Burke so vortrefflich bemerkt —, schrieb Goldsmith die Grabschrift für Reynolds, die lobend von ihm rühmte, nicht weniger wie sein Pinsel die äußere Erscheinung, so hebe sein ganzes Wesen die Menschen gebessert und veredelt „A blameless Gentleman," hoben seine Landsleute ihn gepriesen. Manche Züge der Großmut und Güte gegen junge Anfänger aber arme Kollegen widerlegen die zuweilen aufsprechende Behauptung, Reynolds sei nicht gern bereit gewesen, zu geben und zu helfen. Allerdings aber setzte er mit seiner Zeit und betrachtete sich als einen Spieler, der einen hohen Einsatz gewagt habe. Im Hinblick darauf schätzte er vor allem den Nutzen, den ihm der Anblick von Meisterwerken gewährte, und schon zu einer Zeit, wo er noch wenig verdiente, kaufte er gute Bilder zu hohen Preisen an. Für einen guten Tizian erklärte er sich bereit, seine ganze Habe zu opfern, niemals, fügte er hinzu, werde man diesen Meister im Porträt übertreffen. Für einen Teniers bot er eines Tages 1000 Guineen und tauschte ihn später gegen zwei seiner eigenen Bilder ein.

Seinem Urteil nach besaß Giulio Romano, mehr wie vielleicht irgend sonst ein Maler, das wahre und eigentliche Genie der Malerei. Es gelang ihm, nach und nach eine Bildersammlung anzulegen, die nach seinem Tode für über 10000 Pfd St veräußert wurde. Seine Zeit schätzte er auf 5 Guineen die Stunde, und seine Lebensgewohnheiten waren höchst regelmäßig. Um 8 Uhr stand er auf, frühstückte, ging um 10 Uhr in sein Atelier und beschäftigte sich mit Nebendingen, bis um 11 Uhr die Sitzungen derjenigen, die gemalt werden sollten, begannen und täglich bis 4 Uhr dauerten. Reynolds arbeitete im ganzen sehr schnell. Manche seiner berühmten Bilder sind in ein paar Tagen, jenes von Garrick zwischen Tragödie und Komödie unter anderen in einer Woche vollendet worden. Am siebten malte Reynolds

Kinder, weil sie sich am unbefangensten geben und ihre Stellungen die natürlichsten sind. Niemand, pflegte er zu sagen, vermöge mehr denn höchstens ein halbes Dutzend ganz origineller Werke hervorzurufen, und dazu rechnete er selbst das Kinderbild, welches unter dem Namen „das Erdbeermädchen" so oft reproduziert worden ist. Er malte es immer wieder und zwar zu gleicher Zeit in zwei verschiedenen Auffassungen, um allenfalls sich ergebende Zufälligkeiten benutzen zu können und nicht zu lange an einem Bild fortzuarbeiten, weil man niemals wisse, wenn es gut sei aufzuhören. War er jedoch einmal mit dem Bild fertig, dann wünschte er, niemals mehr zu demselben zurückkehren zu müssen. Ein schlechtes Modell, sagte er oft, gebe es nicht, denn überall sei Natur, und so könne man jedesmal hoffen, sein Bestes zu vollbringen. Eine seiner ersten Wahrnehmungen war die, daß es nützlich und gut sei, so wenig Farbe wie möglich zu gebrauchen, um weder schwerfällig noch schmutzig in der Farbengebung zu werden. Die Übung, einzelne Stellungen und Momente aus Meisterwerken zu entlehnen, die er bei anderen Malern oft streng tadelte, hat er selbst häufig angewendet und in seiner zwölften akademischen Rede sogar besonders empfohlen. Die erste Zeichnung zu seinen Bildern pflegte er stets mit dem Pinsel zu entwerfen, und darin brachte er es zu einer erstaunlichen Gewandtheit und Feinheit des Strichs. Im Gebrauch der Firnisse und Öle hat er stets experimentiert und gewechselt, und seine Pigmente, obwohl sie in vielen Fällen sich verderblich für seine Werke erwiesen, haben zuweilen seiner Kunst in wunderbarer Weise gedient. So wurde z. B. von seinem Bildnis des Marquis von Drogheda bemerkt, daß es in der Jugend desselben gemalt, ihm dreißig Jahre später wieder vollkommen ähnlich befunden wurde, als er nach dieser langen Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehrte. Das Original und das Porträt waren zusammen verblaßt und älter geworden. „Die Bilder von Reynolds sterben vor den Originalen," sagte man freilich schon zu seiner Zeit in London. Er selbst glaubte übrigens fest an ein verlorengegangenes Arkanum in bezug auf Bereitung und Mischung der Farben, und erwandte es das venetianische Geheimmittel, dem er zeitlebens auf die Spur

zu kommen suchte. Seinen Schüler und späteren Biographen, Northcote, der statt des flüchtigen Lack und Karmin die Anwendung von Zinnober empfahl, gab er, seine Hand gegen das Licht haltend, zur Antwort, er vermöge kein Zinnober im Fleisch zu sehen. Zu einem Dilettanten sagte er einst, er möge etwas Wachs unter seine Farben mischen, aber nicht weiter davon sprechen. Auf den Gemmalt, infolge von Anwendung gewisser Firnisse würden seine Bilder springen, entgegnete er: „Das tun alle guten Bilder."

Übrigens nahm Reynolds die Kritik, auch wenn sie unverständig oder ihm nicht günstig war, ruhig hin und vertrat die Ansicht, daß selbst die gewöhnliche Durchschnittsstimmung immer noch einen gewissen Wert behalte. „Wenn einer nur sagte, es sei ein Tabakfleck unter der Nase eines meiner Bilder," bemerkte er einmal, „so würde ich daraus den Schluß ziehen, daß mein Schatten zu tief oder unrein gemalt und durchaus nicht dem Schatten ähnlich sei, den die Natur auf ihre Werke setzt."

Er hielt dafür, daß er selbst mehr Lemmata bedacht habe, wie irgendein anderer Maler, Rubens selbst nicht ausgenommen, und daß im London seiner Tage ausreichende Arbeit für acht Maler vorhanden sei. Bald nach seinem Tode gab es deren achthundert!

In seinen Aufzeichnungen finden sich fast bei jedem seiner bedeutenderen Bilder meist genau und auf italienische die Farben angegeben, die er dabei in Anwendung brachte. Er war der Ansicht, daß die Maler seiner Zeit überhaupt verlernt hatten, was Kolorit sei, und daß folglich nur das eine zu tun bleibe, so lange fort zu experimentieren, bis es überhaupt wieder gelinge, die richtige Wirkung hervorzubringen. Seine empfängliche Methode förderte er später selbst, weil er sich von der Schädlichkeit und Unhaltbarkeit derselben überzeugte. Seine Farbenpräparate hielt er sorgfältig verschlossen und wehrte niemand in das Geheimnis seiner Technik ein. In seinem Bestreben, derjenigen der alten Meister auf die Spur zu kommen, richtete er einst einen Bauernjungen absichtlich zugrunde. Von Velasquez äußerte er, was anderen eine Lebensarbeit koste, gelinge diesem aufs erstemal und stets wieder-

hatte er, nie dürfe man müde werden, die großen Meister zu studieren, in der Ordnung und nach den Grundsätzen, wie sie selbst studiert haben. An ihrer Seite sollte man die Natur betrachten und sie selbst nicht nur als Muster aufstellen, denen man nachstrebe, sondern auch als Rivalen betrachten, die man zu bekämpfen und zu überwinden habe.

Die Zeichnung von Reynolds war nicht weniger bewunderungswürdig als sein Kolorit, aber freilich nur da, wo die anatomischen Kenntnisse, die ihm fehlten, entbehrt werden konnten. Eben deswegen gelang ihm die Wiedergabe des menschlichen Antlitzes so wunderbar, während er selbst gesteht, daß er niemals die nackte Figur so, wie er gewollt hätte, studiert habe. In Fällen wo ihm der Mangel erst recht fühlbar wurde nahm er sich die Zeit nicht mehr, ihm abzuhelfen, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß auch die akademische monotone Auffassungsweise auf diese Weise glücklich und für immer vermieden worden sei. Gleichwohl datiert schon aus diesen ersten Zeiten des römischen Aufenthalts die Vorliebe für den gewaltigsten Anatomen unter den Malern, für Michel Angelo den er den „Homer der Kunst" nannte, und Monate hat er anschließlich in der Sixtina verbracht. „Wer es weit bringen will in der Malerei," sagte er oft, „muß arbeiten, ob es ihn freut oder nicht, morgens, mittags und abends, bis in die Nacht hinein, denn es ist kein Spiel, sondern harte Arbeit, die er zu leisten hat." Dennoch blieben gerade die Eigenschaften, wegen welcher er Michel Angelo vor allen Malern schätzte, seiner eigenen Kunst unerreichbar. Ihm gelang das Schöne und Anmutige, niemals das Furchtbare und Erhabene. Während er selbst die Mängel dieses seines Lieblingsmeisters lobte und bewunderte und in den Porträtmalern nur Vertreter einer Kunstgattung untergeordneten Ranges sehen wollte, war es gerade ihm vorbehalten einer der größten unter ihnen zu werden, wogegen ihm das historische Bild nur in seltenen Fällen und dann in Verbindung mit dem Porträt gelang. Reynolds, der auch den unbedeutendsten Zügen eine gewisse Würde und Bedeutung abzugewinnen und zu verleihen wußte, hat, das ist nicht zu leugnen, nur gewöhnliche Madonnen-Typen und nichtssagende Darstellungen

eines Warwick oder Kardinals Beaufort gegeben, so daß seine historischen Bilder im eigentlichen Sinne eben seine Porträts berühmter Persönlichkeiten sind. Eine Ausnahme davon bildet der Zyklus von Bildern, den er für New College Chapel, Oxford, entworfen hat. Dieser Zyklus, aus sieben allegorischen Figuren der christlichen Hauptlugenden und einer Geburt Christi bestehend, gehört zu den wenigen Entwürfen, die Reynolds als Zeichnungen hinterlassen hat. Ursprünglich für ein Glasfenster bestimmt und von einem anderen ausgeführt, wurde das Werk später für 1200 Guineen erstanden.

Der Laufbahn des Porträtmalers kam es ganz vorzüglich zustatten, daß er der Mitbegründer eines Klubs, des später so berühmten Literary Club wurde, der ihm Gelegenheit gab, viele seiner größten Zeitgenossen in der Ungezwungenheit des gesellschaftlichen Verkehrs zu beobachten und in freundschaftliche Beziehungen zu der meisten derselben zu treten.

Eine Sonderstellung unter diesen Löwen des Tages nahm Dr Johnson, der Schriftsteller, Moralist und Verfasser des berühmten Wörterbuches, ein, der gleich hervorragend durch Geist wie durch Grobheit, durch Witz und Schlagfertigkeit in der Rede wie durch Derbheit und Tüchtigkeit in Gesinnung und Handeln war. Seine schwerfällige, vernachlässigte äußere Erscheinung durchdrang ein Zug von Kraft und Gutmütigkeit, und so hat sie Reynolds mit unübertrefflicher Lebenswahrheit und Lebendigkeit festgehalten, aus Anerkennung dafür, daß er Johnson, dessen Werke ihn fesselten, auch dies verdanke, „ihn richtig denken gelehrt zu haben".

Der Schwester des Malers, Miß Reynolds, war der Doktor ritterlich ergeben, verbrachte viele Stunden an ihrem Teetisch, leerte bis zu zwanzig Tassen Tee und wurde ernstlich böse, wenn sie Zeichen der Ermüdung gab oder ihm gar ein größeres Trinkgefäß anbot. Als Reynolds eines Abends mit ihm in Widerspruch geriet, erwiderte er barsch: „Ich will nicht weiter mit Ihnen argumentieren, mein Herr, Sie sind nicht mehr klar im Kopf." „Ich müßte es fürchten," entgegnete Reynolds, „wenn ich mich einer Redensart bedient hätte, wie Sie es eben getan." Nach

Digitized by Google

jahrelangem, fast täglichem Verkehr nannten sich die beiden noch immer „Sir" und schrieben sich die förmlichsten Briefe. Reynolds bemerkte einst, der Geschmack eines Menschen sei nach seinem Witz, sein Verstand nach den Bemerkungen, die er äußere, und sein Charakter nach der Art seiner Unterhaltung zu beurteilen. Johnson gab ihm recht und fügte hinzu: „Sir, der seinen Vergnügungen heuchelt niemand." „Sir Joshua, mein Herr, würde mich ebenso bereitwillig auffordern, für ihn zu malen, wie für ihn zu schreiben," entgegnete er einem Bekannten, der ihm das Geständnis entlocken wollte, er habe die Neben seines Freundes schriftlich vorbereitet.

Nach Johnsons Tode debütierte sein Biograph Boswell die Lebensbeschreibung desselben dem großen Maler, den der Doktor „den unverletzlichsten aller Menschen" und denjenigen genannt hatte, mit welchem er stets in Frieden leben wolle, da er im Falle eines Streites nichts Schlimmes von ihm zu sagen wüßte. Kurz vor seinem Tode ersuchte er den Freund, ihm drei Dinge zu versprechen, nämlich fortfällig die heilige Schrift zu lesen, niemals am Sonntag einen Pinsel anzurühren und ihm eine Summe von 30 Pfund Sterling, die er ihm schuldete, zu erlassen. Reynolds hat das Versprechen gegeben und auch gehalten, nachdem er schon früher seinem Freund in Geldverlegenheiten zu Hilfe gekommen war. Denn Johnson war so arm, daß bekanntlich der „Rasselas" in 14 Tagen geschrieben wurde, um die Begräbniskosten seiner Mutter zu decken, und daß die Dienerschaft in großen Häusern ihn mehr wie einmal für einen Dieb oder Bettler nahm und an der Schwelle zurückhielt. In der gleichen Absicht, sich dem Freunde nützlich zu erweisen, entwickelte Reynolds 1759 seine Ansichten über Kunst in Johnsons Zeitschrift, dem „Idler", in einer Reihe von Aufsätzen, die später den „Reden" zugezählt gelegt wurden. Sie sind gegen die falsche Auffassung gerichtet, als ob jemals Regeln allein einen großen Künstler hervorzubringen vermöchten. Selbst der Fundamentalsatz, daß alle wahre Kunst auf Nachahmung der Natur beruhe, wurde, mit steter Nachahmung der Natur verwechselt, aller Begeisterung und Betätigung der Einbildungskraft ein Ende bereiten. Seine Definition der Schönheit lautet dahin, daß sie der zentrale Punkt, die

Vereinigung der verschiedensten Formen einer und derselben Art und Gattung sei und somit der Künstler die Schönheit dann am sichersten erreiche, wenn er die allgemein gültigen, unveränderlichen Gesetze der Natur vor Augen behalte.

Aus derselben Zeit stammen ebenfalls auf Anregung von Johnson zu Papier gebracht, einzelne Gedanken über die Kunst, die Reynolds später vermehrt hat. Sie legen den Nachdruck auf die Notwendigkeit, die vorgezeichneten Wege einer bestimmten Schulrichtung zu verlassen, weil diese nur zu Gedankenlosigkeit und Langeweile hervorrufen. Im Gegensatze zu Claude Lorrain und Gaspard Poussin, sagt der Verfasser bei diesem Anlaß, entstanden Salvator Rosas Darstellungen einer wilden unkultivierten Natur. Eine andere Klippe der Maler ist der Mangel an Einfachheit die Vorliebe für heftige Kontraste und Farbeneffekte, während die edelste Eigenschaft des Bildes die Majestät in der Ruhe bleibt, wie in Raffaels Transfiguration, wo jede Figur tief vom Vorgang ergriffen und mit ihm beschäftigt und doch voll Würde erscheint, so daß, wer sich in dieses Bild vertieft, selbst von der Handlung mit ergriffen wird, als sehe er sie vor Augen. Wenn dann der Künstler es versucht, sich Nebenschaft von den Mitteln zu geben, wodurch ein solcher Eindruck bewirkt wird, so findet er eine der Ursachen in dem Umstande, daß das Bild nur mäßig erleuchtet ist und eine heroische Handlung überhaupt nie im hellen Sonnenlicht, sondern in feierlicher Abendstimmung vor sich gehen soll, so daß die viel leuchtendere Farbe von Rubens, auf Raffaels Bilder angewendet, sie entweihen und zugrunde richten würde. Eine weitere Ursache des Gelingens liegt hier in der vollen Harmonie der Farbengebung. Erscheinen die Farben zu sehr abstehend, so wirken sie bereits in geringer Entfernung nicht mehr und stören überhaupt ihre Wirkung ein, wie unter anderen bei Luca Giordano. In der Poesie gilt dasselbe von Pope, wenn man seine Dichtung mit den Schöpfungen Miltons oder Shakespeares vergleicht.

Auch ist es keineswegs notwendig, daß der größte Lichteffekt sich auf die Hauptfigur konzentriere, was unter Umständen der Komposition eines Bildes nicht entspricht. Nur dies ist nötig, daß das Hauptlicht gegen die Mitte des Bildes hin wirke und dort

Digitized by Google

sich eine Figur befinde, die auf die Hauptfigur verweise, wie das in der Transfiguration der Fall ist. Ebenso, wie diese hervorragenden Lichteffekt, hat aber jedes Bild auch eine vorherrschende Farbe. Von allen Tönen, blau, rot, gelb, die im Bilde verteilt sind, ist einer herrschend über alle anderen, was selbst von den Fleischtönen gilt, weswegen meist eine nackte Figur diesen Zweck erfüllt. Wo das nicht zulässig ist, hat unter anderen Raffael seiner Zentralfigur ein rotes Gewand, das leuchtendste von allen, gegeben.

Neben der Transfiguration, dem Beispiel für den feierlich ernsten, erhabenen Stil, nennt Reynolds Guido's Aurora ein mustergültiges Beispiel des heiteren und festlichen Stils, obwohl es sich zum Werk von Raffael wie das weibliche zum männlichen Element verhalte. Rembrandt, sagt er, sei etwas zu einförmig, Berghem zu rot. Eine Riesendarstellung des heiligen Bartholomäus in der Peterskirche, niemal über Lebensgröße, von Fiammingo, sei eines der besten Vorbilder in bezug auf richtige Verteilung von Licht und Schatten, so daß in der Nähe dieses Kunstwerkes alle anderen wie aus einer Masse geformt erschienen.

Überhaupt müsse jeder Maler sich einen Begriff der Vollkommenheit bilden, bevor er ans Werk gehe, denn „Vollkommenheit ist kein Werk des Zufalls", und hier gilt die Vorschrift des Horaz: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci: Lectorem delectando, pariterque monendo." Höchster Zweck des Künstlers ist nicht, Gegenstände der Zierde oder des Schmuckes zu schaffen, sondern die Leidenschaften darzustellen und den Beschauer zu edlen Taten, zur Tugend zu begeistern. Seine Werke sollen nicht zu flüchtigem Genuß, sondern zu langer, eingehender Betrachtung auffordern. „Ist der Künstler wahrhaft begeistert, so wird sich sein Genius eben da, wo die Regel aufhört, zum Flug erheben."

In einzelnen Sätzen, die er flüchtig hinzuwerfen pflegte, hat sich Reynolds ebenfalls über seine Kunstanschauung ausgesprochen.

„Junge Leute", schreibt er unter anderem, „lernen am meisten von solchen, die ihnen nur wenig überlegen sind, und das erklärt den wahren Nutzen der Akademien."

„In bezug auf die Malerei ist Wahrheit der Kunstfertigkeit vorzuziehen."

„Grazie ist das Medium der Bewegung, Schönheit das Medium der Form, Anstand das Medium der herrschenden Sitte."

„Schönheit besteht in der Anpassung zum vorgesetzten Zweck."

„Der einzige wahre Lohn des Genius ist das Lob unparteiischer Richter."

„Ein guter Porträtmaler mag unfähig sein, gute historische Bilder zu liefern, aber gewiß ist ein Historienmaler imstande, gute Porträts zu schaffen."

„Natürlich ist das, was dem gewöhnlichen Gang der Dinge entspricht. Ein höfliches Gesicht entspricht diesem Gang der Dinge nicht, und somit ist ein höfliches Gesicht auch ein unnatürliches Gesicht."

„Der Charakter einer Nation läßt sich vielleicht am sichersten aus ihrem Kunstgeschmack folgern, besser wie aus ernsteren Bestrebungen, ebenso wie ein in die Luft geworfener Strohhalm besser wie schwerere Gegenstände erkennen läßt, woher der Wind weht."

„Wahre Größe ist diejenige, die den Sinnen weit weniger als der Einbildungskraft zu bieten hat."

„In der Einfachheit liegt eine Majestät, die weit über alle Kunst des Witzes geht." (Pope.)

„Der Maler bedarf eines gewissen Stolzes, der ihn über alle Ängstlichkeit erhebt und der Kraft seines Genius vertrauen läßt."

„Der Grundstein aller Malerkunst ist Erfindung. Wer am meisten Erfindung hat, wird der größte Maler sein, auch wenn er in allen untergeordneten Eigenschaften von anderen übertroffen werden sollte."

„Niemals soll ein Maler einen Strich machen, bevor nicht eine vollkommene Idee seines künftigen Werkes seinem Geiste vorschwebt."

„Man male so weit wie möglich entfernt von seinem Modell und stelle das Bild dem Modell so nahe wie nur immer möglich, manchmal auch unter dasselbe, um beide zugleich zu sehen."

„Bei schönen Zügen lasse man die ganze Umgebung des Auges in Mezzatinten, wie das bei den Werken von Guido und in den besten Bildern von Carlo Maratta zu sehen ist. Ebenso

betrachte man das Modell mit halbgeschlossenen Augen, weil dann alles Untergeordnete verschwindet und das Wesentliche sich lostrennt."

„Ein Maler bedarf einer großen, erhabenen Anschauung der Dinge, wie sie die Kenntnis der großen Charaktere des Altertums verleiht."

„In der Malerei wie in der Architektur ist Einfachheit die Grundbedingung des großen Stils. Alle kleinliche Ornamentik, die in der Entfernung nicht wirkt, sondern zur unbestimmten Masse wird, ist zu vermeiden. Ein Bild soll aus wenigen breit angelegten Teilen bestehen, die dem Auge in bestimmter Form erscheinen."

„Man bemühe sich, sein Modell wie ein Bild zu betrachten, das man zu kopieren hat, aber wie ein Bild, das mehr aus Licht und Schatten, denn aus Linien besteht."

„Wenn ein Maler anfängt, gern und viel zu sprechen, so lege er ein Schloß an seine Lippen, denn diejenigen, die für das, was sie sagen, bewundert werden, legen weniger Wert mehr darauf für das bewundert zu werden, was sie tun. Es liegt im Menschen, daß er anerkannt sein will, und daß er die bequemsten Wege vorzieht, die zu diesem Ziele führen."

„In bezug auf die Zeichnung sollen alle Konturen wellenförmig, sanft, unmerklich vom Hintergrund sich abhebend sein, nichts hervorspringen oder zu stark an seinem Platze wirken. Wo der tiefste Schatten ist, wird auch unmittelbar daneben das stärkste Licht sein. In der Behandlung eines Bildes sollen alle Schatten übereinstimmend abgetönt werden. Auch bei der zartesten Hautfarbe ist rot in den Schatten anzubringen, wenn auch mit Maß und Vorsicht. Es sollte stets eine rote oder gelbgefärbte Wand das Licht auf den Schattenpartien des Modells reflektieren. Kalk, Kohle, Ziegelstaub sind zu vermeiden. Man denke an eine Perle oder reife Pfirsich. Lange und zu scharfe Linien in den Augen sollten niemals angewendet werden."

Von diesen und ähnlichen Aphorismen hat Burke keuteilt, daß sie, wie alle Aussprüche von Reynolds über seine Kunst, die Tendenz zur Generalisation verraten. Es ist noch heute möglich,

sich mit Hilfe derselben in die geistige Atmosphäre zurückzuversetzen, die an der Tafelrunde von Leicester Square und in den abendlichen Zusammenkünften herrschte, wo Burke, der Verfasser der Abhandlung über das Schöne und Erhabene, mit Sheridan, Garrick, Goldsmith und Reynolds über das Wesen der Kunst und den verschiedenen Gebieten diskutierte, auf welchen jeder von ihnen in seiner Art ein Meister war.

Von berühmten Zeitgenossen hat Reynolds auch Sterne und Charles James Fox näher gekannt. Eine ganz besondere Zuneigung aber flößte ihm nebst Johnson auch der vom Schicksal so hart verfolgte Goldsmith ein, und es wurde bemerkt, daß er am Todestag desselben keinen Pinsel anrührte.

Mit besonderer Vorliebe hat Reynolds große Schauspieler gemalt. Garrick vor allem, mit dem er sich warm befreundete, und der ihm auf der Höhe seiner Kunst unerschöpfliche Motive der Darstellung bot. Siebenmal hat er ihn gemalt, so 1761 in einem berühmten Bild, das den ersten englischen Musen in der Wahl zwischen Tragödie und Komödie zeigt. Bereits früher entstand das Porträt von Horace Walpole, der neben den Staatsgeschäften auch der Literatur auch mit Kunstkritik sich beschäftigte und noch 1759 über Reynolds das eigentümliche Urteil fällte, er wisse die Frauen nicht so gut wie sein Kollege Ramsay zu malen. Ramsay, ein Künstler von Verdienst, war der Liebling der Londoner Gesellschaft und insbesondere des Hofes, der gegen Reynolds wegen seiner Sympathien für die Whigs immer ein gewisses Mißtrauen hegte und seine Auszeichnungen ihm vorenthaltungsmäßig spät zuteil werden ließ. Übrigens stellte auch Hogarth den Pastellmaler Cotes über Reynolds in bezug auf das Porträt, und dieser hinwieder nannte Hogarth, der 1764 starb, „keinen Maler, sondern einen Moralisten."

Die Hochzeit und Krönung Georgs III bot dem Künstler Gelegenheit, das Urteil von Walpole über ihn glorreich zu widerlegen denn in jenem Jahr 1761 entstanden die entzückenden Bilder der Brautjungfern der Königin, unter anderen das von Lady Elisabeth Keppel, die Statue Hymens mit Blumen bekränzend, die eine Negerin dem schönen Mädchen reicht.

Digitized by Google

Die Porträts, die Reynolds in den nächsten Jahren malte, lassen sich kaum mehr zählen. Was England an hervorragenden Persönlichkeiten an lieblichen Frauengestalten besaß, drängte sich vom Morgen bis zu den späten Nachmittagsstunden in das Atelier des Künstlers. Fast kein Name unter der großen englischen Geschlechtern fehlt in den Aufzeichnungen desselben, seine Werke prangen noch heute in den Hallen, wo seine Zeitgenossen Warte der Leidenschaft oder Liebe wechselten, ihre Gedanken austauschten und das Wohl des Staates erwogen, der unter der Leitung genialer Staatsmänner und großer Patrioten seinen neuen Geschicken entgegenreifte. Junge Männer, die Reynolds in der Blüte der Jugend gemalt hatte, kehren mit dem wohlverdienten Lorbeer um die Schläfen gewunden unter seinem Pinsel wieder. So manche noch schöne und stattliche Matrone hatte er zuerst als Kind auf dem Schoße der Mutter, dann als Braut und selbst wieder von einer Kinderschar umgeben auf die Leinwand gebannt, und seine Kunst bestätigt den Ausspruch, nach dem englische Großmütter die schönsten in der Welt genannt zu werden verdienen. Reynolds hat Gibbon, den Geschichtschreiber einer untergegangenen Welt, und Warren Hastings, den Mitbegründer des neuen Reiches gemalt, in dem die Weltherrschaftsgedanken des Orients sich mit abendländischer Staatskunst begegneten. Er hat die erste englische Romandichterin, Miß Burney, porträtiert, und einer anderen Frau, Angelika Kaufmann, die akademischen Pforten geöffnet. Mit Recht ist Reynolds glücklich gepriesen worden unter den Menschen seiner Generation, denn die besten unter ihnen waren seine Freunde, und dem heiteren Frieden seiner Künstlerlaufbahn sind zwar nicht die großen Probleme, wohl aber die Kämpfe und Parteileidenschaften seiner Tage fern geblieben. Ihm ist es, ohne daß er mißverstanden worden wäre, gelungen, die Intimität mit Edmund Burke aufrecht zu erhalten und bei Warren Hastings in Beaconsfield der gefeierte Gast des großen Proconsuls zu sein, dessen Verderben Burke, der es herbeiführte, für eine jener sittlichen Notwendigkeiten erklärte, die über das Schicksal der Nationen entscheiden. Seitdem hat sich erwiesen, daß in diesem Falle der Künstler, nicht der Politiker klarsehend gewesen ist, und heute

urteilt die Welt über Warren Hastings nicht wie Burke oder Sheridan, sondern wie Reynolds es getan hat.

Er war im Vollbesitz seines Ruhmes, da, zu Anfang der sechziger Jahre, trat ein Maler auf den Plan, der dazu berechtigt war, mit ihm um die Palme zu ringen. Es war Gainsborough, der unsterbliche Schöpfer so vieler Meisterwerke, den Ruskin in bezug auf die Pracht und Schönheit des Kolorits neben Rubens und über Reynolds stellt. Er nennt ihn den größten Kolo-risten der englischen Schule, „mit dem die Kunst des Malens in Europa ausgestorben sei. „Gainsboroughs Hand," schreibt Ruskin, „ist leicht wie der Zug der Wolke, schnell wie das Aufleuchten des Sonnenstrahls. Nie verliert er sein Bild als Ganzes aus dem Gesicht, er ist ein unsterblicher Maler, dieser tiefdenkende, feierliche Gainsborough." Reynolds ist ihm auf seine Weise gerecht geworden. Er nannte ihn den größten lebenden Landschaftsmaler, und gab ihm das Zeugnis, er vermöge so vortrefflich zu kopieren, daß eine Reproduktion Van Dyks von seiner Hand auf eine kleine Entfernung dem Original nicht zu unterscheiden sei. Er kaufte ein Bild von Gainsborough und saß ihm für sein Porträt, das jedoch unvollendet blieb, weil der Maler sich dadurch zurückgesetzt fühlte daß Reynolds nicht seinerseits anbot, auch ihn zu porträtieren. Dieser pflegte zu sagen, daß zwei Künstler, die in derselben Sparte arbeiten, sich auf die Länge niemals vertragen. Doch bewunderte er den Schöpfer des blue boy noch Verdienst und gestand, er begreife nicht, wie dieser manche seiner Effekte hervorbringe. Auf dem Sterbebette ließ Gainsborough nach Reynolds zu sich bitten, um Abschied von ihm zu nehmen. „Wir gehen alle in den Himmel," hörte man ihn sagen, „und Van Dyk ist auch dabei." Reynolds geleitete ihn zu Grabe und hielt ihm die Lobrede in der Akademie, wenn jemals eine englische Malerschule entstehen sollte, werde sie in Gainsborough einen ihrer größten Meister anerkennen.

Zur Zeit, wo dieser seine ersten Bilder ausstellte, hatte er u. a. mit dem Porträt von Lady Waldegrave zu konkurrieren, einem der schönsten, die Reynolds jemals gemalt hat, er stellte sie dar wie sie ihr eigenes Kind als Kupido an die Brust drückt. Das Bild

von Mrs. Gollyer als Lesbia, „Passer mortuus est meae puellae“, das er 1767 vollendete, wird von Kennern noch höher gestellt. Er selbst schätzte hauptsächlich am meisten, welches die Sängerin und früh verstorbene Gattin des Dichters Sheridan als heilige Cäcilia darstellt. Es wurde 1775, im 53 Lebensjahre des Künstlers, gemalt, ist im Besitze von Lord Lansdowne und hat im Jahr 1884, auf einer Londoner Ausstellung der Werke von Sir Joshua, die Besucher entzückt. Eine große Vorliebe hatte er gleichfalls für das Porträt des Admirals Keppel, den er 25 Jahre früher als jungen Kommodore gemalt hatte, und dessen Bild er nun, in den Tagen seines Ruhmes oft reproduzierte. Nicht weniger bekannt und berühmt sind die Porträts der heiteren und glänzenden Georgiane, Herzogin von Devonshire, des jungen Lord Richard Cavendish, und unter den Kinderbildern, die er mit so großer Freude malte, jenes der kleinen Miß Bowles, den Hals des Lieblingshundes umfassend. Besonders gern hat, wie bemerkt, Reynolds neben den herrschenden Schönheiten des Tages auch Schauspieler gemalt, so nächst Garrick vorzugsweise Mrs. Abington, die er u. a. einmal als komische Muse darstellte. Von seinen historischen Kompositionen wurden vornehmlich berühmt „Orestes und Pylades“, ein Werk, das zu Lebzeiten des Künstlers keinen Käufer fand, „weil, wie man damals meinte, solche Bilder zu hoch niemals zum Schmucke eines Saales oder Hauses verwendet werden können.“ Dagegen erwarb Kaiserin Katharina für die damals sehr hohe Summe von 1500 Guineen „den jungen Herkules, die Schlangen erdrückend,“ von dem Reynolds zu sagen pflegte, unter diesem Bilde seien zehn andere verborgen. Besser wie diese großen Entwürfe, bei welchen der Mangel an genauer Kenntnis der chemischen und mechanischen Kunstgriffe und die Unsicherheit in bezug auf strenge Zeichnung und Formendurchbildung nicht durch den Reiz der Darstellung und die Pracht der Farbe gedeckt werden können, gelangen ihm die Porträtgruppen, in denen er sein Höchstes leistete. Dazu gehörten jene der drei Schwestern Waldegrave, das Familienbild des Herzogs von Marlborough und vor allem die großartige Schöpfung von Mrs. Siddons, der Tragödin, in selbstgewählter Personifikation der tragischen Muse. Sie hatte im Jahr

von Garricks Rücktritt, 1776, die englische Bühne betreten und erobert, und zählte erst siebenundzwanzig Jahre, als der Künstler sie verewigte. Nach Vollendung des Bildes, das sie im Augenblick höchster Inspiration darstellt, schrieb Reynolds seinen Namen auf den Saum ihres Gewandes, und da sie, näher tretend, es bemerkte, erwiderte er, so wünsche er auf die Nachwelt zu kommen. Nur ein anderes seiner Bilder, Mrs. Cockburne mit ihren drei Kindern als Charitas, hat Reynolds mit seinem Namen gezeichnet. Auch eine Landschaft, die Themseaussicht vor seiner Villa in Richmond, existiert von seiner Hand. Er produzierte mit solcher Schaffensfreudigkeit, daß einer seiner Biographen, Malone, der ihn häufig an der Arbeit sah, von ihm als von einem der glücklichsten Sterblichen spricht, wozu Johnson die Bemerkung fügt, Reynolds sei vom Glück nicht zu verderben gewesen.

An äußeren Ehren hat es dieser großen Künstlerlaufbahn gleichfalls nicht gefehlt. Als nach mannigfachen Schwierigkeiten die erste englische Akademie 1768 ins Leben trat, ward Reynolds zu ihrem Präsidenten ernannt, eine Stellung, die er bis zu seinem Tode bekleidet hat. In dieser Eigenschaft hielt er Reden, fünfzehn an der Zahl, in denen er seine Kunstanschauung niedergelegt hat, und die sein größter Schüler, Sir Thomas Lawrence, als goldene Regeln bezeichnet, bei welchen der Meister, der sie gab, selbst von der Überzeugung ausging, daß die Regeln durch die Gemälde, nicht aber die Gemälde durch die Regeln bestimmt worden sind.

In dem Zeitabschnitt zwischen Gründung der Akademie und dem 1795 erfolgten Tode ihres ersten Präsidenten hat dieser ihre jährlichen Ausstellungen mit ungefähr zweihundert Bildern geschmückt, wovon die meisten, durch vortreffliche Stiche vervielfältigt, noch heute die Zierde englischer Wohnhäuser und Landsitze bilden, und die Züge berühmter Zeitgenossen, von Charles James Fox und E. Burke, Gibbon, Sterne, Sheridan, Goldsmith, um nur die hervorragendsten zu nennen, der Nachwelt eingeprägt haben. Besonders freute es den Künstler, der 1768 als Sir Joshua Reynolds in den Ritterstand des Königreichs erhoben worden war, daß sein Geburtsstädtchen Plympton im sonnigen Devonshire ihn 1773

Digitized by Google

zum Bürgermeister wählte. Im selben Jahr ernannte ihn die Universität Oxford zum Ehrendoktor, und nachdem die Akademie zu Florenz ihn in ihre Mitte berufen hatte, sandte er ein Selbstporträt zum Dank für die Auszeichnung. Den Titel eines Hofmalers, der nach dem Tode von Hogarth an Ramsay verliehen worden war, erhielt Reynolds erst 1784, allein die königliche Familie ließ sich nur selten von ihm und gewöhnlich von West malen, der in den Jahren zwischen 1769 und 1801 über 34 000 Guineen für offizielle Porträts oder Bilder verdiente, die von Georg III bestellt wurden.

Obwohl ihm neben Gainsborough auch in Romney ein in manchen seiner Porträts fast ebenbürtiger Rivale heranreifte, blieb Reynolds doch das anerkannte Haupt der englischen Schule; eines Tages, da er besonders schöne Bilder zur jährlichen Ausstellung der Akademie gesandt hatte, bereiteten ihm die Kollegen bei seinem Erscheinen eine Ovation.

Es drängt sich die Frage auf, ob diesem Künstlerdasein, das mit Recht ein vom Schicksal bevorzugtes gepriesen worden ist, der höchste Preis des Lebens, eine edle, beglückende Liebe gefehlt hat? Die Biographen von Sir Joshua wissen nur dieses zu berichten, daß in Beziehung zu dem seinigen wiederholt der Name von Angelika Kaufmann genannt worden ist „Miß Angelika" oder „Miß Angel", wie er sie in sein Notizbuch einzutragen pflegte. Die Angabe von Waltmann, daß sie seine Hand ausgeschlagen habe, findet sich jedoch bei keinem von ihnen bestätigt. Sie war im Jahre 1765 nach London gekommen und hatte zur Erstlingsgabe ein Porträt von Garrick ausgestellt. Reynolds und sie malten sich gegenseitig zu wiederholten Malen; er bewährte seine Freundschaft vornehmlich dadurch, daß er alles aufbot, um sie aus den Banden einer höchst unglücklichen Ehe zu befreien. Kurz noch ihrer 1766 erfolgten Ankunft in England war Angelika Kaufmann nämlich die Gattin eines Abenteurers geworden, der sich Graf Horn nannte, in Wahrheit aber dessen Kammerdiener war, der die Garderobe und die Papiere seines Herrn entwendet und sich hierauf für ihn ausgegeben hatte. Die unglückliche Episode verstimmte übrigens die Künstlerin nicht lange. Sie blieb unermüdlich produktiv, kokett und lebenslustig und vermählte

sich später, 1782, in glücklicher Ehe mit dem Maler Zucchi. Sir Joshua brachte, wie schon erwähnt, ihre Wahl in die Akademie in Vorschlag, und sie teilte die Ehre der Berufung mit Fräulein Marie Moser, der Blumenmalerin. Seinen Seelenfrieden aber hat Angelika Kaufmann wenn überhaupt, jedenfalls nur ganz vorübergehend gestört, denn alle seine Freunde preisen die ruhige Heiterkeit und den Gleichmut dieses der Kunst geweihten Lebens. Von Schwestern und Nichten umgeben, blieb Sir Joshua unvermählt, der Muse treu, die ihm früh den Kranz gewunden hatte. Er war 66 Jahre alt und eben mit Vollendung des Bildes von Lady Hertford beschäftigt, als er eine plötzliche Schwäche im linken Auge spürte. Von da an malte er nicht mehr, denn bald darauf erlosch die Sehkraft dieses Auges, und das andere wurde zunehmend schwächer. Im Jahre 1790 verabschiedete er sich in einer letzten Rede von der Akademie. Der Saal war gedrängt voll und die ersten Sitzreihen für auserlesene Zuhörer, unter denen Burke, reserviert. Sie hatten bereits Platz genommen, als ein den Fußboden stützender Balken nachgab und eine Panik entstand, die jedoch bald sich legte und von dem ebenfalls anwesenden Dichter Rogers, der damals ein junger Mann war, dazu benutzt wurde, um seinen beschwerdenen Platz gegen einen besseren zu vertauschen. So hörte er aus nächster Nähe die Worte, mit denen Sir Joshua sein öffentliches Wirken beschloß. Sie waren dem unsterblichen Andenken des Meisters geweiht, den er im Gebiete der Kunst als den größten von allen verehrte, und nach einmal Michel Angelos gedenkend, sprach er mit bewegter Stimme: „Ich preise mich glücklich, daß es mir vergönnt war, die Gefühle nachzuempfinden, die er in der Menschenbrust erwecken wollte. Nicht ohne Stolz sage ich mir, daß die Reden, die ich an dieser Stelle hielt, Zeugnis geben von meiner Bewunderung für diesen wahrhaft großartigen Mann, und bliebe mir ein Wunsch, so wäre es, daß der letzte Name, den ich in dieser Akademie und von dieser Stelle aussprechen werde, der von Michel Angelo sein möchte.“ Als hierauf Sir Joshua, sich verneigend, von der Tribüne herabstieg, und dem Publikum sich beigesellte, ging Burke auf ihn zu, ergriff seine Hand und wiederholte die Verse aus Miltons verlorenem Paradies

„The Angel ended, and in Adam's ear
So charming left his voice that he awhile,
Thought him still speaking, still stood fix'd to hear."

„Ich stand in unmittelbarer Nähe", berichtet Rogers, „und habe die Worte selbst vernommen."

Noch über ein Jahr nach dieser ergreifenden Szene hat Sir Joshua Reynolds gelebt. Es war eine seiner Lieblingsregeln, kleine Dinge gering zu achten; das sei das sicherste Mittel, zufrieden zu sein in dieser Welt. Als der Verlust des Augenlichtes, einer der schwersten, die er überhaupt erleiden konnte, ihn traf, entging freilich auch er den schwermütigen Empfindungen nicht, die keiner Menschenseele völlig erspart werden. Seine letzte Sehkraft benutzte er zum Reinigen der Bilder, die er in seiner Galerie gesammelt hatte, und bis zuletzt verkehrte er gern und liebevoll mit seinen Freunden. Ein Leberleiden, das die Ärzte verkannten, untergrub seine sonst so feste Gesundheit in wenigen Monaten. Ergeben bereitete er sich auf den Tod, der am 23. Februar 1792, im 70. Jahre seines Lebens, den fast gänzlich Erblindeten traf. Es war eine letzte Gunst des Schicksals, daß Burke ihm die Leichenrede hielt, „Perikles dem Apelles," wie es in London hieß. Auf das Verlangen von Burke war es auch, daß des großen Malers Leiche in der Akademie ausgestellt und von dort zu Grabe getragen wurde. Was in der englischen Hauptstadt von vornehmen oder berühmten Persönlichkeiten anwesend war, gab ihm das Geleit zu Grabe, unter anderen der einzige Schüler von hervorragender Bedeutung, den Reynolds gebildet hat, der damals erst 24jährige Lawrence.

In der Krypta der Paulskirche ruht der Erwecker der Schönheit, der würdige Maler einer großen Generation im einfachen Marmorsarkophag, der seinen Namen trägt, und über seiner Asche wölbt sich das Grabmal, das England des größten seiner Künstler würdig befunden hat, die Kuppel von Sir Christopher Wren.

Aus dem Tagebuch einer Vizekönigin von Indien.

—•—

In einem einzigen Land ist es bis jetzt möglich gewesen, den Traum einer Krone zu träumen und doch loyaler Untertan treu seinem Eide zu sein, unter der Bedingung freilich dieses eine nicht zu vergessen, daß der Traum kurz und der Glanz der Herrschaft ein vorübergehender sein wird. Durch diese Erfahrung ist zweimal in ihrem Leben an der Seite des Gatten eine schöne Frau gegangen die zuerst in Quebec, dann in Kalkutta und Simla die Ehren und Huldigungen, aber auch die Lasten und Bürden königlicher Repräsentation gekostet hat. Es ist Lady Dufferin, die Gemahlin des Marquis von Dufferin und Ava, der an der Spitze der Regierungen von Kanada und Indien Vizekönig und hierauf Botschafter der Königin Viktoria an europäischen Höfen gewesen ist.

Die zwei Bände, in denen Lady Dufferin ihre Eindrücke und Erlebnisse niedergelegt hat, sind meist aus Briefen zusammengestellt, die sie von Indien aus an ihre Mutter richtete. Ein Lob kann ihnen rückhaltlos gezollt werden sie sind von größter Diskretion. Durch die hohe Stellung ihres Mannes zu völligem Stillschweigen über alle öffentlichen und politischen Angelegenheiten verpflichtet, mußte sie sich auf die Schilderung dessen beschränken, was sie persönlich erlebt und gesehen, und im Übrigen können ihre Leser sich mit den Worten des belgischen Staatsmannes Van de Weyer trösten, der zu sagen pflegte „En fait d'histoire contemporaine, il n'y a de vrai que ce qu'on ne dit pas."

Was Lady Dufferin zu bieten hat, sind ungewöhnlich reiche, einer Frau ihres Ranges und ihrer Stellung zugängliche Erfahrungen. Nichts hindert die Vermutung, daß sie auch über die Dinge, von den sie schweigt Gutes und Wissenswertes zu sagen gehabt hätte.

Der neue Vizekönig, seine Gattin, eine Tochter und das Gefolge verließen England an Bord der „Tasmania" im November 1884. Zu Aden, beim Eintritt in die indischen Meere wurde

seine Flagge zum erstenmal mit dem Donner von einundzwölfzig Geschützen begrüßt, die den ungezählten Millionen Untertanen der indischen Reiche die Ankunft des Statthalters ihrer Kaisern verkündeten. Nach kurzer Rast in dieser Niederlassung, die sich seines guten Rufes unter den Reisenden erfreut, aber diesmal durch wunderbare Beleuchtung ersetzte, was ihr an landschaftlichem Reiz fehlt, wurde Bombay am 6 Dezember erreicht. Hier beginnen die Schwierigkeiten der Erzählerin. Es gilt, das buntfarbige Bild orientalischer Pracht, ein Meer, bedeckt von Schiffen und Booten, im Farbenglanz des Südens leuchtend, die malerischen Gestalten in der unerschöpflichen Abwechslung ihrer Trachten, die Feierlichkeit des Empfangs, die Wirkung des Einzugs in diese große, mit Menschen überfüllte, jubelnde und festlich geschmückte Hauptstadt zu beschreiben, und man kann es nicht. Worte vermögen nicht zu malen, die Wirklichkeit verblaßt auf dem Papier. Nur einzelne Erscheinungen lassen sich festhalten, nackte Kinder neben solchen, die, in reiche Stoffe gekleidet, einen großen Ring durch die Nase gezogen tragen, halbwilde Gestalten neben zivilisierten Menschen im Frack mit Band und Ordensstern. „God save the Queen", von Feueranbetern und Buddhisten, Mohammedanern und Parsen, Hindus und schottischen Regimentern eine via triumphalis von fünf englischen Meilen entlang gespielt, und endlich die Ankunft im Government House, ursprünglich einem Jesuitenkollegium mit schönem Palmengarten, „von den Mönchen" angelegt, wie Lady Dufferin die Mitglieder der Gesellschaft Jesu mit liebenswürdiger Unkenntnis katholischer Verhältnisse zu nennen beliebt. Was sie, und wohl mit Recht, am meisten in Erstaunen setzte, war die Temperatur. Sie war auf lästige Hitze gefaßt und mußte sich in Gewächsen mit vier großen, weiten, offenen Fenstern und ebenso vielen Türen gegen Zugluft und empfindliche Kälte zu schützen suchen.

Schon am nächsten Tage machte sich der Druck des goldenen Reifes fühlbar, auf goldgewirktem Teppich stehend hatten der Vizekönig und seine Gattin nach einem großen offiziellen Bankett sechshundert Personen an sich vorbeidefilieren zu lassen, den Damen die Hand zu geben, die Herren durch Verneigung zu grüßen.

Viele der so Vorgestellten waren Eingeborene, die Parsen-Damen außerordentlich glänzend gekleidet, der Empfang selbst ein Vorgeschmack dessen, was in Kalkutta folgen sollte. Die erste öffentliche Anstalt, die in Bombay besichtigt wurde, war charakteristischerweise nicht etwa ein Spital oder eine Schule, sondern ein Asyl für kranke Tiere, und bei dieser Gelegenheit wurden Lord und Lady Dufferin zum erstenmal von Blumengewinden, aus Rosen und Jasmin geflochten, umschlungen und mit Rosenöl besprengt, eine Zeremonie, die sich seitdem bei jeder ähnlichen Gelegenheit nach Landessitte wiederholte. Nachdem die philanthropischen Institute von Bombay zu ihrem Recht gekommen und in Augenschein genommen worden waren, brachte ein luxuriös ausgestatteter Sonderzug die Ankommenden in der erstaunlich kurzen Zeit von achtundvierzig Stunden nach Kalkutta, wo sich die Festlichkeiten nach Vereidigung des neuen Vizekönigs in ununterbrochener Reihe folgten. Noch einige Tage hindurch verweilte Lord Dufferins Vorgänger, Lord Ripon, in der Residenz, die fünf Jahre hindurch die seinige gewesen war; die beiden Damen, die sich einander ablösten, suchten sich während dieses kurzen Zusammenseins gegenseitig an Zurückhaltung zu übertreffen, und der vizeköniglichen Palast blieb ohne Hausfrau infolge des Umstandes, daß er deren zwei besaß. Nachdem jedoch Lady Dufferin ihre Alleinherrschaft angetreten hatte, sank das Werk ihrer Vorgängerin bald genug in Trümmer, und der triumphierende Ausruf: „Nun zum erstenmal ist dieses Haus wohnlich geworden!“ schließt eine Reihe von häuslichen Umwälzungen, die bald darauf auch auf die Sommerresidenz zu Barrackpore ausgedehnt wurden. Sie geben Zeugnis von der Energie der neuen Gebieterin, von ihrem echt englischen Bedürfnis nach allem möglichen Komfort in großen und kleinen Dingen und ihrer nicht minder englischen Vorliebe für die Tierwelt. Einer Schaar von grünen Papageien zuliebe wurde ein Altan zum luftigen Käfig für sie abgeschlossen und die Krähen abgenebt, die jeden Morgen zum Angriff gegen sie sich zu sammeln pflegten, Falken wurden gefüttert, Briefstauben abgerichtet, ein Lieblingselefant stand im Park von Barrackpore zu allen möglichen Dienstleistungen bereit; merkwürdige Affenarten waren unter den Lieblings-

tieren des vizekönigischen Haushalts vertreten, und Lady Dufferin erzählt die Geschichte zweier Tiger, die sich aus Schwermut über den Verlust der Freiheit im zoologischen Garten von Kalkutta zu Tode hungern ließen. Ihr selbst war es nicht bestimmt, in der veränderten Umgebung ihres Lebens lange froh zu werden. Weihnachten wurde fern von den Kindern, die in England zurückgeblieben waren, in Kalkutta gefeiert. Dann brach die Hitze mit solcher Gewalt herein, daß bereits im März Schutz gegen sie in der bergigen Umgebung von Simla gesucht werden mußte.

Der Weg ging über Allahabad nach Rawal Pindi, wo unter großem militärischen Gepränge die Häuptlinge und Fürsten des Punjab, von Juwelen strotzend, mit Kronen geschmückt und von orientalischer Pracht umgeben, dem Vizekönig ihre Aufwartung machten. Hier sah man die Equipagen hoher britischer Würdenträger mit Kamelen bespannt, die kriegerischen, kleinen Gurkhas auf ihren schnellen, flüchtigen Pferden neben der schwerberittenen Kavallerie von Bengalen, alle Trachten, alle Gegensätze der Rassen, der Zivilisationen, des Herkommens, der Sitte und Anschauung unter das gleiche Gesetz, unter dieselbe Herrschaft gebeugt. Telephone und Boten auf reichbeschirrten Kameleu vermittelten den Dienst und Verkehr von einem Lager zum anderen; in festlich geschmückten Zelt hielt Lord Dufferin den Durbar für die Rajahs, deren jüngster, Patiala, ein zwölfjähriger Knabe, in einer Karosse von Silber und Gelb seine Auffahrt machte. Er trug eine Tiara, aus Diamanten zusammengesetzt, unter der sein schwarzes Haar ihm bis auf die Schultern wallte, die ein Mantel aus Goldbrokat bedeckte. Nicht weniger prachtig traten die anderen Fürsten auf, und als dieser offizielle Empfang zu Ende war, mußte der Vizekönig nach eingenommenem Diner einem Levee präsidieren, bei dem nicht weniger als 1100 Personen vorgestellt wurden.

Dann war es regnerisch und kalt geworden, und man fror in den Zelten, so daß man den Emir von Afghanistan beneidete, dessen Ankunft erwartet wurde, und für den ein geheiztes Haus und abgeschlossenes Lager in Bereitschaft standen. Für ihn war es auch, daß ein gewaltiges militärisches Schaukspiel vorbereitet wurde, bei dem alle Waffengattungen des britischen Heeres alle

englischen und eingeborenen Truppenabteilungen vertreten waren. Fünfzig Elefanten standen für den feierlichen Einzug des Vizekönigs bereit, allein der Himmel bestimmte es anders und sandte den Regen in solchen Strömen herab, daß die Elefanten unverrichteter Dinge vom Schauplatz verschwanden und der Emir im einfachen, geschlossenen Wagen seine Wohnung erreichte. Enttäuscht aber sollte die glänzende Gesellschaft, die ihn erwartet hatte, und die den Sohn der Königin, den Herzog von Connaught, mit seiner Gemahlin einschloß, dennoch nicht werden. Am nächsten Morgen erglänzten schneebedeckte Gipfel in der sonnigen Ferne, der Emir verließ in bester Laune sein Schlafgemach, kleidete sich in eine Uniform von bedenklich russischem Zuschnitt, füllte sich die Nase mit Schnupftabak, bestieg den bereitgehaltenen Wagen und fand sich zu rechter Zeit im Zelte des Vizekönigs ein, wo drei Stunden hindurch „die afghanische Frage" diskutiert wurde. Wir erfahren nur das Ende des Gesprächs. „Und nun, welcher Art sind Ihre Meinungen und Vorschläge in der Sache?" frug Lord Dufferin seinen Gast. „Ich bin nicht der Ansicht, daß eine solche Frage billigerweise an mich gestellt werden kann", ließ der Emir zurück verdolmetschen, und so schloß die Unterredung. Er war nun einer berittenen Garde gefolgt, deren kleine, gedrungene Pferde die Schweife wie Rattenschwänze eng zusammengedreht trugen, und ihn begleitete, wohin er ging, in roten Sammet gekleidet der Henker, die Zwiefalten seines Amtes, Strick und Beil, auf der Schulter.

Da aber auch in Afghanistan das menschliche Herz an Gegensätzen unerschöpflich ist, so bestand die Lieblingsbeschäftigung des sanguinischen Despoten darin, in einigen vierzig in seinen Gemächern aufgestellten Vasen Blumen zu verteilen, und zu erneuern.

Ihm zu Ehren wurde in Gegenwart der drei höchste kommandierenden Generale von Indien die Parade abgehalten, bei der 20 000 Mann beteiligt waren und die Kanonen von Elefanten gezogen wurden, wobei jedoch Lady Dufferin zu verwerfen nicht vergißt, daß, wenn wirklich Gefahr im Verzug ist, die Elefanten stets durch Maultiere oder Ochsen ersetzt werden, die im Feuer viel mutiger aushalten als diese. An dem Festmahl, das die Feierlichkeiten abschloß, waren die Damen nicht beteiligt,

sie mußten sich damit begnügen, die zahlreichen und glänzenden Gäste kommen und gehen zu sehen und sich erzählen zu lassen, wie der Lieblingspage des Emir während des Mahles hinter dem Stuhl des Gebieters stand und Zigaretten rauchte, während dieser die feierliche Rede des Vizekönigs mit warmen Freundschaftsbeteuerungen für England und die Königin und Kaiserin von Indien erwiderte. Auch diesmal waren die mit edlen Steinen übersäeten Gewänder der Rajahs so prächtig und ihr ganzes Auftreten so eigentümlich und großartig, daß nur die märchenhaften Schilderungen aus „Tausend und eine Nacht" annähernde Begriffe davon zu geben schienen. Unter den Geschenken, die dem Emir zum Abschied überreicht wurden, befanden sich nebst kostbaren Uhren, Waffen, Gold-, Silber- und Schmuckgegenständen auch einige Spieldosen, und zum nicht geringen Schrecken der Versammlung begann ein mechanischer Vogel im feierlichsten Augenblick sein Lied zu singen und so lange zu wiederholen, bis endlich einer der Anwesenden in später Geistesgegenwart den Käfig mit dem ungebetenen Sänger packte und ins Freie trug. Mit dem Großkreuz des Sterns von Indien geschmückt, verließ der Emir das Lager von Ramal Pindi, und Lord Dufferin konnte die Seinen mit dem befriedigten Gefühl nach Lahore begleiten, daß die erste große Aufgabe seines verantwortungsschweren Amtes ihm über Erwarten geglückt und der Afghanenfürst dem englischen Bündnis gewonnen war.

Zu Lahore waren es vor allem die Rosengärten, die die Bewunderung der Besucher erweckten. Rosenbäume bildeten schattige Laubgänge, unter den die Wagen dahinrollten, Rosen rankten sich um die Stämme der Palmen, Rosenbeete bedeckten meilenweit den Umkreis der Stadt, ihre alten Wälle, ihre Gräber und Mausoleen, und so vollständig umblühten und verhüllten sie selbst die Stätten des Todes, daß die Reisenden, von Rosen umduftet, in heiterster Stimmung auf dem Dach des berühmten Grabmals von Johangir den diesmal wohlverdienten five o'clock tea tranken. Allein auch in diesem Heimatland der Rose gebot die Pflicht, Gefängnisse und Schulen, Spitäler und Wohltätigkeitsanstalten in Augenschein zu nehmen, Audienzen zu

gewähren, künstlerische Bestrebungen und heimische Industrien zu fördern, nach vollendetem Tagewerk große Diners zu geben und dann noch Feuerwerke zu bewundern, bis die geplagte Natur den Dienst versagte und sich in Schlafgemächer flüchtete, deren Temperatur nach Aufgebot aller Abkühlungsmittel immer noch lebhaft an diejenige erinnerte, welche die drei Jünglinge im Feuerofen umgeben haben mag. Lahore scheint sogar besonders erfinderisch an solchen vom königlichen Amte nun einmal unzertrennlichen Geduldproben gewesen zu sein. In feierlichem Durbar wurde der Maharadjahs von Kaschmir empfangen, denn den sechs fünf greise Sikhs Huldigungsadressen ihrer Stämme, hierauf wurden Geschenke, meist kostbare indische Schals und Stoffe entgegengenommen, die jedoch nach festgesetztem Brauch augenblicklich dem Staatssekretär des Äußeren übergeben werden mußten, der sie auf Rechnung der Regierung verwahren läßt. Nach dem Besuch des goldenen Tempels zu Amritsar, der heiligen Stadt der Sikhs, wurde in den letzten Tagen des April endlich das Capua des modernen Indien, die Sommerresidenz Simla, erreicht.

Das Erstaunen der Lady Dufferin war groß, sich nach den Erlebnissen der letzten Wochen plötzlich in eine kleine Villa versetzt zu finden, die zwischen zwei Absätzen an einem Bergabhang gelehnt, viel eher zum Sommeraufenthalt für eine stille Familie wie zur Residenz des Vizekönigs bestimmt und geeignet schien. Zugänglich war dieser neue Wohnsitz nur für Ponywagen und Sesselträger, aber auch in diesem Fall war jeder Ausflug mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß es neunzehn starker Männer bedurfte, um drei Damen ein paar englische Meilen weit zu befördern, der Gang zur Kirche am Sonntag glich einer kriegerischen Unternehmung hier im Herzen der Himalaya, wo unter anderem Sandstürme mit so reißender Schnelligkeit hereinbrechen, daß in den meisten Fällen den vom Ihnen im Freien Überraschten nichts zu tun bleibt, als sich am Boden ausgestreckt das Unwetter über sich ergehen zu lassen. Lady Dufferin verlor auch bei solchen Gelegenheiten den Mut nicht, sondern erwählte sich ein Maultier, „Begum" genannt, zum Fortbewegungsmittel auf steiler Höhe, der Versuch gelang vollständig, Aussichtspunkte mit dem Blick auf die herrlichsten

Schneeketten der Erde konnten auf diese Weise erreicht werden. Nur das Wohnhaus ließ sich nicht dehnen, und der Gedanke den Geburtstag der Königin in diesen engen Räumen mit einem Levée und darauffolgendem Diner mit Ball feiern zu müssen, klang der Herrin des Hauses wie Spott und bitterer Hohn. Indessen regnete es unaufhörlich, es blieb nichts übrig, als Hindußani zu treiben und der tröstlichen Versicherung des Munshi oder Lehrers Glauben zu schenken, daß nur Wochen den Damen zur Erlernung der Sprache genügen würden. Es regnete aber viel länger als das, und nach und nach gelang es, hunderte von Personen in Räumen zu versammeln, die für fünfzig Menschen zu klein und eng befunden worden waren. Konzerte Vorlesungen über Krankenpflege, Bazars, Turbans, Festlichkeiten aller Art mußten in der Bergeinsamkeit kaum weniger häufig wie zu Kalkutta veranstaltet werden. Den schroffsten Bergketten wurden Spielplätze abgerungen, mit den entferntesten Nachbarn Verbindungen ermöglicht, und nachdem auf diese Weise die Gäste und die Jugend angeregt und beschäftigt waren, konnte Lady Dufferin ihre vornehmste Aufmerksamkeit der Förderung weiblicher Krankenpflege als derjenigen unter allen guten Werken zuwenden, das in diesen fernen Gegenden am dringendsten nottut. Denn nicht nur, daß ganze Landstriche überhaupt jeder ärztlichen Hilfe entbehrten, die Zenanas oder Frauengemächer sind den Ärzten nicht zugänglich, und nur weibliche Pflege ist hier von Nutzen. Was Lady Dufferin in dieser Beziehung erstrebte, gelang über alles Erwarten. Aus England kamen geschulte Krankenwärterinnen und einige weibliche Ärzte, englische und einheimische Mediziner lehrten an Anstalten, die mit Hilfe zahlreicher Beiträge auf allen Punkten von Indien errichtet wurden. Große Summen wurden insbesondere von einzelnen indischen Fürsten zur Verfügung gestellt, und gegenwärtig ist „The Countess of Dufferin's fund for medical aid to women in India" mit seinen zahlreichen Spitälern und seinen wohlgeschulten Pflegerinnen eine der segensreichsten Institutionen des Reiches. Kuriöserweise bestand an manchen Orten eine der zu überwindenden Schwierigkeiten darin, daß die Frauen der Hindus besonders deswegen so schwer sich zur Benutzung der

Digitized by Google

Spitaler entschlossen, weil sie das reinliche Bettzeug fürchteten. Der Kontakt mit demselben, so meinten sie, werde sie zu Christinnen machen. Der religiöse Unterricht dagegen, den Vorsteherinnen und Wärterinnen unter Umständen erteilten, flößte den Patientinnen keine ähnliche Besorgnis ein.

Eingeborene Frauen, die sogenannten Dhais, sind es, die fast ausschließlich die Geburtshilfe und die Pflege der Wöchnerinnen besorgen, und hier muß man sich vorläufig mehr auf praktische Anleitung und auf Einschärfung derjenigen Dinge beschränken, die unter keinen Umständen geschehen dürfen. Lady Dufferin erzählt von einer Prüfung solcher Frauen, die in ihrer Gegenwart stattfand und bei der elf Kandidatinnen einstimmig und mit großem Nachdruck alle schlimmen, schädlichen Gebräuche vorzählten, die sie auf der Schule glücklich „verlernt" hatten. Die weiblichen Studentinnen der Medizin dagegen gehen ebenso wie ihre europäischen Kolleginnen durch die Lehrkurse und Examina der Universitäten. Sie rekrutieren sich vornehmlich unter den eingeborenen christlichen Mädchen. Der Erfolg der von ihnen geleiteten Anstalten läßt sich daraus ermessen, daß allein in Amritsar, im Punjab, in dem von der englischen Missionarin Miß Hewlett verwalteten Hospital das lediglich aus weiblichen Ärzten bestehende Personal im Laufe eines einzigen Jahres 4000 Kranke in ihren Wohnungen besuchte und 31 000 auswärtigen Patienten die begehrte Hilfe leistete. Das „Lady Dufferin Dispensary" zu Kalkutta selbst, das anfänglich unter der Leitung von Dr. Mrs. Foggo stand, ist, obgleich jüngeren Datums, kaum weniger erfolgreich. Das Tagebuch erwähnt bis zuletzt Grundsteinlegungen von Heilanstalten aller Art, insbesondere von Blindeninstituten und Frauenkliniken, die dem von Lady Dufferin gegebenen Impuls ihr Entstehen verdankten.

Während solche Werke ihrer Tätigkeit die Weihe gaben, erließ der von Geschäften überbürdete Vizekönig die Kriegserklärung gegen Burmah. Die Expedition dahin war seine nächste Aufgabe nach der Rückkehr von Simla über Delhi, Agra und Lucknow nach Kalkutta, wo der Winter von 1885/86 nicht ohne manche Sorgen verlebt wurde. Maharadschas und Begums, europäische Fürsten und sonstige Gäste kamen und gingen, die Herrin des

Digitized by Google

Hauses und ihre Töchter sprachen jetzt Hindustani und konnten sich infolgedessen ohne lästige Verdolmetschung mit den Eingeborenen unterhalten. Allein die Aufzeichnungen werden kürzer und bündiger, die Erfahrungen wiederholen sich auch im glänzendsten Dasein. Am liebsten greift fortan Lady Dufferin zur Feder, wenn sie berichten kann, daß Nizams und Nadahs den „fund“ mit Schenkungen bedachten, die nicht selten den Betrag von 1000 £ St. überstiegen. Auch wirft es ein freundliches Licht auf die Beziehungen zwischen Herrschern und Beherrschten, daß die Frau des Vizekönigs wiederholt und gern die Häuser von Hindus und Mohammedanern besuchte. Besonders in letzteren wurde ihr Erscheinen stets mit Freuden und als willkommener Anlaß zu einer jener seltenen Gelegenheiten begrüßt, die Monotonie des weiblichen Alltags zu unterbrechen. Wenn Lady Dufferin ein solches Haus betrat, fand sie mit den Familienmitgliedern auch die Nachbarinnen herbeigeeilt, alle mit Juwelen beladen, in goldgestickte Gewänder und prächtige Saris oder Schals gehüllt, immer wieder wurde sie mit Blumen bekränzt, immer wieder angestaunt, während sie in endloser Reihenfolge Süßigkeiten mit Tee oder Limonade, wohl auch mit gesiebtem Champagner vorgesetzt erhielt und die kleinen Kinder um sie versammelt wurden. Allein es half ihr über die unvermeidliche Langeweile hinweg, daß solche Besuche Festtage im eingeschränkten Leben orientalischer Frauen bedeuteten und ungewohnte Heiterkeit ihre Züge verklärte, wenn sie die glücklichere, freigeborene Schwester in ihrer Mitte sahen.

Als die Hitze wieder zur Fahrt nach Simla mahnte, erwählt Lady Dufferin der Gastfreundschaft eines Hauses zu Durbhunga am Ganges, dem die deutsche Gattin des Mr Llewellyn vorstand, der als Verwalter des Maharadscha das Land regierte. Der Fürst, der sich der Abkunft von besonders hoher Kaste rühmte, feierte seinerseits die Anwesenheit seiner Gäste durch ein großes Bankett. Am Schluß desselben erschien er, um in tadellosem Englisch die Gesundheit des Vizekönigs auszubringen, er würde selbstverständlich keine Brosame in seiner befleckenden Gesellschaft angerührt haben. Im benachbarten Benares veranstaltete der große Maharadscha Lord Dufferin zu Ehren eine Jagd, die mehrere Tage währte, und bei der

Digitized by Google

wilde Hunde, Schakale, Wildschweine, Hyänen, Füchse und Sambars erlegt wurden. Es gab dem Sport einen eigenen Reiz, daß man niemals wußte, was zunächst aus dem Dickicht hervorbrechen würde. Dazwischen eilten ganze Scharen von Affen, ihre Jungen im Arm, von den Schüssen geschreckt vorüber, vergaßen aber im nächsten Augenblick die durchlebte Angst und erheiterten die sie verfolgenden Jäger durch ihre tollen Sprünge. In der Stadt Benares selbst wurden die Reisenden auf in Silber eingelegtem Tragsessel aus Elfenbein durch die Tore des Palastes getragen, der sich am Ufer des Ganges erhebt, und den ganz in Stahl gekleidete Krieger bewachen. Die Tempel der heiligen Stadt dagegen riefen ein Gefühl der Enttäuschung hervor, besonders derjenige, der die geheiligten Stiere birgt, der Ana-Purna-Tempel. Das kostbarste dieser Tiere war klein und verwachsen, mit eingedrückter Nase und einer Geschwulst über dem einen Auge. Dazu schien es von schlechtester Laune, übermäßige Huldigungen hatten ihm den Charakter verdorben. Am Abend begann das als Water Festival bekannte religiöse Fest, bei dem die Bevölkerung in reichgeschmückten Booten während mehrerer Tage die Zeit fast ausschließlich auf den heiligen Fluten des Ganges verbringt, der des Abends in zauberhaftem Lichtmeer erglänzt.

Nach Simla folgen wir der Schreiberin des Tagebuches nicht mehr. Es waren verhältnismäßige Ruhetage, die sie dort verlebte. Am Schluß derselben brachte sie nach langer, mühevoller Reise die Tochter nach Bombay, wo dieselbe zu einjährigem Aufenthalt in der Heimat sich einschiffte. Auf dem Rückweg, in Hyderabad, empfing der Nizam den Vizekönig mit seiner aus zwanzig braun uniformierten Damen bestehenden Amazonengarde. Ihr ritten Krieger auf Straußen voran, von den Lady Dufferin bemerkt, daß die Reiter nicht weniger verstimmt und unglücklich aussahen als ihre Tiere. In Mysore galt einige Tage später der Besuch einem der erlauchtesten Fürsten von Indien, demjenigen, der allen anderen auf dem Gebiet des Erziehungswesens vorranging, und dessen Gattin, die Maharani, persönlichen Anteil an der Errichtung von Schulen für Mädchen aus hoher Kaste nahm. Eine dieser Anstalten trägt den Namen ihrer Fürstin und wurde da-

mals zum großen Teil von Miß Martin, Tochter des Sekretärs des Maharadscha, geleitet, ihr Programm umfaßt den Unterricht im Englischen, in Sanskrit, Geographie Arithmetik, Zeichnen, aber auch in der Gesundheitspflege, der Kochkunst, den weiblichen Handarbeiten. Ein Kindergarten steht mit der Anstalt in Verbindung, und als ganz besonders merkwürdig darf hervorgehoben werden, daß junge verheiratete Frauen nicht selten aus eigenem Antrieb, zuweilen mit ihren Kindern im Arm, in die Schule zurückkehren, um ihre Erziehung zu vervollständigen.

Zu Madras, am Schlusse des Jahres 1886, empfing Lady Dufferin aller ihrer Kinder, die noch klimatischer Überfahrt, an Bord des „Mirzapore" von England eingetroffen, die Eltern nach langer Trennung wieder begrüßten. Die Freude war nicht ungetrübt, denn eines der kleinen Mädchen erkrankte. Allein wie viele Eltern, die ihre Kinder lange Jahre hindurch nicht gesehen hatten, aber nicht wiedersehen sollten, konnten diese hier beweinen. Den nächsten Christabend erhielten die Töchter eines in Indien gemachsenen germanischen Adelsstammes, der von der Lotosblume geträumt haben mochte, wenigstens hingen seine Zweige in so exzentrischer Weise umher, daß es erst durch Anwendung von allerlei Kunstgriffen gelang, einen ehrsamen Weihnachtsbaum aus ihm zu machen.

Das nächstfolgende Jahr war das Jubiläumsjahr der Königin und Kaiserin von Indien. Zur Feier desselben wurden unter anderem etwa 22000 Gefangene in Freiheit gesetzt, und die Regierung übernahm die Zahlung von geringfügigen Summen bis zum Betrag von 100 Rupien, um die vielen aus der Schuldhaft zu befreien, die ihre Gläubiger nicht losließen. Neue Orden und Auszeichnungen wurden gestiftet, Tausende von Adressen eingesandt, Hunderttausende von Schulkindern bewirtet, zahllose Feuerwerke abgebrannt und festliche Bankette und Auffahrten veranstaltet. In Kalkutta allein folgten 15000 Wagen den Equipagen des Vizekönigs, die so unaufhörlich und weit von hohen Dächern herab mit Blumensträußen bewerfen wurden, daß er und seine Frau mit der Empfindung nach Hause zurückkehrten, es seien ihnen tüchtige Backenstreiche verabreicht worden.

Festgepränge gleicht sich unter allen Zonen. Wirklich originell gestaltete sich das Leben erst im Sommer wieder, in den Bergen, diesmal vorerst nicht in Simla, sondern zu Darjeeling und Dehra

Dun, im Bhutan, an der Grenze von Tibet, wohin die höchste Bahn der Welt 8000 Fuß hoch an Abgründen vorüber über kühne Brücken und schwindelnde Höhen führt, zuerst an blühenden Dörfern und Tregärten vorüber, dann in das Gebiet der Königstiger und wilden Elefanten. Dort lebt eine Bevölkerung von Tartaren, die im Gegensatz zu den Hindus von heiterer Gemütsart wie die Einwohner von Burmah sind. Die Stämme der Bhutias und Lepchas, der Limbus und Gurkhas erinnern bereits an den chinesischen Typus, doch wurden besonders unter den Lepchas außerordentlich schöne Mädchen bemerkt, rosig und weiß wie ihre mitteleuropäischen Schwestern. Sie trugen Diademe, aus Korallen und Türkisen gefertigt, die ihnen das Haupt wie Heiligenscheine umgeben. Dazu besteht die merkwürdige Sitte, daß von hohen Bäumen und eigens hierzu aufgerichteten Masten lange schmale Fähnchen flattern, auf denen Gebete gedruckt stehen, von den bekannten Gebetrollen nicht zu reden, die auch hier auf allen Wegen und Stegen von frommen Gottesverehrern im Halbschlaf auf- und abgewickelt werden. Den Nachtwächterdienst versehen rasch geschmückte Frauen, die ihr ganzes Vermögen in Gestalt von Schmuckgegenständen und Juwelen mit sich schleppen. Ans den Locken der Braut wird der Haarzopf des künftigen Gatten gefertigt, die Mütter tragen ihre kleinen Kinder in Schlingen, die um die Stirn befestigt werden. Llamas versehen den Dienst in den buddhistischen Tempeln, und nicht selten begegnet man dem einen oder anderen auf einem weißen, mit silbernen Glocken behangenen Maultier reitend, in ein weites rotes Faltengewand gekleidet, den flachen, chinesischen Hut auf dem glattgeschorenen Haupt. Die Gegend, wie sie von Ghoom, der höchstgelegenen Eisenbahnstation der Erde aus dem Blick sich bietet, steht Lady Dufferin nicht an, für die schönste der Welt zu erklären. Das Landschaftsbild überragt der Kinchinzunga, nach Mount Everest der höchste Gipfel der Himalaya, mit seinen fünf Spitzen, in der Landessprache „Die fünf Schätze des großen Schnees" genannt, und seinen kaum weniger riesigen Gefährten, Nieten und Jamao. Der von den Reisenden angestellte Vergleich zwischen Darjeeling und Simla entschied durchaus zum Nachteil der Bergregionen „haunted by the Government of India" wie Lady Dufferin

es sprudelnd ausdrückt — „Ein Kätzlein im Schoß der Himalaya", ist ihr Endurteil über Simla, wo übrigens noch während der Regierungszeit ihres Mannes eine bessere und bequemere Sommerresidenz gebaut wurde. Auf kurze Zeit hat sie dieselbe mit den Ihrigen 1888 zum ersten und letzten Mal bewohnt. Denn letzte Lord Dufferin das verantwortungsschwere Amt nieder, das er mit seltenem Geschick vier Jahre hindurch verwaltet hatte. Es lagen Gründe vor, die jedem Vizekönig zustehende fünfjährige Amtsdauer zu kürzen und den Botschafterposten in Rom anzutreten. Zu Simla, im November, hielt er seine letzte offizielle Feier, das große Kapitel der Orden des Sterns von Indien und des Indischen Reiches, bei dem Rajahs und verdiente hohe Beamte und Offiziere der Königin mit den Insignien belehnt wurden. „Ich suchte", schreibt Lady Dufferin, „das Herz des Vizekönigs dadurch zu rühren, daß ich ihm vorstellte, nie mehr in seinem Leben werde er, auf einem Throne sitzend, königliche Gnaden austeilen. Allein meine Worte machten nicht den geringsten Eindruck, und er blieb unbewegt." Die letzten Kapitel des Tagebuchs sind mit Beschreibungen von Abschiedsfesten gefüllt, der denen warme, menschliche Teilnahme die offiziellen Demonstrationen begleitete. Mahomedanische stifteten Armenfonds und gründeten Spitäler, die den Namen von Lady Dufferin, zu deren Ehre sie errichtet wurden, vor Vergessenheit bewahren; eingeborne und englische Frauen setzten durch ihr Beispiel ermuntert, das von ihr begonnene Werk fort, und bei der Trennung von Indien mochte der Gedanke ihr den Abschied erleichtern, daß ihre Frauenhand sich helfend und heilend auf manche Wunde gelegt hatte. Lord und Lady Dufferin wohnten noch dem Regierungsantritt ihres Nachfolgers, Lord Lansdowne bei, dann verließen sie Kalkutta, um sich in Bombay nach Europa einzuschiffen, wo ihnen der Glanz und die Sorgen, die Mühen und die Feste dieser ereignisvollen Jahre bald wie ein Traum aus Märchenland erscheinen.

Obgleich, wie schon bemerkt, diese Aufzeichnungen kein Wort von Politik und keine Spur davon enthalten, daß ernste religiöse, politische oder wirtschaftliche Probleme die Aufmerksamkeit der Verfasserin erregt hätten, vermögen sie doch zu fesseln

So anspruchslos und bescheiden sie sich auch gibt, entgeht es dem Leser nicht, daß sie eine ungewöhnliche Energie, eine seltene Hingebung an den Tag gelegt hat.

Auf einer dem zweiten Bande beigegebenen Karte sind die Reisen von Lord und Lady Dufferin verzeichnet. Sie führten von Quetta bis Rangun und Mongalay, im neu erworbenen Burmah, und vom Khyber-Paß bis Madras. Sie hat der Hitze dem Unwetter und dem ewigen Schnee getrotzt, das Schiff, die „Tasmania", das sie nun Europa brachte, scheiterte einige Zeit später und verlor den Kapitän, der den Tod durch Ertrinken fand, während sie selbst schlimme Meerfahrten zu bestehen hatte. Zu Pferd und auf den Rücken von Elefanten, in Tragsesseln und dann wieder zu Fuß hat sie Berge bezwungen und Länder durchstreift, nicht selten vom Fieber gepeinigt, nie ängstlich für sich selbst, aber um so mehr für Gatten und Kinder besorgt, stets guten Mutes, gastfreundlich und hilfbereit, im Besitz der köstlichen Laune, die über das kleine Unmach des Lebens sich mit einem Anflug von Humor hinwegsetzt und bei umwölktem Himmel auf das Wiedererscheinen der Sonne wartet. Schwerer war es vielleicht, das weitgehende Bedürfnis der englischen Jugend nach Tanz, Spiel und Sport zu befriedigen, in der Hauptstadt nicht nur, sondern auch auf dem Lande Bälle nach Diners, Gartenfeste und Unterhaltungen einander folgen zu lassen. Lady Dufferin hat auch diese Probe bestanden und der öfters wiederkehrende Ausruf „it was delightful" bewerst, daß sie die Freude ihrer Umgebung gern und heiter teilte. Auch oben auf den Berggeländen der Himalaya hat sie, die Mutter vieler Kinder, das Silberfest einer fünfundzwanzigjährigen, glücklichen Ehe gefeiert.

Lord Dufferin, den sie überlebte, war durch seine begabte, schöne Mutter der Urenkel Richard Brinsley Sheridans und seiner ersten Frau, jener liebreizenden Elisabeth Linley, deren Porträt Sir Joshua Reynolds immer wieder gemalt und jenes worin er sie, die Orgel spielend, unter dem Namen der heiligen Cäcilia darstellte, für sein bestes Bild erklärt hat. Mit staatsmännischen Eigenschaften verband er die persönliche Anziehungskraft und die intellektuellen Vorzüge, die nicht nur überzeugte Anhänger der geistigen Vererbungstheorie auf seinen Ahnherrn, den berühmten

Verfasser der Lästerschule zurückführten. Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, daß Lord Dufferin Indien gerade hundert Jahre nach dem Zeitpunkt regierte, da Englands größter Proconsul, Warren Hastings, von Burke und Sheridan über seine Verwaltung zur Rechenschaft gefordert wurde. In drei Reden, wovon die erste fünf Stunden, die letzte vier Tage beanspruchte und die Pitt und Burke übereinstimmend für die größten der Welt bekundeten oratorischen Leistungen hielten, erhob Sheridan vor dem höchsten Gerichtshof des Landes und versammeltem Parlament die Anklage auf Erpressung und Grausamkeit gegen Warren Hastings. Weder er noch der leidenschaftlichere Burke gedachten der Verdienste des Mannes, dem England die Herrschaft über Indien verdankte keiner von beiden erwähnte, daß er dann in sein Vaterland zurückgekehrt war. Die Szene, die sich in der Halle von Westminster abspielte, hat Macaulays klassischer Essay verewigt den englischen Hyperides, so nennt er Sheridan. Zehn Jahre nach dem Staatsprozeß, der mit der Freisprechung von Warren Hastings und mit seinem pekuniären Ruin geendigt hatte, 1805, begegnete dieser sich bei dem Prinzen von Wales mit Sheridan, worauf der Prinz die beiden miteinander bekannt machte. Sheridan wußte, welcher Art die Bewegursache gewesen waren, die seine Beredsamkeit entflammt hatten. Das Gefühl davon übermannte ihn beim Anblick des Greises, er versicherte ihn seiner unbegrenzten persönlichen Hochachtung; die Politik, so fügte er hinzu, habe sein Verhalten bestimmt. Ernst und feierlich entgegnete Warren Hastings, es wäre der Trost seines Alters, wenn Sheridan das öffentlich sagen würde[1]). Eine solche Abbitte wurde nicht gelesen und ein unparteiisches, gerechtes Urteil über den großen Generalgouverneur von Bengalen ist erst in den Tagen gefällt worden, wo Lord Dufferin Vizekönig von Indien war. Trotzdem hat Sheridan das seinige dazu beigetragen, wenn auch sein Enkel im Osten nicht mehr, wie einst, nach den Methoden des Ostens, sondern im Geist der christlichen Zivilisation und gesetzlichen Ordnung regiert hat, die unter Königin Viktoria ihrem Weltreich die Segnungen der Gerechtigkeit und ihrer Krone die Macht verbürgten.

[1]) Creevey Papers, I, 59.

Die Geſchichtsphiloſophie von Taine und ſein Bild Napoleons.

Durch das Chaos von Dokumenten über die revolutionäre Epoche den Weg zu einem großzügigen, zugleich philosophisch vertieften und historisch beglaubigten Gesamtbild zu bahnen, ist im neunzehnten Jahrhundert vornehmlich zwei Franzosen gelungen. Der erste derselben, Alexis de Tocqueville, veröffentlichte 1856 das berühmte Werk „L'ancien Régime et la Révolution". Ein gedankenreicheres, unbefangeneres und gerechteres Buch ist kaum jemals geschrieben worden. Die klassische Einfachheit der Komposition und des Stils, die Überwindung jeglichen Vorurteils, die zugleich maßvolle und treffende Anzahlung von Tatsachen ohne Beeinträchtigung des künstlerischen Aufbaus hatten bereits dem ersten Werk des Autors über „Die Demokratie in Amerika" die verdiente Ehre des Vergleichs mit Montesquieu gebracht. Ohne jede persönliche Vorliebe für demokratische Zustände hatte er schon damals den Übergang der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung zur Demokratie die Lösung der Zukunft genannt. Zwanzig Jahre später durchbrach er zuerst und für immer die herrschende Geschichtsauffassung über die französische Revolution. Er führte den Beweis, daß die Zentralisation der französischen Verwaltung und die Teilung des Bodens unter eine große Anzahl von Kleingrundbesitzern nicht etwa die Folgen, sondern die Vorbedingungen der Revolution gewesen seien. Für beides war das alte System haltbar, zugleich aber hatte es die Fähigkeit eingebüßt, sich selbst zu reformieren. Die politisch völlig teilnahmslos gewordenen privilegierten Stände lasteten infolgedessen mit doppelter Schwere auf dem niederen Volk, während das Gleichheitsgefühl in den zu Wohlstand und Bildung gelangten Mittelständen und endlich die Natur dieser Bildung eine Umwälzung unvermeidlich machten, die ihrem ganzen Charakter nach ursprünglich nicht antireligiös, sondern vorwiegend politisch und sozial war. „Wenn man", sagt Tocqueville, „in die ganze Abscheulichkeit der damaligen Zustände sich versetzt, so

lebhaft, als habe man sie selbst erlebt, dann überzeugt man sich, wie unvermeidlich es war, daß die Revolution nicht ausbrach."

Des Verfassers staatsmännische Laufbahn war dem das zweite Kaiserreich einleitenden Staatsstreich zum Opfer gefallen, als diese Worte vom Publikum gelesen wurden. Alle oppositionellen Elemente begrüßten in Tocqueville den Verteidiger der Freiheit gegen den Absolutismus, und sein großes geschichtsphilosophisches Werk wurde auch politisch populär. Man nahm es hin, daß er allen Parteien bittere Wahrheiten zu sagen hatte und einen Pessimismus verriet, der in seinen hinterlassenen Schriften bald unverhohlen zum Ausdruck kam.

Die Wandlungen erwägend, die die gewaltsame Zerstörung des Bestehenden und der radikale Bruch mit den nationalen Traditionen an französischen Volkscharakter erzeugten, gelangt Tocqueville zu Schlußfolgerungen, die zuerst Burke prophetisch angedeutet hatte. Eine Äußerung unter vielen lautet: „Die heutigen Franzosen stehen tief unter jenen des achtzehnten Jahrhunderts. Siebzig Jahre der Revolution haben unseren Mut, unsere Zuversicht, unsere Selbstachtung, unseren Gemeingeist, ja in der großen Mehrheit der höheren Stände selbst unsere Leidenschaften zerstört, mit Ausnahme der Eitelkeit und Habgier."

Zehn Jahre nach Tocquevilles Tod brach die Katastrophe von 1870 über Frankreich herein. Bei allen denkenden Patrioten drang jetzt die pessimistische Note durch. Der glänzendste Publizist der letzten Jahre des Kaiserreichs, Prévost Paradol, jagte sich, an Frankreichs Zukunft verzweifelnd, eine Kugel durch den Kopf. Renans skeptisches Lächeln erstarb auf seinen Lippen, er wurde feierlich, wenn er von Menschen sprach, die für ihre Überzeugungen gestorben waren, traurig und verzagt, wenn er um sich blickte und keine solchen mehr fand.

Was soll da aus dem Vaterland werden? klagt Renan. Flaubert, sein gefeierter Romanschriftsteller, verfluchte den für alle Schmach verantwortlichen, verhaßten Bourgeois. Taine, Gelehrter, Philosoph und Kunsthistoriker, ging zur Geschichtsforschung über und begann sein monumentales Werk über „Die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich" zunächst in der Absicht, der Vergangenheit die Lösung des Rätsels der Gegenwart zu entwinden. Je weiter das Werk

Digitized by Google

gebieh, um so deutlicher ließ sich erkennen, daß es wie ein Kommentar zu Tocquevilles Sätzen lautete. Mit der Einschränkung freilich, daß, wenn auch Tocqueville nie geschrieben hätte, Taine zu ganz ähnlichen Resultaten gelangt sein würde.

Denn dieselbe Wahrheit drängte sich beiden Denkern auf, nur die Wege, die zu ihr führten, waren verschieden. Tocqueville schrieb die Geschichte des Werdens, der Entwicklung und des Verfalls der Institutionen und lenkte den Blick auf die Umwandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse gerichtet. Nun uebender gebrachte er der Massen einzelner Menschen im Drama, die Bildungselemente, die ihr Handeln bestimmten, sind bei ihm angedeutet, nicht ausgeführt.

Anders verfuhr Taine. Mit einer fertigen Methode trat er an seine Aufgabe heran. Jede geschichtliche Erscheinung, so lehrt sie, ist das Ergebnis der Rasse, des Klimas, der Umgebung, des Momentes. Die berühmte Theorie des Milieu steht fertig. Aus einfachen — zu einfachen Prämissen, — so hieß es, erklärt sie den Menschen nach Naturgesetzen wie ein physisches Phänomen.

In den Archiven hatte Tocqueville die Belege für seine Geschichtsauffassung gesucht und gefunden. Mit der maßvollen Zurückhaltung, die der Geistesart des Mannes und seines Stils entsprach, gab er das Wesentliche, nicht mehr, aus seinen gesammelten Notizen. Die Forschungen von Taine umfassen ein viel reicheres archivalisches Material, die ganze Literatur, die Korrespondenzen und Memoiren der Zeit. In sechs Bänden hat er seine Noten ausgeschüttet. Aus ihnen konstruiert er die ihm eigene Beweisführung, daß die revolutionäre Doktrin aus der Verbindung der wissenschaftlichen Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts mit dem französischen Geist der klassischen Epoche der Literatur entstanden sei. Literaten bestimmen die öffentliche Meinung von 1789. Sie sind haftbar für die Revolution.

Wenn dem so ist, dann setzt die Geschichte der Ideen jene der Menschen, ihrer Träger und Verkünder voraus. Die Sonde des experimentierenden Forschers muß bis zu den Seelen dringen, und was er findet, muß er bloßlegen, gleichviel ob es psychotrische Erscheinungen wie der Verfolgungswahnsinn und die Monomanie

des Mordes, ob es theoretische Träume von Utopisten, ob Herrschergedanken des Genies sind.

Taine folgte seiner Methode, wohin immer sie ihn führte. Einem Meister der Prosa und geschulten Psychologen wie diesem bot sie unerschöpflichen Stoff zu farbenprächtiger Rhetorik. Wie Treitschke für Deutschland, so schrieb Taine für Frankreich ein klassisch formvollendetes, geistvolles Geschichtswerk.

Als dessen erster Band 1875 erschien, rang die republikanische Regierungsform noch um ihre Existenz. Taine stand der Politik fern. Er war der Ansicht, daß nicht die Wahlerschaften, sondern die Charakteranlagen eines Volkes seine Verfassung bestimmen. Wenn diese dauern soll, muß sie der nationalen Eigenart entsprechen. Seine Aufgabe bestand darin, durch die psychologische Analyse des französischen Volkscharakters in der Vergangenheit auf seine Mentalität in der Gegenwart zu schließen. Mit Reaktionen hatte er nichts gemein. Aber seine schroffe Ablehnung der revolutionären Legende und ihres Gleichheitsideals wurde nichtsdestoweniger zum Angriff gegen die dritte Republik, die sich unzertrennlich von der Doktrin ihrer Vorkämpfer wußte. Es siegerte den Unwillen der Gegner, daß dieser Angriff von einem Positivisten ausging, den weder religiöse noch politische Überzeugungen in ihrem Bann hielten. Taine zu widerlegen, war schwer, aber die Methode dagegen ließ sich streiten. „Exclusive et excessive," so urteilt über sie der sonst anerkennende, gemäßigte Monod. Die ganze Forschungsarbeit der wohl von besten von Aulard repräsentierten Schule[1]) ist offen oder stillschweigend gegen Taine gerichtet. So bekämpft man einen Könige. Aber, „If you strike a king, you must kill him", sagte eines Tags Waldo Emerson zu einem jungen Widersacher Platos. Dieses geistige Todesurteil an Taine zu vollstrecken ist ebenso wenig gelungen, als es in bezug auf Tocqueville gelingen würde. Wie alles Menschenwerk sind auch die sechs Bände der „Origines" nicht frei von einzelnen Irrtümern und Übertreibungen. Im wesentlichen behält ihr Verfasser recht, und seine Vorzüge bleiben

[1]) Aulards „Histoire politique de la Révolution française" ist das Standardwork derselben.

Digitized by Google

Der Abschnitt des Buches über den Ursprung des Ehrbegriffs, jener andere über die im Christentum vollzogene Befreiung der Persönlichkeit durch das Gewissen gehören zum vorzüglichsten was die französische Prosa besitzt und was die Ethik auf ihrer Höhe dem Menschen zu bieten hat.

Die Kunst von Taine triumphiert nie vollständiger wie auf dem Gebiet der biographischen Analyse. „Die Psychologie des Jakobiners", die Charakterskizzen von J. J. Rousseau, Marat, Danton, Robespierre, um nur diese zu nennen, entziehen sich der Kritik, denn nach einem bekannten Ausspruch zerstört man nur das, was man ersetzen kann.

Mit dem dritten Teil der „Ursprünge", dem „Régime moderne", trat die höchste Probe seines Könnens, das Bild Napoleons, an den Verfasser heran. Wenn man bedenkt, daß F. Kirchheisens „Bibliographie Napoleons", die 1902 erschien, vom Herausgeber bescheiden genug eine Vorarbeit genannt ist und dennoch den Inhalt von 30 000 Werken über ihn berücksichtigt, daß ferner 30 000 abgedruckte Briefe etwa die Hälfte der Korrespondenz Napoleons ausmachen, dann läßt sich annähernd ermessen, was es heißt, einen solchen Gegenstand in einem einzigen Band zu behandeln. Auch Taine mußte wählen, er schildert nicht den Schlachtenlenker und Eroberer, sondern den Organisator des modernen Frankreich. Getreu seiner Methode, den Menschen durch Abstammung und Umgebung, durch die auf ihn wirkenden äußeren Zustände und Lebensbedingungen zu erklären, hat er die Gestalt Napoleons auf dieser psychologischen und physiologischen Grundlage rekonstruiert. So erscheint sein korsischer Imperator wie aus einem Block gemeißelt, einer Schöpfung Michel Angelos vergleichbar, ganz der Wucht des Gedankens entsprungen, der weder Zeit noch Lust, noch Geduld dazu übrig hat, über das kolossale Knochengerüst, über die Sehnen, die Muskeln, die Nervenstränge das verhüllende Ebenmaß schwellender Formen aber edler Linien zu breiten, sondern sich damit begnügt, den Giganten in übermenschlichen Proportionen, alle Glieder von der Wucht eines einzigen, ungeheuren Entschlusses angespannt, aus dem Marmor zu hauen.

Eine solche Methode im Dienste einer so hochentwickelten, so

vollendet geschulten Kunst verschmäht Übergänge, unterdrückt Unterscheidungen, lehnt Entschuldigungen ab, verwirft schroff die Voraussetzung, daß hier die Macht des Genies, wenn auch sich selbst unbewußt, im Dienste idealer Zwecke gestanden hätte.

Ein Vergleich liegt nahe. Kurz vor dem „Napoleon“ von Taine ist die Biographie Napoleons von A. Fournier erschienen[1]). In bezug auf Forscherfleiß, auf unermüdliche Emsigkeit bei Sammlung und Sichtung des ungeheuren Materials, auf sorgfältig prüfende Kritik der Quellen steht der Deutsche dem Franzosen nicht nach. Übrigens kreuzen ihre Wege sich zwar oft, aber sie vereinigen sich nicht. Fournier hat eine Geschichte der Tatsachen, Taine eine Geschichte der Ideen geschrieben, das Werk des einen macht das Werk des anderen nicht entbehrlich, die Resultate sind verschieden. Der Deutsch-Österreicher hatte die Schilderung einer ungeheuren Bedrückung, demütigender Niederlagen, schmerzlich und teuer erkaufter Siege zu geben, aber sein Urteil über den Unterdrücker bleibt genötigt, stellenweise auffallend mild, wie unter dem Bann, wenn nicht der Goetheschen Verse an Marie Louise, so doch der Goetheschen Geschichtsphilosophie, die den Begriff des Vaterlandes unbedenklich opfernd, die Verwirklichung ihrer Zukunftsideale getrost in die Hand des fremden Despoten legte. Der Franzose stellt den Genius nicht in Frage, aber er verneint die Größe eines Werkes, das nicht dauern konnte, er geht an den Trophäen vorüber, zählt nicht die Siege, sondern die Hekatomben, forscht unter den Gesetzesparagraphen nach der Absicht des Gesetzgebers, unter den Bordüren und Sternen nach dem Charakter, unter dem Purpur des Kaisers nach dem Wert des Menschen, und ist geneigt, auf die bewundernden Exklamationen des Düsseldorfer Verwaltungsbeamten: „C'est plus qu'un homme“, wie Bengnot „Oui, c'est un diable“, zu antworten. Der Gegensatz läßt sich in Kleinigkeiten nachweisen. Wie z. B. wenn Fournier einfach erwähnt, daß Napoleon Adam Smiths „Wealth of Nations“ gelesen habe, und Taine, der das Gleiche berichtet, auf die Autorität von Sterdyk sich berufend, folglich hinzufügt, Napoleon

[1]) De A. Fournier Napoleon I. eine Biographie. S. „Das Wissen der Gegenwart.“

habe weder Adam Smith noch Montesquieu jemals so gelesen, wie er sie lesen sollte, mit kritischer Unterscheidung dessen, was anzunehmen oder zu verwerfen ist, „car“ schreibt er, „il a peu lu et précipitamment, [illegible] en toutes choses, c'est par la pratique non par la spéculation qu'il s'est instruit“ [1]). Oder wenn Fournier ein endgültiges Urteil über die Beziehungen zwischen Josephine und Barras von der inzwischen erfolgten Veröffentlichung der Memoiren des letzteren abhängig macht, während Taine, ohne das Zeugnis von Barras „le plus effronté des pourris“ in Betracht zu ziehen, sich mit den Äußerungen von Napoleon bei Jung und mit der Stelle der Memoiren von Lucien begnügt: „Barras se chargea de la dot de Joséphine, qui est le commandement en chef de l'armée d'Italie“ [2]) In bezug auf die Tat vom 30 März 1804 heißt es bei Fournier: die Erklärung des Herzogs von Enghien, „er habe allerdings seit dem Wiederbeginn des Krieges englische Dienste nachgesucht und am Rhein eine Rolle zu spielen gehofft, und daß er früher gegen Frankreich gekämpft, sei mannigfach bekannt,“ diese Erklärung „genügte den Richtern, um einen Spruch zu fällen, von dem sie wußten, daß er ihrem Herrn gefallen würde — Nicht ganz ohne einen Schein von Recht, da die Revolution in jeder ihrer Phasen den offenen Kampf eines Franzosen gegen sein Vaterland mit dem Tode bedroht hatte und das betreffende Gesetz noch in Kraft bestand“ Solche Mitberatungsgründe berühren Taine nicht mehr Er spricht einmal von „Savary, dem Polizeiminister und Scharfrichter, dem ersten Maschinisten des Mordes des Herzogs von Enghien und des Hinterhaltes von Berenne.“ [3])

Von der Langweile der Hofhaltung Napoleons und insbesondere vom Aufenthalt zu Fontainebleau im Herbst 1807 sprechend, erwähnt Fournier, gleich Taine die Äußerung Talleyrands gegen Herrn v. Rémusat: „Ich bedaure Sie, Sie müssen den

[1]) A. Fournier: Napoleon I. I, 14. H. Taine: Origines etc. Le Régime moderne, I. 30.

[2]) A. Fournier: Napoleon I. I, 85 Taine: Origines etc. Le Régime moderne I. 15.

[3]) Taine Origines etc. Le Régime moderne I, 84. A. Fournier Napoleon I. II, 32.

Unterhaltungsunfähigen unterhalten." Taine aber fährt fort und erzählt, wie Talleyrand, auf die Bemerkung des Kaisers, „Ah, der gute Geschmack! Das ist wieder einmal so ein klassischer Ausdruck, den ich nicht gelten lasse," erwidert habe: „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind, wenn Sie sich seiner durch Kanonenschüsse entledigen könnten, würde er Ihnen nicht mehr existieren." „Avec de tels gestes", schließt der französische Historiker seine Schilderung Napoleons im Salon, „avec de tels gestes, aucune société n'est possible"

Von der charakteristischen Anekdote und dem wissenswerten Detail auf die große historische Kritik, auf das zusammenfassende Endurteil übertragen, führt der Vergleich zwischen den beiden Biographen Napoleons auf Unterscheidungen zwischen ihnen, die sich bis zum Gegensatz steigern. Die letzte huldigende Zusammenkunft der Fürsten Mitteleuropas mit Napoleon in Dresden erzählend, spricht Fournier von dem „Kulturprozeß von höchster Bedeutung, der im Jahre 1812 die letzten Grenzen europäischer Gesittung aufhebt" „Überall" sagt er, „wo der Franzosenkaiser gesiegt hatte, erblicken wir den Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung, am Manzanares wie an der Tiber, am Rhein und an der Elbe, in Neapel und in Polen, in Preußen und in Österreich, hier unmittelbar unter dem Druck der Eroberung, dort mittelbar, weil ein Widerstand gegen den Mächtigen fortan nur möglich schien, wenn man sich mit seinen eigenen Waffen bewehrte." Napoleon ist der Fournier der intellektuelle Urheber des Werkes „du nomus Stein", er schließt sich darin ausdrücklich der Ansicht eines anderen deutschen Historikers an. „Merkwürdig bleibt es doch, daß kein einziger von denen, welche später in hervorragender Weise bei der Reformgesetzgebung Ming geworden sind und welche sämtlich bereits zu den maßgebenden Männern des alten Staatswesens gehört hatten, vor dem gewaltigen Stoße irgendwie mit reformatorischen Plänen hervorgetreten ist." [1])

Der Napoleon des deutschen Historikers ist „der gewaltige Parvenu, der die Grenzen zwischen den romanischen und germanischen

[1]) E. Meier Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. S 138.

Elementen Europas erwischt und deren Kräfte zum Entscheidungskampf über das Schicksal des Weltreiches ermannt hatte."[1]) Der Napoleon des französischen Historikers ist im schroffen Antagonismus zu diesem germanischen Element gedacht, das Ergebnis eines Instinkts, der despotisch, einer Bildung, die klassisch und lateinisch war. Er erfaßt die menschliche Gesellschaft nicht nach dem modernen, christlich-germanischen Begriff, als ein Zusammenwirken aller von unten hinauf strebender Initiativen, sondern nach der antiken, heidnisch-römischen Auffassung als eine Hierarchie von oben herab wirkender Autoritäten."[2]) Beständig und immer vergebens hat der mittelalterliche Mensch sich dieser Gewalt zu entziehen gesucht durch Berufung auf die weltliche dann auf die geistliche Macht, durch die absolute Universalmonarchie, wie das deutsche Kaisertum sie erstrebte, durch die absolute Universalkirche, wie das Papsttum sie verstand. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts trug der Kaiser noch den Reichsapfel die goldene Krone, das Szepter Karls und Ottos des Großen, aber seit Friedrichs II. Tode war er ein bloßes Schaustück, der Papst hatte immer die Tiara, die Schlüssel Gregors VII. und des dritten Innozenz, aber seit Bonifaz' VIII. Tode blieb ihm nur noch die kirchliche Majestät. Die beiden gescheiterten Restaurationen hatten nur Ruinen zu den Namen gehäuft, und das Phantom des alten Reiches blieb allein zwischen den Trümmern aufrecht stehen.

Mit seinen großen Umrissen und goldenen Zierden erschien es herrlich, blendend und glorreich, ein einziges Denkmal der Kunst und des Geistes, die ideale Form der menschlichen Gesellschaft. Während tausend Jahren hat die gespenstige Erscheinung das Mittelalter verfolgt, nirgends stärker wie das Mittelalter Italiens. Ein letztes Mal tauchte sie im Jahre 1800 auf, sie gewann Wesen und Gestalt in der prachttrunkenen, zurückgebliebenen Phantasie des großen Italieners, dem die Gelegenheit es ermöglicht, den italischen Weltherrschaftstraum des Mittelalters zu verwirklichen. Nach dieser retrospektiven Vision ist es, daß der Dioskuran von Ajaccio, den Konstantin des Kon-

[1]) A. Fournier: Napoleon I., II, 48.
[2]) H. Taine: Origines etc. Le Régime moderne. I, 174.

kardais, der Justinian des Kodex, der Theodosius der Tuilerien und Saint-Clouds Frankreich rekonstruiert. Das soll nicht heißen, daß er kopiert, er findet wieder. Seine Schöpfung ist kein Plagiat, sie ist ein Beispiel von Atavismus, sie findet ihre Erklärung in der Art seiner geistigen Veranlagung, in den Überlieferungen seiner Rasse.

Der Mensch ist Napoleon erklärt sein Werk. Dieser französische Cäsar ist kein Franzose. „Einen kleinen Italiener, blaß, schmächtig, krankhaft, eigentümlich durch die Kühnheit seiner Anschauungen und die energische Festigkeit seiner Sprache," so beschreibt ihn Bolisy d'Anglas im Juni 1795, in einer Unterredung mit Pontécoulant. „Seinem ganzen Wesen und seiner Anlage nach nur dann verständlich, wenn man ihn durch die durchaus italienische Natur seiner Mutter erklärt," so charakterisiert ihn Stendhal. der Italien ebenso gut wie sein eigenes Vaterland kannte. „Français par contrainte" nennt ihn Taine, die Tage schildernd, wo er für Paoli schwärmte und obgleich Zögling einer französischen Militärschule unbedenklich erklärte, niemals werde er es seinem Vater verzeihen können, daß er zur Vereinigung Korsikas mit Frankreich die Hand geboten, statt mit dem aktionalen Helden zu stehen oder zu fallen. „Denen Franzosen will ich so viel Schaden zufügen, als ich nur immer kann," sagte der heranwachsende Jüngling zu Bourrienne. „Ich will diejenigen, welche die uns allen gemeinsame Sache verraten haben, mit dem Pinsel der Infamie schwärzen," schrieb der junge Offizier an denselben Paoli. Die französische Orthographie hat er nicht gelernt, aber auch den eigentlichen Sinn der Sprache, ihrer Wortstellung, ihre Feinheiten, die Tragweite und den Ursprung ihre Ausdrucksweise nie bemeistert. In einer niedergeschriebenen Rede von 1790 spricht er von „quelques hommes hardis *impulsés* par le génie", von dem Schauspiel „*du fort de la vertu*", das die Lacedämonier gaben, vom Trauergewand, „qui a remplacé *la tapisserie de la gaîté*". „Was immer für eine Sprache er wählte, immer schien sie ihm fremd zu sein", bemerkte Frau v. Rémusat, „er schien ihr seinen Gedanken mit Gewalt abringen zu müssen". Graf Chaptal, Minister des Innern unter dem Konsulat, aus

dessen höchstinteressanten Aufzeichnungen Taine viel und mit besonderer Vorliebe geschöpft hat, hebt ausdrücklich hervor, daß Napoleon in jenen ersten Jahren seiner Herrschaft sich durchaus nicht scheute, seine geringe Kenntnis des Details der Verwaltung zu verraten, um dem Mangel abzuhelfen, fragte er viel und erkundigte sich nach Sinn und Bedeutung auch der gebräuchlichsten Ausdrücke. Da es ihm oft begegnete, die in seiner Gegenwart zum ersten Mal ausgesprochenen Worte falsch zu verstehen, hat er sie in der Folge stets so wiederholt, wie er sie zuerst verstanden hatte, und unter anderen stets *section* für *session*, *armistice* statt *amnistie*, *les Philippiques* statt *Philippines*, *peint fulminant* statt *culminant*, *rentes voyagères* statt *viagères* gesagt. Aber die bizarre inkorrekte Größe seiner Ausführungen verglich schon einer seiner Lehrer mit „un vulkanischen Feuer geschmolzenem Granit". Die um ihn herrschenden Vorurteile, Überlieferungen, Überzeugungen, Hoffnungen und Illusionen hat er nicht geteilt. Arm, unbekannt und vom Ehrgeiz gefoltert, sind auch ihm die beliebten Gemeinplätze der Zeit geläufig geworden. Aus Blut aber ist ihm nur eine Theorie gedrungen, die herrschende freilich, ohne welche die Revolution und Napoleon selbst nicht denkbar sind, der durchaus heidnische, weil durchaus unfreie Begriff einer gleichförmigen Nivellierung aller einzelnen Individuen zugunsten der einen, omnipotenten Gewalt, deren Name wechselt und deren Despotismus bleibt, der Despotismus des Staates, den die alte Monarchie vorbereitet hat, den der Sozialkontrakt zum ersten Mal dem Bereich des bloßen Experimentes entzieht und ihn als wohldurchdachtes System aufstellt, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt. Denn an die Stelle der alten niemals ganz niedergeworfenen Schranken, hinter denen die einzelnen Individualitäten Schutz suchten und suchten, an die Stelle der kirchlichen Organisation, der richterlichen Befugnisse und Prärogativen, der provinziellen Sondereinrichtungen und munizipalen Freiheiten, der Stände, Gilden und Korporationen, der Vorrechte, Privilegien und Immunitäten ist Rousseaus Prinzip der restlos einander gleichwertigen Individualitäten getreten, die ihrem gemeinsamen Anspruch auf unbeschränkte Souveränität zugunsten der staatlichen Omnipotenz entsagen.

Das erste Aufkeimen des Gedankens, diese Omnipotenz für sich zu obserbieren, den Staat Ludwigs XIV. zum Staat des ersten Kaiserreichs zu machen, „die despotische Tradition des Königtums seit Richelieu zur tyrannischen Reminiscenz des Cäsarismus von Bonaparte zu verwandeln", verlegt auch Taine in die Tage der Erniedrigung des Königtums, wo die Stirn des Gesalbten, mit der Jakobinermütze bedeckt, dem Spott der Menge preisgegeben stand. Und auch der unbekannte Artillerieleutnant spottete grimmig mit „Che Coglione! Wie konnte man die Kanaille hereinlassen. Man mußte einige Hundert derselben mit Kanonen wegkehren. Die übrigen liefen noch!" Inmitten der ungeheuren Aufregung blieb der junge Offizier so ruhig, daß er Verdacht erregte. In Korsika wird er als Jakobiner gebrandmarkt, in Paris reizt ihn der Pöbel zu schlecht verhohltem Zorn. Denn, vor Thermidor, unterhielt er vertraute Beziehungen zum jüngeren Robespierre und zur Schwester Charlotte. Bis zum Frühjahr 1793 spielt er die korsische Karte. Der letzte Coup ist der Versuch einer Eroberung von Ajaccio, der gegen den vergötterten Helden seiner Jugend, gegen Paoli gerichtet ist. Erst als dieser Coup mißlingt, wird (widerwillig und gezwungen) der Korse zum Franzosen. Das kleine Heimatland, von dem Rousseau ahnend voraus verkündet hatte, es werde „der Gesetzgebung fähig Europa eines Tags in Erstaunen setzen", hatte seinen größten Sohn geächtet. Dieser erfüllte jetzt die Prophezeiung des Philosophen, freilich nicht in dem Sinn, in dem dieser sie verstanden hatte, und erhob das Prinzip Rousseaus zum Gesetz, nicht für Korsika, sondern für Frankreich und vor allem für sich selbst. Den Weg dazu bahnte die Protektion von Barras. Er gebrauchte sie ebenso nachdenklich, wie früher die Verbindung mit Robespierre, wie später jene mit Savary oder Fouché, „als guter Kondottiere, der sich niemals gibt, wohl aber an den Meistbietenden verleiht, um sich dann wieder zurückzunehmen und, sobald die Gelegenheit sich bietet, alles andere dazu zu nehmen." So wurde Vendémiaire gemacht, der Tag, an welchem Bonaparte in die Geschichte eintritt. „Attendez-vous que le peuple vous donne la permission de tirer sur lui?" sprach er zu den zögernden Anführern, denen

am Nachmittag des 5 Oktober das Feuer gegen die Pariser Sektionen eröffnet wurde, das den zitternden Konvent befreite. Abends vorher jedoch hatte er bei Verlassen des Theaters Feydeau, die Vorbereitungen der Sektionäre wahrnehmend, zu Junot gesagt: „Wenn die Sektionen mich an ihre Spitze beriefen, so würde ich mich schnell verantwortlich machen, sie in zwei Stunden nach den Tuilerien zu bringen und all die elenden Konventionellen daraus zu verjagen."

Die Sektionen beriefen ihn nicht, und die Mündungen der Kanonen wurden gegen sie gekehrt.

Taine betont die vollständige Prinzipienlosigkeit, den Ursprung, nicht nur der Verantlosung, sondern auch den Blute nach, von den kleinen italienischen Tyrannen, den Castruccio-Castracani, den Braccio, den Piccinino, den Malatesta, den Sforza, den schon Frau von Staël und Stendhal herausgefühlt haben; aber er erhellt das Jugendbild Napoleons durch keine versöhnenden Momente menschlichen Fühlens. Er erwähnt nicht, daß Jahre hindurch der kleine Offizier, der nicht einmal der älteste der Brüder war, dennoch Vaterstelle bei den Geschwistern vertrat, nur einmal des Tages sich eine Mahlzeit gönnte, oft auch seinen Hunger mit trockenem Brot stillte und seine Kleider selbst bürstete, damit sie länger vorhielten, um seinen Bruder Louis mit den kärglichen Erübrigungen zu erziehen, die es ihm selbst nicht gestatteten, ein paar Bücher zu kaufen. Bei Jung und in den Denkwürdigkeiten von Lucien läßt sich nachlesen, wie derselbe Artillerieleutnant für seine Schwester Pauline in den Tagen emirat, wo die kluge Fürstin Borghese im Begriff stand, die Gemahlin von Fréron zu werden. An den armen Haushalt in Ajaccio dachte der junge Schriftsteller Bonaparte in den Abhandlungen „Über das Menschenglück", den „Dialog über die Liebe", die „Reflexionen über den Naturzustand". Man muß es gestehen: Madame Lätitia hat einen guten Sohn gehabt, bevor sie eines Kaisers Mutter wurde.

Es würde die Theorie von Taine in ihrem ehernen Fluß aufhalten, wenn seine Geschichtschreibung solcher Züge gedächte, aber es verengerl seine Psychologie, sie auszuschalten. Die unbefangene Beobachtung verschließt sich der Einsicht nicht, daß

auch bessere Motive in der Verkettung von Ursache und Wirkung zur Geltung kommen, die von Cäsar Borgia, Julius II oder Machiavell zu den Bonaparte hinüberleitet, deren toskanisches Blut italienische Kardinäle veranlaßte die Bedenken des Papstes, Napoleon zu krönen, mit den Worten zu beschwichtigen: „Schließlich ist es eine italienische Familie, die wir den Barbaren, an die sie zu beherrschen, aufsätzigen sie wird uns an den Galliern rächen."

Wie es aber kam, daß der melancholische Träumer von Brienne, Valence und Auxonne, der feurige Patriot, der Paoli bewunderte und Korsika frei und glücklich machen wollte, zur Einsicht gedrängt wurde, sein Platz sei nicht unter den Preßbewerbern einer Provinzialakademie oder an der Spitze der Prätorianer von Ajaccio, das hat Taine wie kein anderer erklärt. Denn schärfer und erschöpfender wie alle anderen Historiker vor ihm hat er nach Lösung des Problems geforscht, was zuerst die Monarchie von Richelieu und Ludwig XIV und dann die Revolution aus Frankreich gemacht hatten. Eine Untersuchung über die Konstituierung des Staates und das Wesen der Souveränität könnte man füglich die gewaltige historische Analyse nennen, in der ein ganzes Volk ins Verhör derivier genommen wird, wie und auf welche Weise es regiert worden ist.

Zuerst durch die Monarchie. In seinem ersten Bande schildert Taine die stetige, wenn auch langsame Absorbierung aller Sonderautoritäten durch die Zentralgewalt, die Unterdrückung der Provinzialstände, wodurch von der alten Provinz nur noch der Name blieb; die Umgestaltung der früheren demokratischen Städteverfassungen durch Beschränkung des Wahlrechts und Käuflichkeit der Ämter, wodurch eine Oligarchie von privilegierten Bürgerfamilien entstand, die auf Kosten des Steuerzahlers gedieh. Ebenso war im Kirchspiel und im Landbezirk die verantwortliche Stellung des Grundherren als Kirchenpatron und Regierungsbevollmächtigter zerstört und er statt dessen auf die Rolle des Gläubigers und zwar, wenn er zum Hofadel gehörte, des abwesenden Gläubigers angewiesen. Im Klerus war das Haupt von den Gliedern getrennt und ein Generalstab von üppigen, genußsüchtigen, trägen und skeptischen vornehmen Prälaten über einen Heerbann von armen

schlichten, überbürdeten und gläubigen Pfarrern gesetzt. Andrerseits wirkte die Protektion der Staatsgewalt ebenso schädlich wie ihre Unterdrückungspolitik. Sie verlieh einzelnen Körperschaften Privilegien und Rechte, die sie unerträglich machten, oder sie versteinerte dieselben in verjährten Formen, die ihre Tätigkeit paralysierten, wie das mit gewissen Monopolen der Fall war, die, um teures Geld verliehen, den Konsumenten belasteten und die freie Bewegung des Handels hemmten. Dasselbe geschah in bezug auf die katholische Kirche, der sie alle fünf Jahre, zum Ersatz für den don gratuit, verletzende Prärogativen oder grausame Vergünstigungen, die Verfolgung der Protestanten, die Zensur der freien Rede und Forschung, das alleinige Aufsichtsrecht über die Erziehung und die Schulen zugestand.

Ein gleiches geschah für die in der Routine erstarrten Universitäten, für die letzten noch bestehenden und 1789 noch ebenso wie 1489 konstituierten Provinzialstände, für die dem alten Herkommen der Substitutionen und des Erstgeburtsrechtes unterworfenen Adelsgeschlechter.

Die Einrichtungen, die zur Zeit ihres Entstehens die Übertragung der politischen Macht und die Stärkung des lokalen Einflusses bezweckt hatten, erwiesen sich jetzt nicht nur nutzlos, sondern schädlich und nur mehr zur Förderung verletzender Vorrechte, niedriger Berechnung und häuslichen Tyrannentums geeignet.

Auf solche Weise ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet oder desselben beraubt, waren diese Körperschaften unter der sie entstellenden Kruste von Mißbräuchen völlig unkenntlich geworden. Niemand, mit Ausnahme etwa von Montesquieu, begriff mehr den Grund ihres Bestehens. Beim Herannahen der Revolution schienen sie nicht mehr Organe, sondern Difformitäten, altersschwache Ungeheuerlichkeiten zu sein, die wurzellos und zwecklos auf der Oberfläche des nationalen Lebens fortvegetierten.

Die Revolution, vor die Wahl zwischen Reform und Zerstörung gestellt, wählte das letztere. Sie sagte sich von der historischen Auffassung los, nach der Nationen das Ergebnis eines langsamen Evolutionsprozesses sind und ebensowenig getrennt von ihrer Vergangenheit gedacht werden können wie Pflanzen vom

heimatlichen Boden, der sie nährt. Sie griff zur radikalen Amputation, zur Konfiskation, und, wo das alles nicht genügte, zur systematischen, erbarmungslosen Ausrottung. Sie riß alles an sich, Geld und Gut der Körperschaften, der Provinzen, der Städte, der Gemeinden, der Erziehungsanstalten, der Kirchen, der Spitäler, der Stiftungen. Sie schonte auch das letzte Bollwerk, das der Familie, nicht, sie zertrat die protestierenden Minoritäten und legte Hand auf das Kind. Dann schritt sie zum Bau einer Kirche, deren Orthodoxie sie bestimmte, und einer Gesellschaft, deren Bedürfnisse sie zu decken unternahm. An die Stelle der Erfahrung trat die Theorie, an die Stelle der Entwicklung das Machtgebot des omnipotenten Staates. Widerstand war nicht denkbar; denn der Staat kannte nur einzelne Individuen, deren isolierte Willensäußerungen er zu gefügigen Majoritäten zusammenballte, in deren Namen er den Widerstand der übrigen wie ein todeswürdiges Verbrechen bestrafte. Die unvermeidlichen Folgen dieses Nivellierungsprozesses waren so evident, daß Mirabeau schon am 3. Juli 1790 sagen konnte: „Mehrere aufeinander sich folgende absolute Regierungen hätten nicht soviel zur Stärkung der königlichen Gewalt wie dieses eine Revolutionsjahr vermocht." Ist es denn nichts, fügt dieser klare Kopf hinzu, ohne Parlamente, ohne Provinzialstände, ohne privilegierte Klassen, Klerus und Adel zu sein? Es war die Verwirklichung des Ideals jenes Deputierten, der allen über die anderen emporgewachsenen Mohnstengeln die Köpfe abschlug. Auch Ludwig XIV. hatte dieser Anschauung gehuldigt. „Der König will keine Korporation im Staate, ein Körper ohne Haupt innerhalb desselben ist immer gefährlich." Der König liebt nichts, was Lärm macht, des pelotons contre l'Etat." Richelieu und er hatten begonnen, was Robespierre vollendete. Allein die bis zur äußersten Widerstandskraft in Bewegung gesetzte Maschine verfagte den Dienst, ihr Räderwerk durch den künstlichsten Mechanismus servieffaktigt, lief plötzlich ab, und den Maschinisten, die es wiederherzustellen versuchten, zerbrachen die einzelnen Stücke in den Händen. Der Staat, der alles Einzelvermögen der Stiftungen und Körperschaften an sich gerissen hatte, stürzte von der Usurpation zum Bankrott, das Erziehungswesen,

der Kultus, die öffentliche Armenpflege, zu Staatsanstalten umgeschaffen, fanden sich nach wenigen Jahren so gründlich zerstört, daß das offizielle Priestertum und die offiziellen Lehrer, die einen vor leeren Bänken doktrinen, die anderen in leeren Kirchen predigten. Die Städte waren ohne Beleuchtung und ohne Gassenkehrer, die Departements ohne fahrbare Straßen, die Spitäler ohne Wäsche, Nahrung und Medikamente, die Findelhäuser ohne Milch, die Armen ohne Brot, und die Bauern mußten mit Staatsfolgen dazu gezwungen werden, das Korn auf den Markt zu bringen, das sie für Assignaten nicht mehr verkaufen wollten. Es wurde bald ebenso unsicher, in Frankreich wie in einer türkischen Provinz zu reisen, denn die Organe der öffentlichen Sicherheit hatten kein Vertrauen mehr in eine Autorität, die beständig wechselte, und die nicht die Aufrechthaltung der Ordnung, sondern den Vollzug von Proskriptionsdekreten von ihnen verlangte, und die Bevölkerung hatte zehn Jahre lang das Schauspiel erlebt, wie fünf oder sechs ansetzander folgende Jacqueries und von der Regierung stillschweigend gebilligte, wenn nicht geradezu angeordnete Emeuten den Lehren des Sozialkontraktes Nachdruck verliehen. Ein Volk von Beamten, von unverantwortlichen Delegierten, gewohnt, Befehle von oben zu erhalten und auszuführen, und ganz unfähig, sich selbst zu helfen, wartete auf das Machtgebot eines Gebieters, den die abgewirtschafteten Anarchisten der direktorialen Epoche nicht mehr zu stellen vermochten. Für diesen Gebieter war aber der ganze soziale Körper organisiert, denn die freie Äußerung einer öffentlichen Meinung gab es nicht und der Initiative der einzelnen Individualitäten fehlte der Rückhalt, ohne den ihre Stimme entweder lautlos verhallte oder ohne Protestation erstickt werden konnte. Der Kraft der Nation blieb nur ein Ausweg offen, der militärische Dienst, der nicht nur Aussicht auf Karrière und Belohnungen, auf Ehre und Macht eröffnete, sondern auch gegen die Tyrannei im Innern schützte, gegen die Guillotine der Terroristen wie gegen die Verbannungsdekrete und die Expropriationen des Direktoriums.

Das war die Lage vor Brumaire.

An diesem Tag wurden die Zügel von der Hand des Mannes gepackt, der wie kein anderer darauf vorbereitet war, diese Lage

zu seinen Gunsten auszunützen. Den einen gab er Sicherheit und Ruhe im Innern nach einem Jahrzehnt der Anarchie. Für die anderen hielt er Feldherrnstäbe und, wie sich bald zeigen sollte, auch Kronen bereit, um sie für die lange Enttäuschung zu entschädigen, die aus der Monarchie in die Republik und durch vier abgenützte Verfassungen hindurch von Turgot bis Barras hinabgeglitten war. „Die Freiheit? das ist ein gutes bürgerliches Gesetzbuch," sagte er zum Tribunen Gallois, „die modernen Nationen kümmern sich nur um den Besitz." „Jetzt ist jeder militärische Rang eine für gute Dienste ausgesetzte Belohnung," sagte er zu Roederer, „das ist der Vorteil der Gleichheit: die aus 20000 Leutnantspotenzen das Ziel des rechtmäßigen Ehrgeizes und die verdiente Belohnung von 400000 Soldaten gemacht hat." Die kleine Zahl derjenigen, die weder in die Kaserne noch ins Bureau paßten, ruhige Bürger, die sich weder mit Geldverdienst noch mit dem Bestellen ihres Ackers abgeben wollten, blieben nicht vergessen. Wissenschaft und Kunst wurden durch Auszeichnungen ermuntert, „welche die Geister verhindern sollten, an ernstere Dinge zu denken."[1]) Diese „ernsteren Dinge" waren die Angelegenheiten des Staates, die Interessen der Politik. Wie der erste Konsul, dann der Kaiser sie zu besorgen gedachte, welche ungeheure, aller Erfahrung spottende Arbeitskraft, welche gigantische Energie er ihnen zur Verfügung stellte, das mag u. a. der Umstand beweisen, daß die Sitzungen seines Staatsrats häufig von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags, mit Unterbrechung einer bloßen Viertelstunde, aber von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens dauerten. Eines Tages verbrachte er sieben Stunden mit der Besichtigung von Werften und Schiffen, dann mußte er einen dreistündigen Ritt, „um sich zu entmüden".

In jeder einzelnen Sparte der Verwaltung saßen er mehr zu wissen als der Minister, der ihr vorstand. Ségur erzählt wie er eines Tages im Auftrage des ersten Konsuls die französische Nordküste bereist habe. Dieser nahm den Bericht über die Befestigung in Augenschein, ließ Ségur rufen und drückte ihm seine

[1]) Napoleon im Staatsrat nach den Memoiren von Thibaudeau, angeführt bei Laufrey „Histoire de Napoléon" V, 312

Digitized by Google

Zufriedenheit aus. „Ihre Aufzeichnungen sind gut," sagte er zu ihm, „nur haben Sie in Ostende zwei Vierpfünder vergessen. Diese stehen auf einer Chaussee, rückwärts von der Stadt." Die Angabe war ganz richtig. Napoleon, der ein schlechtes Namen- und Wortgedächtnis hatte, vergaß keine Tatsache und keine Lokalität. Er kannte die Station eines jeden Schiffes, die Stellung jedes einzelnen Bataillons. „Ihr werdet das Ganze da und da finden," sagte er eines Tags, auf der Rückkehr vom Lager von Boulogne, zu einem Trupp zurückgebliebener Soldaten die ihren Weg verloren hatten. Das Heer zählte damals 200 000 Mann. Am 17. März 1800 bezeichnete er seinem Jugendgenossen Bourrienne mit Stecknadeln auf einer Karte die Stelle, wo er Melas zu schlagen beabsichtige. Es war bei Marengo, und am Abend des Sieges vom 14. Juni schrieb derselbe Bourrienne das Schlachtbulletin. Taine verweist auf eine Unterredung Napoleons mit Röderer über die Zustände im Königreich Neapel. Dieses systematisch, eng und fest um den Gegenstand geworfene Netz von Fragen sagt er, ließ keinen wesentlichen Punkt unbeachtet. Der Postdirektor la Valette bekennt, daß der Kaiser besser wie er selbst über das Detail seiner Verwaltung informiert gewesen sei. „Zum Heer sprach er in großen Momenten wie der Held einer klassischen Tragödie, mit den Beamten blieb er technisch, nüchtern, trocken und sachlich; den Rechtsgelehrten schärfte er durch lebendige, oft niederdrückende Demonstrationen die Notwendigkeit ein, in dem Menschen nicht eine Abstraktion oder eine Sache, sondern eine lebendige Einheit, eine Seele, nicht einen Automaten zu sehen. Man beherrscht den Menschen nur durch die Einbildungskraft. Für fünf Sous im Tag, für einen elenden Vorteil läßt er sich nicht töten; man elektrisiert ihn nur dann, wenn man zu seiner Seele spricht." Die kaiserliche Chimäre, für die er seine Franzosen in der Zeit zwischen 1804 und 1815 zu begeistern wußte, hat dem in seinen alten Grenzen eingeschlossenen Frankreich nach einer Berechnung, die Taine gelten läßt, 1 700 000 Franzosen gekostet.[1]) Zu loben pflegte er fast nie. Er hetzte seine Leute, bis sie zusammenbrachen. „Was wird man sagen, wenn ich tot bin?" fragte er Ségur. Dieser

[1]) *Léonce de Lavergne* Economie rurale de la France 40

erging sich in Voraussetzungen allgemeiner Klage. „Nicht im geringsten," unterbrach ihn der Kaiser mit beredter Gebärde, „man wird sagen Ouf!"

Dennoch waren die Wohltaten seiner Verwaltung, die Verdienste des Systems von kaum zu überschätzender Tragweite. „Seit zehn Jahren hat die Regierung ihre Aufgabe nicht mehr gelöst, oder vielmehr, sie hat das Gegenteil ihrer Aufgabe getan und sich ebenso ungerecht als unfähig gezeigt, indem sie die dreifache Vergewaltigung der Personen, des Besitzes und der Gewissen geschehen ließ, „La Révolution n'a été que cela, et il est temps que cela finisse," urteilt ihr französischer Historiker. Das erste, was in Frankreich nicht ohne das energischste Vorgehen der militärischen Autoritäten wiederhergestellt wurde, war die öffentliche Sicherheit, ein Bericht aus dem Jahre 1800 erwähnt unter anderem das Niederschießen von 200 Briganten, die in einigen Departements des französischen Südens unzählige Missetaten verübt hatten. Vor Gericht war es wieder möglich, Urteilssprüche zu erzielen, die ohne Rücksicht auf die politische Gesinnung oder Vergangenheit des Klägers erlassen wurden, was seit Inkraftsetzung der Jakobinischen Proskriptionsdekrete nicht mehr möglich gewesen war. Bei Beginn des Konsulates umfaßte die Emigrationsliste noch 146000 Personen, meist Offiziere, Parlamentarier, Adelige, Priester, die ihren Kopf wagten, sobald sie die Grenze überschritten, und 200000 bis 300000 ihrer Angehörigen, die, aller politischen Rechte verlustig und ihres Vermögens durch Konfiskation beraubt, zu einem elenden Dasein verurteilt waren. Napoleon griff die Verbannungsdekrete nicht an, aber eine Reihe von Senatus Konsulten und Erlassen stellte so viele Kategorien von Personen auf, die durch diese Dekrete nicht betroffen waren, daß nach dem Frieden von Amiens die Pforten des Vaterlandes sich für alle, ohne Unterschied der Partei, wieder öffneten, die nicht an der Spitze des bewaffneten Widerstandes gestanden hatten. Dagegen gelang es nicht, die Geldentschädigungen für die ihres Vermögens Beraubten nur in einigermaßen gerechter Weise zu verteilen. Denn die beschlossene Rückgabe der nicht veräußerten und daher noch im staatlichen Besitz befindlichen Güter gewährte einer Minderheit Ersatz, während die

weisten leer ausgingen. Von einem Wert von etwa zwei Milliarden gab der französische Staat damals etwa 100 Millionen zurück, und zwar fast nur an die kleinen Leute, für die der Senatus-Konsult vom Jahre X eigentlich die Erlaubnis bedeutete, „in Frankreich Hungers zu sterben". Napoleon war sich der schreienden Ungerechtigkeit dieser Maßregel wohl bewußt, allein einerseits ließ sich schwer mehr als dieses erreichen; anderseits lag es nicht in seiner Absicht, den Royalisten große Vermögen zur Verfügung zu stellen.[1]) Gewann er doch überdies auf solche Weise ihre Dienste und trug die ersten Namen der Monarchie in den kaiserlichen Almanach ein. Übrigens endigte das System diesen royalistischen Familien gegenüber in Gewalttätigkeit, sobald sie sich weigerten, ihm zu dienen. Im Jahre 1808 ließ Napoleon durch Fouché eine bestimmte Anzahl junger Leute aus alten wohlhabenden Familien nach Saint Cyr und dann als Leutnants zur Armee schicken. Im Jahre 1813 betrug die Zahl der auf diese Weise eingereihten 10 000, mit Inbegriff von verheirateten Männern und Familienvätern, die von der Konskription befreit waren.

Eine ungeheure Schwierigkeit bot die Reorganisation des fast gänzlich zerrütteten Armenwesens. Die Zahl der Bedürftigen aller Kategorien war seit 1789 um etwa das dreifache gestiegen; Krieg und Hungersnot, Einkerkerungen und Seelenqualen aller Art hatten viele Menschen zu Krüppeln gemacht, häufig auch ihren Geist umnachtet. Durch unterscheidungslose Austreibung der religiösen Genossenschaften war aber die Krankenpflege ihres Personals fast gänzlich beraubt, durch die Konfiskation unter dem Konvent ihr Vermögen verloren gegangen. Drei Jahre nach derselben sollten die Reste dieses Vermögens wieder erstattet werden. Alles, was nicht verschleudert worden war, wurde jedoch in Assignaten oder Staatsrenten zurückgezahlt, die wieder zum großen Teil vom Bankerott von 1800 verschlungen wurden.

Ein ganz neues Licht ist durch die Arbeiten von Abbé Allain, A. Durny, Maggiolo, Buisson, Silvy, Compoyré und vieler anderer auf

[1]) Roederer, Souvenirs III, 459. Unterredung vom 30. Dezember 1802. *Pelet de la Lozère*, Opinions de Napoléon au Conseil d'État. 15 Mars et 1 Juillet 1806.)

den Stand des Erziehungswesens im alten Frankreich gefallen. Die bisher aufgestellten statistischen Nachweise haben sich fast sämtlich zu niedrig erwiesen. Die Volksschulen vor 1789 wurden meist durch Klöster besorgt, und man nimmt an, daß von 100 Männern 47, von 100 Frauen 26 in den 20 000 bis 25 000 Schulen lesen und schreiben lernten, die über die 38 000 französischen Pfarreien sich verteilten. Häufig sorgten besondere Stiftungen für den Unterhalt des Lehrers, der in den ärmeren Gegenden blaß im Winter Schule hielt, im Sommer auf dem Feld aber sonst mitarbeitete und für jedes Kind 4 bis 5 Sous monatlich bezahlt erhielt, wenn sein Einkommen nicht ausreichte. Zuweilen hatte auch der Pfarrer selbst oder sein Vikar die Schule zu halten.

Ungleich besser stand es mit der Erziehungsanstalten für den höheren Unterricht. Durch die Nachforschungen von Silvy sind deren bis jetzt 900 ermittelt worden. Viele derselben waren so reich dotiert, daß 40 000 ihrer 72 000 Schüler entweder völlig oder doch teilweise unentgeltlich herangebildet wurden. Heutzutage ist das unter 79 000 französischen Lyceumstudenten nur für 5000 derselben der Fall. Es braucht nicht einmal dem Wohltätigkeitssinn früherer Generationen das Verdienst an diesem außerordentlich günstigen Resultat beigemessen zu werden. Die Verhältnisse lagen so, daß die Auslagen gering, die Einnahmen dagegen sehr beträchtlich waren. Die meisten Lehrer waren Priester oder Mönche und an ein gemeinsames Leben gebunden, das selbst dann, wenn die Leute reich und bequem geworben waren, noch immer beträchtlich weniger für den einzelnen kostete als der Unterhalt einer Familie. Der Gehalt eines Lyceumprofessors bewegte sich damals zwischen 450 und 1200 Livres, die Kollegien waren so zahlreich, daß die Zöglinge entweder in ihren Familien blieben oder bei Bekannten und Verwandten in der Nähe untergebracht werden konnten und die Lebensmittel von Haus bezogen. Dadurch stellten sich die Kosten des Unterrichts auf etwa 300 Franken im Jahr, während der Unterhalt des Knaben außerhalb des Kollegs 2 bis 3 Livres im Monat nicht überschritt. Alles das ging während der Revolution zugrunde wie ein scheiterndes Schiff, und bei diesem Schiffbruch rettete das Unterrichtswesen noch viel weniger als die Armenpflege.

Digitized by Google

Der Staat gab gar nichts zurück, und die Geschichte der Schule während der zehn Jahre zwischen 1789 und 1799 ist die einer völligen Auflösung, die schließlich dahin führte, daß in den 88 vom Staat eröffneten Zentralanstalten die Zahl der jungen Leute von 72 000 auf 7000 bis 8000 herabsank. Die Volksschule wurde ganz vernachlässigt und bestand eigentlich nur noch auf dem Papier [1]) Ein Einwand liegt nahe Es ist dieser, daß hier ein Rechnungsfehler vorliegt, daß die Geistlichkeit ihre Reichtümer aus dem Zehent bezog und daß infolgedessen die ganze Notion, ob gläubig oder ungläubig, priesterfeindlich oder klerikal, den Unterhalt der 38 000 Pfarreien, 4000 Klöster und 40 000 Kirchen bestreiten mußte, die in vorrevolutionärer Zeit in Frankreich bestanden.

Taine entgegnet, daß eine solche Behauptung, so plausibel sie klingt, dennoch der Richtigstellung oder doch der Einschränkung bedarf „Der Zehent,' sagt er, „war eine Steuer, deren Betrag nicht auf den jeweiligen Besitzer oder Pächter zurückfiel, denn dieser kaufte oder pachtete das Land nach Abzug des Zehents, der infolgedessen nicht mehr vom lebenden Nutznießer des Bodens entrichtet wurde. Jedenfalls war das Kirchengut rechtlich unantastbar, es schädigte keine anderen Interessen und stützte sich auf die letzten Willensäußerungen und Verfügungen von Millionen toter Stifter und Wohltäter" Dagegen findet sich einige Seiten später die widersprechende Angabe, daß der besitzende Kleinbauer der 100 Livres reiner Einnahme 14 dem Gutsherrn, 14 dem Klerus, 53 dem Staat abzugeben hatte und für sich selbst 18 oder 19 Livres behielt [2]) Unter dem Kaiserreich anderte sich das Verhältnis dahin, daß der Staat von 100 nur 21 Livres erhielt und die übrigen 79 in der Tasche des Bauern blieben.

Hätte die neue Regierung eine Zurückerstattung des Kirchengutes gewollt, sie würde dieselbe ohne eine zweite, nicht weniger ungeheuerliche Beraubung gar nicht ins Werk zu setzen vermocht haben. Denn wie die Liegenschaften der Schulen und Wohltätigkeits-

[1]) *S. F. Rocquain.* État de la France au 18 Brumaire. *H. Taine.* La Révolution. III 108 u. ff Le Régime moderne. I 213 u. ff 229. *A. Duruy.* L'instruction publique etc. 480 496 u. a. o. O.

[2]) *H Taine* Origines, etc. Le Régime moderne, I 223

anstalten, so waren auch die der Kirche mit geringen Ausnahmen in andere Hände übergegangen, die vom Standpunkte des Gesetzes durchaus nicht angreifbaren Rechtstitel der neuen Besitzer und die Rechtstitel des revolutionären Staates selbst hatten den gleichen Ursprung, das Geld aber, was dieser für die konfiszierten Güter eingenommen hatte, war zum Bankerott verschlungen worden.

Napoleon zögerte dann auch keinen Augenblick, die Unveräußerlichkeit des Besitzes dieser neuen Grundeigentümer feierlich auszusprechen und sich auf diese Weise 1 900 000 Kauser von Nationalgütern zu verpflichten. Die Besoldung des Klerus durch den Staat war das Äquivalent, das für die nachträgliche Zustimmung Roms geboten wurde. Im übrigen aber hörte nicht nur jede Verfolgung, sondern auch so gut wie jede Beschränkung auf. Der Staat, der selbst möglichst wenig hergab, ließ es geschehen, daß die Privatwohltätigkeit zugunsten der Kirche sich wieder frei entfaltete, unter der Bedingung freilich, daß die Schenkung in Staatsrenten, nicht in liegenden Gütern geschah. Nach zehn Jahren der Verfolgung war der französische Klerus wieder populär geworden und der erste Konsul nicht gewillt, sich der jakobinischen Theorie zu Liebe die Früchte einer solchen Popularität entgehen zu lassen.

In bezug auf das Unterrichtswesen wurde ein anderes System verfolgt und Städte und Gemeinden für Herstellung und Unterhalt von Gebäuden für Lyceen und Schulen haftbar gemacht, deren Unterricht nicht unentgeltlich war. Privatanstalten wurden geduldet, aber zugunsten der neu ins Leben gerufenen kaiserlichen Universität hoch besteuert. Infolge ihres Monopols und der Finanzquellen, die der kaiserliche Gründer ihr auf Kosten der Steuerzahler zuwandte, schloß das Budget derselben bald mit Erübrigungen ab.

Die Wohltätigkeitsanstalten waren die einzigen, deren Verluste durch Zuwendung von Staatsgütern wenigstens teilweise kompensiert wurden.

So schloß die Liquidierung des Staates den drei großen Glaubwürdigkeiten gegenüber, die er schonungslos gegründet hatte, in der Weise, daß er für ein Kapital von 5 Milliarden und ein Jahreseinkommen von 270 Millionen jährlich 71 Millionen zurückgab. Größer wie dieser materielle erwies sich sein moralischer

Gewinn. Napoleon war Bischof seiner Kirche, Großmeister seines Erziehungswesens, Vorstand seiner Armenpflege. Er gebot über ein gehorsames Heer von Priestern, Lehrern, Somaritern. Es rebellierte erst, nachdem er die revolutionäre Tradition wieder aufnahm und in die Gewissen eingriff.

Durchgreifend und bierbend in ihrem Wert erwiesen sich die Reformen Napoleons auf dem Gebiet, wo zuerst das Staatsschiff der alten Monarchie, dann die revolutionären Systeme so rettungslos gestrandet waren. Ihre Mißwirtschaft im Finanzwesen hatte die ganze soziale Ordnung mit sich in den Abgrund gerissen, denn zweimal, in der Monarchie zugunsten der Privilegierten, in der Republik zugunsten der Jakobiner, trugen die Massen die ganze Steuerlast, damit einige wenige sich ihr entziehen konnten. Vor 1789 kostete der Hofhalt in Versailles 45 Millionen im Jahr; 1795 und 1796 kostete die Verproviantierung des in Paris zusammengeströmten Pöbels 1200 Millionen im Jahr! Eine Reise des Hofes nach Fontainebleau unter Ludwig XVI. pflegte mehrere 2 Millionen zu verschlingen. Unter Napoleon kam sie auf 150 000 Franks zu stehen, und sein Hofhalt wurde mit einer Summe bestritten, die unter 3 Millionen Franks blieb. Alles war voraus berechnet, und niemand erhielt auch nur ein Glas Zuckerwasser, wenn er nicht eine von Marschall Duroc unterzeichnete Bescheinigung vorzeigen konnte.

Das Idealbild aber, das den Philosophen und Reformatoren des achtzehnten Jahrhunderts vorgeschwebt hatte, die gleiche Verteilung der Steuern, trat zum erstenmal aus dem theoretischen ins praktische Gebiet, weil zum erstenmal ein von lokalen Einflüssen vollständig unabhängiges, von der Zentralgewalt aufs strengste überwachtes und durch Kautionen und Prozente an der pünktlichen Steuererhebung beteiligtes Personal von 4000 bis 5000 Beamten dem Staatsschatz seine direkten Steuern zuführte, die ungefähr 21 von 100 Centimes gegen die 81 Centimes betrugen, die vor 1789 vom kleinen Mann geleistet werden mußten.

Die Entwicklung des Fiskalwesens unter Napoleon ist von Taine mit verhältnismäßiger Ausführlichkeit nach den besten Autoritäten dargestellt. Die indirekten Steuern auf die ganz dürftigen

und unentbehrlichen Artikel, auf Tabak und Getränke, Salz und Zucker, dann die Erbschaftssteuer waren wirtschaftlich ebenso bedenklich, aber doch ungleich lukrativer für den Staat wie die verhaßten indirekten Steuern des ancien régime, allein sie erfüllten die drei Bedingungen, welche jede Belastung erträglich für den Steuerzahler machte. Sie ließen ihn frei, die besteuerten Artikel zu kaufen oder nicht zu kaufen, wie es ihm beliebte, sie steigerten den Preis der Ware verhältnismäßig wenig, und endlich blieb die Vermittelung des Fiskus in der Sache möglichst unbemerkt. Der Krämer, der Wirt und der Kaufmann besorgten die Eintreibung der Gelder an Stelle der früheren Agenten, jener Generalpächter und Spekulanten, deren bloßes Erscheinen genügt hatte, um die Bevölkerung der alten Monarchie in den panikartigen Zustand zu versetzen, der in den Tagen der Nationalversammlung zu einem völligen Rückschlag, zur Steuerverweigerung und offenen Empörung gegen alle indirekte Belastung führte, die denn auch wirklich durch eine Reihe von Dekreten abgeschafft wurde. Die Finanzpolitik des Kaiserreiches, die einen leeren Schatz vorgefunden hatte, steigerte die Einkünfte, die 1789 475 Millionen betragen hatten, auf 740 bis 800 Millionen und machte weder Anstalten auf die Privatkassen noch Schulden. Nicht der Krieg, sondern das Kontinentalsystem schlug ihr später unheilbare Wunden.

In diametralem Gegensatz dazu bewegte sich die Reorganisation des Heeres, das Finanzwesen ging durch ein Stadium der Reform, das Heer ging durch ein Stadium despotischen Zwanges. Unter der Monarchie gab es 25 Fremdenregimenter und 145 französische Regimenter. Die ersteren rekrutierten sich aus Freiwilligen, die in der Schweiz, in Deutschland, in Irland und im Bistum Lüttich geworben wurden. Der französische Rekrut erhielt ein Handgeld von 100 Livres, und niemand war zum militärischen Dienst verpflichtet, so daß die Soldaten aus den niedersten Schichten der Bevölkerung, geradezu „aus der antisozialen Klasse" genommen und der Heeresdienst zum Ableitungsmittel gegen das Überhandnehmen des schimmsten Teiles der Bevölkerung wurde. Das änderte sich vom Augenblick an, wo das souverän gewordene Volk an die Waffen und eben damit auch an die Kaserne berufen

Digitized by Google

wurde. Mit seiner Würde begann seine Verantwortung, und diese zog die Pflicht der Heeresfolge nach sich. Der Jakobiner Dubois-Crancé sprach es bereits im Dezember 1790 aus: „Jeder Bürger muß Soldat, jeder Soldat Bürger sein." Die Massenerhebungen von 1793 waren nur scheinbar freiwillig, tatsächlich wurden die Leute rekrutiert oder durch die Verhältnisse zum Waffenhandwerk gezwungen. Taine unterschreibt den Satz „Le volontaire de la République est un personnage de convention, qu'on ne peut être admis par l'histoire"[1])

Im Prinzip war Napoleon durchaus für die allgemeine Dienstpflicht; in der Praxis gestattete er zahlreiche Ausnahmen, 1806 kostete ein Ersatzmann zwischen 1800 und 4000 Francs, und von zehn Militärpflichtigen kaufte sie der Regel einer in Frankreich sich los, bis die steigenden Anforderungen des kriegerischen Kriegsherrn den ganzen Bluttold, den Frankreich überhaupt zu leisten imstande war, aufgehten.

In diesem neuen, durch das mächtige Genie einer geborenen Herrschernatur aufgebauten Staate bestand gesetzlich völlige Gleichheit. Weder Stand, noch Herkommen nach Religion, noch Besitz, noch Geburt berechtigten zu einer Ausnahme oder bildeten eine Schranke. Alles war gleich verteilt, nur nicht der Ehrgeiz, nur nicht das Talent, nur nicht der einzige Durst nach Auszeichnung, der niedrige Neid, die unersättliche Eitelkeit und das wirkliche Verdienst. Wer alle diese Instinkte befriedigte, alle diese Bedürfnisse, die so lange gedarbt hatten, stillte, war die sichere Kapse, die wirklichen Kapazitäten aus der Menge herausgriff der emporstieg sich mit der stärksten Macht, die jemals in der modernen Welt einen Thron schützte. Um den von Napoleon scharten sich Girondisten und Jakobiner, Royalisten und Thermidorianer, Priester und normalige Ordensritter vom heiligen Geist, Katholiken und Voltairianer. Einstige Küchenjungen wurden Marschälle von Frankreich, Drouet, der Postmeister von Varennes, wurde Unterpräfekt, Fouché, der Exoratorianer und Massenmörder, Herzog, der schwäbische Kandidat der Theologie, Reinhard, wurde kaiserlicher

[1]) Baron Poisson: L'armée et la garde nationale, III, 475

Gesandter, Murat, Sohn eines Wirtes, König. Das Märchen, so schien es, lag nicht mehr in den goldenen Fernen des Morgenlandes. Es war greifbar geworden, und eine kurze Spanne Zeit hindurch konnte man glauben, daß es dauern würde, weil ja die Rennbahn des Glückes nach des Kaisers Worten „allen Talenten offen stand“. Es hat Jahre in seiner Regierung gegeben, in den für die erträglichsten Stellen in seiner ungeheuren Verwaltung die Kandidaten fehlten, und manche Obersten seiner Regimenter nicht mehr als 25 Jahre zählten, der Sergeant träumte vom Marschallstab, der Marschall von Kronen und Napoleon selbst wollte nicht mehr mit Karl dem Großen und Ludwig XIV., sondern mit Cäsar und Alexander wetteifern.

Vom Werke des Eroberers ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Die innere Rekonstruierung Frankreichs, die großen Institutionen des Konsulats und des Kaiserreichs, „die Maschinerie vom Jahre VIII,“ um ein letztes Mal mit Taine zu sprechen, besteht noch heute. Kaum daß die Gesetzgebung von 1830, dann jene von 1848 und 1870 insofern dadurch eingeengt haben, daß zuerst die Gemeinde und Generalräte, dann die Maires, statt wie früher durch den Präfekten und die Regierung, von 1830 an durch das engere, seit 1848 durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden. Der dadurch herbeigeführte tatsächliche Unterschied ist geringer als gemeiniglich angenommen wird, früher ernannte die Regierung, einfach ihre Kandidaten, wie es ihr beliebte, heute muß sie ihre Majoritäten gefügig machen und den Hochdruck ihrer Drohungen oder Versprechungen an der Wahlurne ausüben. Der Präfekt ist unter diesen Umständen vom Duodez-Despoten zum Makler geworden, der auf Kosten des Gemeindesäckels um seine Stimmen feilscht,[1]) die Vertreter der lokalen Regierung sind nicht mehr wie unter dem Kaiserreich und der Restauration Notabeln der Gemeinde, des Kreises oder des Departements, sondern politische Intriganten aller Art, die emporkommen wollen, Stellenjäger, die gewonnen werden können, endlich eine gesinnungs-

[1]) A. Leroy-Beaulieu. La République et les Conservateurs, geht darüber unter anderen die erschöpfenden Aufschlüsse eines Augenzeugen.

lose, politisch ganz unreife und unverständige Masse von kleinen Leuten, die unbedenklich für Gesetzesparagraphen stimmen, die sie nicht verstehen, und Geldsummen bewilligen, die ihrer Auffassung nach nicht aus der eigenen, sondern aus des reichen Nachbars Tasche fließen. Die Schulden der französischen Gemeinden sind, mit Ausschluß von Paris, denn auch von 524 Millionen im Jahre 1868 auf 1988 Millionen im Jahre 1878 gestiegen und seitdem beständig im Zuwachs begriffen. An die Wiederherstellung der lokalen Gesellschaft, der engeren Heimat, der Provinz, hat seit der Revolution niemand in Frankreich sich gewagt. Die Spitzen der Behörden des Langueboc machten den Herzog von Angoulême 1815 auf die prächtigen Bauten, Straßen und Kanäle der so lange autonomen, ständig verwalteten alten Provinz aufmerksam, der Erbe der alten Krone erwiderte mit echt revolutionärem Unverstand: „Wir ziehen die Departements den Provinzen vor." Nur die Regierungen, nicht der Staatsgedanke und die Institutionen haben in Frankreich gewechselt. Der Despotismus der demokratisch-revolutionären Zentralisation hat den Despoten überdauert.

Graf Reinhard.

Ein Deutſcher in franzöſiſchen Dienſten

Im Jahre 1847 veröffentlichte G. E. Guhrauer[1]) im Historischen Taschenbuch eine Lebensskizze des Grafen Reinhard, zum Teil noch eigener Erinnerung, zum Teil nach Angaben zusammengestellt, die er von der Familie selbst erhielt. Damals war Reinhards Briefwechsel mit Goethe noch nicht veröffentlicht, zahlreiche andere seiner hinterlassenen Schriften, besonders amtliche Aktenstücke und Briefe, sind seit der Zeit entweder gedruckt oder in Archiven, Bibliotheken und durch private Mitteilung zugänglich geworden, auch Zeugnisse Mitlebender erschienen, die den Entschluß durchaus rechtfertigten, eine umfassende Biographie Reinhards zu schreiben. Obwohl die Familie die in ihrem Besitz befindlichen Privatdokumente verschlossen hält, fand sich der Verfasser des hugenphilischen Abrisses über Reinhard in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Wilhelm Lang, veranlaßt diese Aufgabe zu übernehmen. Er hat dieselbe mit außerordentlichem Fleiß und gründlicher Sachkenntnis in einem nahezu 600 Seiten umfassenden Bande gelöst und keine der mehr ihm zugänglichen Quellen unbenutzt gelassen. Dagegen hat er Reinhards politische Bedeutung an die dieser selbst nicht glaubte, zu sehr überschätzt und ihn damit der Milderungsgründe beraubt, deren sein Verhalten mehr als einmal bedarf. Reinhard war der Typus des guten Subalternen und mehr gebildet als begabt. Ein Staatsmann war er nicht. Dem so zusammengesetzten Lebensbild verleiht es besonderes Interesse, daß von allen Deutschen, die Freiheitsliebe und Bewunderung für die Ideale von 1789 nach Frankreich lockte, Karl Friedrich Reinhard, der evangelische Pfarrerssohn aus Schwaben, wo nicht der geistig bedeutendste, so doch jedenfalls der erfolgreichste gewesen ist. Anacharsis Cloot, Luckner, Eulogius Schneider, Adam Lux, Georg Forster, Grüwel, Rühl, C. C. Prinz von Hessen-Rheinfels, Seyffert — es genügt,

[1]) G. E. Guhrauer „Graf Reinhard". Hist. Taschenbuch 1847. Dr. Wilhelm Lang „Karl Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837." Reinhard „Briefwechsel mit Goethe 1850."

die Namen der übrigens so verschieden veranlagten Männer zu nennen, um an Schiffbrüche der traurigsten Art, meist an ein gewaltsames Ende zu erinnern. Allen diesen Optimisten brachte die Revolution moralische Erniedrigungen, Enttäuschungen, Teilnahme an den empörendsten Verbrechen und dafür auch meist den verdienten Tod auf dem Blutgerüst, der schüchterne Klosterschüler von Denkendorf und Maulbronn, der den von der Mutter geerbten Geist trüber Schwermut niemals völlig überwand, streg in der Fremde zu den höchsten Ehren, und kein geringerer als Talleyrand feierte in seiner Gedenkrede auf Reinhard „den Vertreter der Religion der Pflicht". Am 2. Oktober 1761 im altwürttembergischen Städtchen Schorndorf geboren, am 25. Dezember 1837 zu Paris gestorben, zwischen diesen beiden Daten spielt sich der Lebenslauf des Mannes ab, den Napoleon auf St. Helena „un honnête homme, d'une capacité ordinaire," Goethe seinen Freund genannt hat, und dem das seltene Wagnis gelungen ist, „ein Franzose geworden und zeitlebens ein Deutscher geblieben zu sein".

Über Reinhards Jugendschicksale in Deutschland müssen hier wenige Worte genügen. Der dreizehn Jahre, die er als ältester von vierzehn Geschwistern im Elternhause verlebte, hat er stets dankbaren Sinnes, mit Unmut dagegen des Aufenthalts in den Klosterschulen gedacht, obwohl er bei seinen Studien nur Erfolge zu verzeichnen hatte. Im Oktober 1775 in das Stipendium nach Tübingen geschickt, wurde er Schüler des Orientalisten Schnurrer und erwarb die Magisterwürde mit einer Arbeit über arabische Dichtkunst. Zum Studium der Theologie bestimmt, ließen ihn ihre Streitigkeiten kühl. „Theologie, heu quantum distat ab illo! Religion will ich wohl lernen und üben, aber Theologie nicht," protestierte der Kandidat. Er war unter den Einfluß von Voltaire geraten, las J. J. Rousseau, übersetzte arabische Gedichte und schrieb Elegien in Klopstocks Weise, aber in der Wertherstimmung. Eine Begegnung mit Schiller zu Stuttgart 1781 sollte sich nie mehr wiederholen, hinterließ aber auch bei dem Dichter eine bleibende Erinnerung. Das Gedicht „An Lavater" gibt mit wahrhaft barbarischer Formlosigkeit die Eindrücke einer Reise nach Zürich im Frühjahr 1783. „Dem Handdruck und dem Kuß nach —

und ich gehe! Sei's wieder oder so! Ja gut wie du, das will ich werden und dann liebst du mich."

Nach Beendigung des theologischen Studiums, im Herbst 1783, verließ Reinhard das Tübinger Stift, dessen starre Ordnung und veralteten Pedantismus er als unerträglichen Druck empfunden hatte. Zum Hilfsgeistlichen ernannt, eine Übersetzung des Tibull im Reisegepäck, ging er zu seinen Eltern nach Balingen. Zweieinhalb Jahre, die er dort verbrachte, füllten weder ein kurzer Herzensroman noch Lektüre und dichterische Versuche auf befriedigende Weise aus. Das Dasein des jungen Mannes drohte in eintöniger Gewöhnlichkeit zu scheitern, murrend klagten seine Lieder:

„Glaub' es, Freund! Ich fühl's in jeder Sehne
Wie dies Feuer unnütz mir verströmt,
Wie die Ohnmacht meine Glieder lähmt."

Da gab ein in Armbrusters Schwäbischem Museum veröffentlichter Angriff Reinhards auf die Zustände im Tübinger Stift begreiflichen Anstoß bei den dortigen Professoren und der Kirchenbehörde und führte zur Ausschließung des unberufenen Zensors. Mit Zustimmung seines Vaters und seines herzoglichen Landesherrn folgte er dem Ruf der Familie Blonay bei Vevey am Genfer See und wurde Erzieher ihrer Söhne. Von diesem Zeitpunkt an hat er die Kanzel nicht mehr bestiegen, die Heimat nur kurz und flüchtig wieder aufgesucht.

Seines neuen Amtes waltete er mit pünktlichem Eifer; die Szenerie der neuen Heloise umgab das väterliche Schloß seiner Zöglinge, aber ein zufriedenes Los war ihm auch hier nicht beschieden; der Lehrer fühlte sich ebensowenig an seinem Platz wie vormals der Prediger. Dann starb ihm die Mutter, wenige Stunden nachdem sie dem vierzehnten Kinde das Leben geschenkt:

„Meine Mutter! ich bin der Erstgeborne vor Eilfen,
Alle dein Blut und von dir alle mit Schmerzen erkauft.
Meine Mutter! Den Pfad, mit deinen Tränen bezeichnet,
Will ich ihnen voran, und mit Entschlossenheit gehn!"

In der Absicht, für die Seinigen Geld zu verdienen und abermals mit Erlaubnis seines Landesherrn trat Reinhard im Frühjahr 1787 wieder eine Hauslehrerstelle, diesmal in der Familie Teulon zu Bordeaux an. Seit den Tübinger Tagen beschäftigten ihn Sprache

und Literatur des Landes, das Rousseaus Theorien ihn als das Opfer des Despotismus zu betrachten gelehrt hatten. Jetzt führte ihn das Schicksal auf den vulkanischen Boden der Gironde, mitten in die Bewegung, deren Entwicklung er, emsichtig genug, den Deutschen zur Bewunderung, aber keineswegs zur Nachahmung empfahl. Vielmehr schrieb er im Oktober 1789, nach Vollendung der Konstitution: „Gewiß ist das, seit die Zahl guter und aufgeklärter Fürsten die Zahl der schlimmen so merklich übersteigt, der größte Teil der deutschen Länder, auch da, wo keine Landstände die willkürliche Macht einschranken, glücklicher ist, selbst bei einer unvollkommenen Verfassung und weniger Auflagen, reinere Sitten hat, als das mächtige Frankreich jemals haben wird. Man glaubt die Stimme der Besonnenen, und wie ein Echo Montesquieus zu vernehmen, wenn man im selben Brief Reinhards liest: „Mounier hat nach zehnjähriger Prüfung die englische Verfassung für die beste befunden. Die Nationalversammlung ist ihren eigenen, neuen Weg gegangen und sie hat keine Erfahrung für sich.“ Wer so dachte, mochte Hymnen an die Freiheit dichten, zum Revolutionär war er doch verdorben. Eine Zeit hindurch huldigte jedoch auch Reinhard dem politischen Zweck der Girondisten. Er präsidierte dem Klub, in dem sie ihre Beredsamkeit schulten, und schloß mit einigen ihrer Führer den Freundschaftsbund, der ihn 1791 und nach des Königs Flucht bewog, französischer Staatsbürger zu werden. Im selben Sommer sah er Paris zum erstenmal, in Gesellschaft von Bergmann, R. Dacos und Gerdet. Von dort aus suchte er in einem langen Schreiben an Schiller die sinkende Begeisterung des Dichters für die Revolution aufs neue zu entfachen. Deutsche Zeitschriften, die „Thalia,“ die „Minerva“ von Archenholz, brachten Beiträge von ihm, die den gleichen Zweck verfolgten. Gegen A. Chenier verteidigte er damals sogar die Politik der Jakobiner. „Briefe über die Kantische Philosophie“ begann er für Sieyès, gelangte aber nur bis zum Vorhof des Tempels, den er erschließen mußte, denn die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und vor allem seine Fertigkeit in den modernen Sprachen veranlaßten seine Gönner, ihn praktisch zu verwenden. Die Gironde regierte, und Reinhard wurde dem neu ernannten

Gesandten Chauvelin im April 1792 als Sekretär nach London beigegeben. Chauvelin war eine Nullität und die Mission aussichtslos, allein der eigentliche Vertrauensmann des französischen Ministeriums hieß Charles Maurice de Talleyrand, ehemaliger Bischof von Autun, der den Marquis de Chauvelin begleitete und in offizieller Eigenschaft die Lehrjahre seiner Diplomatie antrat. Talleyrand fand in Reinhard den besten künftigen Kanzleichef, die ausführende Hand, den verlässigen, treuen Mitarbeiter, dessen er bedurfte. Sein erster Versuch, die Annäherung zwischen Frankreich und England herbeizuführen, wurde durch die auswärtige Politik seiner Auftraggeber vereitelt; denn Pitt verzieh weder den Angriff auf Belgien noch den Mord des Königs, aber die Verbindung zwischen dem säkularisierten Bischof und dem künftigen Tübinger Theologen überdauerte ihre diplomatische Niederlage und festigte sich zur freundschaftlichen Gönnerschaft Talleyrands für den jüngeren Kollegen. „Nicht ich hob mich, ich wurde gehoben," hat Reinhard später Goethe bekannt. Vorläufig gingen ihre Wege auseinander, Talleyrand zog in die Verbannung, Reinhard wurde Gesandtschaftssekretär in Neapel. Auf dem Wege dahin dichtete der französische Diplomat eine deutsche Ode, „Basseville's Schatten", in welcher, diesmal nicht ohne Schwung, die Ermordung des Pariser Jakobiners durch das römische Volk „den Priestern und Tyrannen" unter Flüchen aufgebürdet wurde, die nach sehr geringe offizielle Zurückhaltung und Schulung verrieten. Reinhards politischer Drang geschieht von der an keine Ermahnung, und Schiller, der zwölf Jahre früher das Auftauchen eines Dichtertalentes wahrzunehmen geglaubt hatte, begegnete zu seinem Glück der ungelenken Muse des Dilettanten nicht mehr. Allein auch der Diplomatie Reinhards in ihren Anfängen leuchteten keine guten Sterne. Nach wenigen Monaten sah sich die französische Gesandtschaft zur fluchtähnlichen Abreise aus Neapel gezwungen, dessen Regierung die Allianz mit England abschloß. Der gänzlich Unbemittelte konnte sich glücklich schätzen, daß ihn, nach dem Sturz seiner Freunde, der Girondisten, ein Befehl des neuernannten Ministers Deforgues ins Auswärtige Amt nach Paris berief. Immerhin gehörte eine nicht geringe Biegsamkeit des Charakters

dazu, unter dem Regime von Robespierre eine solche Stellung zu behaupten. Daß Reinhard dies vermochte rettete ihm das Leben. Von politischer Tätigkeit war bis zum 9 Thermidor überhaupt nicht die Rede, zu seinem Departement, das die Reiche des Nordens umfaßte, gehörte auch Polen, und vergebens suchte er seine ignoranten und fanatisierten Vorgesetzten für die Unterstützung Kosciuszkos zu gewinnen. Mit der Entgegnung, „der Aufstand sei von Aristokraten gemacht", opferte man Polen, um zu einer Verständigung mit Preußen zu gelangen. Die Wesinnen, die Barthelemy, der beste wo nicht einzige der noch im Amt befindlichen französischen Diplomaten, mit nach Basel nahm, sind von Reinhard entworfen. Sie erklärten den Rhein für Frankreichs natürliche Grenze.

Reinhard selbst hielt sich trotzdem immer noch für den Vertreter „des germanischen Gefühls" und lebte in vertrautem Umgang mit Graf Schlabrendorf, Ölsner und anderen in Paris sich aufhaltenden Landsleuten. Nachdem jedoch Sieyès die Absicht zu erkennen gegeben hatte, ihm den Wiener Posten anzuvertrauen, mußte Schlabrendorf doch vor der Wahl eines Mannes warnen, den der Kaiser 1793 geächtet hatte, und so wurde Reinhard 1795 nach Hamburg geschickt, wo die Emigration ihr literarisches Hauptquartier besaß und die englische Politik sich besser wie anderswo überwachen ließ. Bevor er sich dahin begab, ernannte ihn das neuerrichtete Nationalinstitut zum Mitglied für die Klasse des sciences morales et politiques, wo er Talleyrand zum Kollegen und bald darauf, im Herbst 1797, zum Leiter des Departements des Äußeren erhielt. Zu seinem Privatsekretär wählte er einen Freund und Landsmann, den älteren Bruder von Justinus Kerner, und so besorgten zwei Schwaben bei den deutschen Hansestädten die Geschäfte des Direktoriums. Auch das ist charakteristisch für die Zeit und den Mann, daß seine nächste Sorge der Übertragung von Kants Schrift „Vom ewigen Frieden" galt, die, durch den Basler Vertrag veranlaßt, damals die besten Geister beschäftigte. Wie früher, so auch jetzt, dachte Reinhard zunächst an Sieyès, um den Ideen des deutschen Philosophen Eingang in Frankreich zu verschaffen. Der Zeitpunkt dafür war sehr unglücklich gewählt. Es konnte dem französischen Diplomaten doch kaum

Digitized by Google

verborgen blieben wohin das Wiedereingreifen von Sieyes in die Politik von 1795 denn eigentlich zielte. Zehn Jahre vor Bonaparte ersann er den Rheinbund, die Säkularisationen, das Lager von Boulogne, er bot Hannover an Preußen, die Lombardei an Piemont, Portugal an Spanien und verhandelte die Völker mit einem Zynismus, den das Napoleonische Kaiserreich nicht mehr übertreffen sollte. Es währte bis September 1796, bevor Reinhard nach dem endlich zustande gekommenen Vergleich zwischen Hamburg und der französischen Republik als deren Gesandter anerkannt wurde. Er hatte inzwischen teils in Bremen, teils in Altona residiert, dort mit Hardenberg sich besprochen, der die französischen Anerbietungen in bezug auf Hannover ablehnte, während Reinhard die dauernde Neutralität der Hansestädte in künftigen Reichskriegen befürwortete. Die französische Republik eine Beschützerin der Handelsfreiheit! dieses von Reinhard in Aussicht gestellte Ideal sollte durch die Kontinentalsperre ersetzt werden, an deren Ausführung er selbst sich lange Jahre hindurch amtlich beteiligte. Solche Frontwechsel setzen bei demjenigen, der sich dazu bereit findet, einen gewissen Mangel an Charaktersestigkeit und selbständigen Überzeugungen voraus, der denn doch größer war, als Reinhards Biograph es zugesteht. Wilhelm v. Humboldt der den französischen Gesandten 1796 in Altona kennen lernte, sah schärfer in dieser Beziehung. „Bei einem allgemeinen politischen Gespräch, das ich mit ihm hatte," schreibt er, „fand ich ihn in seinen Grundsätzen ziemlich fest und im Ausdruck, in dem er mir überhaupt nicht glücklich scheint, unbestimmt." Er nannte ihn kalt und zurückhaltend, im genauesten Sinn des Wortes gescheit, großen Scharfsinn jedoch, einen weiten Blick oder einen tief dringenden Geist habe er nicht bei ihm finden können. Reinhard stand damals im Begriff, das Glück seines Lebens durch die Ehe mit Christine Reimarus zu begründen, die ihn mit dem einflußreichsten Kreis der Hamburger politischen und literarischen Welt in enge Verbindung brachte. Noch lebte Klopstock, dem Reinhard im gastlichen Hause seiner Schwiegereltern begegnete; aber leider fehlen auch hier Briefe und schriftliche Aufzeichnungen, die den empfangenen Eindruck festzuhalten. Denn kein der aus

der Olmützer Gefangenschaft befreite Lafayette in das nahe Wittmold bei Plön, wo Christinens Onkel Hennings, der dänische Schriftsteller und frühere Diplomat, sich aufs warmste mit ihm befreundete. Reinhard dagegen fühlte sich von der maßlosen Eitelkeit des Mannes abgestoßen, selbst seine Leiden, schreibt er, lassen gleichgültig in einem Lande wo jeder soviel Leid gesehen und selbst erfahren hat. Sein eigenes Bestreben, den längst ernüchterten Freunden in Hamburg die republikanischen Siege als einen Gewinn für die Freiheit und die Zustände unter der Direktorialregierung als nachahmungswert darzustellen, erschwerte der Staatsstreich vom 18. Fructidor, der nach einmal die Jakobiner ans Ruder brachte. Mußte doch auch er im intimen Verkehr bekennen, daß der Friede von Campo-Formio den der junge Sieger Bonaparte von seinen unfähigen Auftraggebern in Paris erzwang und der „die Freyheit nach geographischen Linien abschied", mit den Versprechungen einer Emanzipation der Völker nichts mehr gemein hatte. Seine Rolle in Hamburg war ausgespielt. Zwei Monate nach diesem Friedensschluß, im Dezember 1797, ernannte ihn Talleyrand, der nunmehrige Minister des Äußeren, zum Gesandten der Republik in Florenz. Ein Abschiedsbrief an Hennings enthielt u. a. die Versicherung, daß die Majorität im Direktorium aus entschieden ehrlichen Männern bestehe, wogegen es genügt, die Namen Roger-Ducos, Rewbell, Barras zu nennen, um die Naivität dieser Selbsttäuschung Reinhards zu ermessen. Wenn aber, so fügte er hinzu, seine Hoffnungen auf Neubegründung des Völkerrechts nach Herstellung des Weltfriedens fehlschlagen, dann wollte er „in Irokesenhaine" oder „an den Ontariosee". Es waren die letzten Wellenschläge der Hochflut von falscher Sentimentalität und revolutionären Illusionen, die Rousseau entfesselt hatte. Wenige Tage später speiste Reinhard in Paris mit Bonaparte. „Ganz von der Adlerwelt seines Genius durchdrungen," sei er zurückgekehrt, berichtete Christine den Ihrigen nach Hamburg, und vom Leben in Indianerhütten war nicht weiter die Rede. Nach kurzem Wiedersehen mit seinem alten Vater, der zwei Jahre später starb — nach einer lokalen Tradition aus Gram über die Plünderungen des französischen Generals Bonbamme —, gelagte Reinhard mit den Seinen nach

Digitized by Google

Florenz Hamburg war ihm eine zweite Heimat geworden, Toskana blieb ihm antipathisch Obwohl die unendliche Höflichkeit seines äußeren Auftretens Anerkennung fand, bewies er kein Verständnis für die ihm fremden Zustände und sprach „vom Kampf der alten und der neuen Zeit, der Vorurteile und der Vernunft" Tatsächlich lagen die Dinge nicht so einfach Die Franzosen waren verhaßt, das Volk liebte die Dynastie, der es die Wohltat der Leopoldinischen Gesetzgebung und freie Entwicklung verdankte Ein paar Stunden von Florenz, in der Karthause, weilte Pius VI. in der Verbannung, in Pisa sammelten sich französische Emigrierte Es bedurfte nur eines Funkens, um den Widerstand gegen die französischen Erpresser in den italienischen Nachbarrepubliken zur hellen Flamme zu entzünden Da benachrichtigten sich Ende November Engländer und Neapolitaner des Hafens von Livorno, das Volk von Arezzo bedrohte die aus Rom flüchtenden Franzosen mit dem Tode, nur dem Bischof und den Franziskanermönchen der Stadt verdankte Neuhard die Rettung seiner Landsleute.

Mit dem siegreichen Vormarsch der französischen Armee wurde in Paris die wenigstens formelle Unabhängigkeit Toskanas unwillen der fronkositalienischen Republiken ein unerträgliches nicht länger zu duldendes Hindernis. und der großherzoglichen Regierung ward das Urteil gesprochen Am 27 März 1799, kurz nach der Kriegserklärung, die den Kampf der zweiten Koalition eröffnete, ward es vollzogen und Neuhard vom Direktorium zum Zivilkommissar, mit andern Worten zum Regenten Toskanas bestellt.

Über seine wohlgemeinten Absichten und ihr kläglisches Mißlingen hat Vittorio Alfieri das Urteil gefällt die neue Regierung sei eine militärische und advokatische Tyrannei gewesen, „die von allen politischen Mischungen die mißgestaltete und lächerlichste, heimlichste und unerträglichste ist und nur vollkommen einen Tiger darstellt, der von einem Kaninchen geführt wird" Vergebens warnt Neuhards Biograph vor der übertriebenen Strenge dieses Urteils des franzosenfeindlichen Dichters und beruft sich auf das anerkennende Zeugnis Mallet du Pans. Neuhard habe Toskana vor Plünderung bewahrt Aber auch Toskanas vortrefflicher Historiker Gino Capponi spricht von „den französischen Barbaren",

die damals sein Heimatland verwüsteten. Reinhard selbst beschränkte sich zwar darauf, den Verzeichnissen der Lauxenzana für die Pariser Nationalbibliothek zu entwenden, aber den genannten Verheerungen und Phrasen seiner Proklamationen gingen Raub und Erpressung, Zwangsanleihen, Gewaltmaßregeln und aufgedrungene Verbindungen zur Seite, die er zu verhindern keine Macht hatte. Es war eine Erlösung für das ganze Land, daß die französische Herrschaft im Juli vor dem Aufstand zusammenbrach, den die Siege der Österreicher ermöglicht hatten. Reinhard floh mit den Seinen nach Livorno und hierauf an Bord eines amerikanischen Schiffes nach Frankreich. Ein Söhnchen starb ihm während der Überfahrt. „Dennoch gestand er später auf diesen Abschnitt seines Lebens zurückblickend, seinem Freunde Goethe, Toskana sei der Kulminationspunkt freier, selbstbewußter Tätigkeit für ihn gewesen. „Die Ereignisse von 1799 und vor allem die Ursachen dieser Ereignisse lähmten meinen Mut, meine Freudigkeit war dahin." Sein nach echt revolutionärer, theoretischer Schablone entworfenes Glückseligkeitsrezept wurde endgültig abgelehnt, und was Reinhard als „Unfähigkeit zur Freiheit" brandmarkte, war vielmehr die Reaktion des Nationalgefühls und der gesunden Vernunft gegen die zugleich unfähigen und korrumpierten Fanatiker des Direktoriums.

Auf der Heimfahrt, im Hafen von Toulon, erwartete ihn eine Nachricht, auf die er nicht gefaßt war. Talleyrand hielt den Augenblick für gekommen, das sinkende Schiff dieser direktorialen Regierung noch vor dem gänzlichen Zusammenbruch zu verlassen. Sieyès, vom Rat der Alten gewählt, war seit Mai Direktor und ebenso war Talleyrand damit beschäftigt, die starke, sichere Hand, die den Staat retten konnte, zu finden. Inzwischen bedurfte es im Auswärtigen Amt eines Lückenbüßers, der nicht genierte, im Ubrigen war nach Talleyrands laut ausgesprochener Ansicht[1]) im Herbst 1799 kaum mehr etwas zu verderben. In solcher Lage erschien Reinhard als der rechte Mann für das Ministerium des Äußeren. Vor Toulon zurückgehalten, verfaßte dieser Nachfolger Talleyrands, um die Emigranten zu klären, ein Gedicht

[1]) In der Schrift Eclaircissements donnés par le citoyen Talleyrand à ses concitoyens 1799

über „Italien". Erst im September trat er sein Amt an. Seine erste Depesche enthielt einen Hilferuf an Bonaparte in Ägypten, obwohl über dessen Schicksal jede sichere Nachricht fehlte und das Kriegsglück sich wieder zugunsten der Franzosen gewendet hatte. Die Nachrichten vom Landsieg bei Abukir und von Bonapartes Rückkehr trafen die Pariser Regierung gänzlich unerwartet, und von diesem Augenblick an hatte ihr Minister des Äußeren überhaupt nichts mehr zu sagen. Der 18 Brumaire bereitete seiner kurzen Amtsführung ein Ende, an der Verschwörung, die Frankreich rettete, hatte man ihn in keiner Weise beteiligt. „Wie kommt es, daß der erste Minister der französischen Nation Deutsch spricht zu den fremden Gesandten, die Französisch sprechen?" lautete die barsche Anrede Bonapartes an Reinhard, der die Zeit seiner ministeriellen Tätigkeit „die unseligste Epoche seines Lebens" nannte. Auf Verwendung von Stapfer erhielt seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz, wo neue Verwicklungen ihn erwarteten. Seine Instruktionen schrieben ihm vor, nach dem mit französischer Hilfe gelungenen Staatsstreich vom 7. Januar 1800 die Gemäßigten zu unterstützen und den Föderalismus zu begünstigen. Das verhaßte radikale Regiment war gestürzt, aber der Wunsch aller Patrioten, die Anerkennung der Neutralität der Schweiz, war auf unbestimmte Zeit, bis zum allgemeinen Frieden vertagt, und es gelang Reinhard nicht, durch Gründung einer Mittelpartei die schroffen Gegensätze zu versöhnen. Nachdem der Friede von Lunéville die Unabhängigkeit der Schweiz und ihre Befugnis, sich selbst eine Verfassung zu geben, bestätigt hatte, gerieten Reinhard in Konflikt mit dem gesetzgebenden Rat, der Gegner der Einheitsverfassung wurde von Stapfer, dem Vertreter der Unitarier und Schweizer Gesandten in Paris, der Verbindung mit den Aristokraten, den Todfeinden der französischen Republik beschuldigt. Die Anschuldigung war unhaltbar, verstimmte jedoch den Ersten Konsul gegen seinen Agenten, obwohl sein eigener, aus der Malmaison datierter Verfassungsentwurf für die Schweiz der vermittelnden Politik desselben entsprach und überhaupt der beste war, der zustande gebracht werden konnte. So kam es, daß während Reinhards Ideen siegten, er selbst, und zwar im Augenblick gesiegt

wurde, wo er sich vom revolutionären Ideal seiner ersten Mannesjahre zugunsten staatserhaltender Gedanken lossagte. Am neunten Jahrestag der Erstürmung der Bastille toastierte er, wie man sich zu Bern erzählte, mit den Worten auf die Gedenkfeier „Möge dieser Tag die schlimmen Folgen des 14. Juli 1789 heilen!" Jedenfalls war es ein anderer, ernüchterter, mit Transaktionen rechnender Mann, der, zum zweitenmal auf den Hamburger Gesandtenposten berufen, im Jahre 1802 dorthin zurückkehrte und der einstige Girondist längst Bonapartist. Die Seestadt an der Elbe war unter Reinhards Ministerium wegen ihrer Weigerung, den irischen Flüchtling Napper Tandy auszuliefern, von Frankreich durch Beschlagnahme ihrer Schiffe in den französischen Häfen bestraft worden und büßte durch die Bekämpfung des englischen Handels in den deutschen Hansestädten und an den deutschen Strommündungen ihren Wohlstand ein. An die Dauer des Friedens glaubte niemand, die tiefe Verstimmung der Gemüter störte Reinhards Familienleben und äußerte sich in Vorwürfen gegen ihn, der sich „empört und sehr unglücklich" fühlte. Er war zu schwerfällig und ungelenk, um die Peinlichkeit solcher Verhältnisse durch liebenswürdige Ueberlegenheit im persönlichen Verkehr auszugleichen. Zerstreuung und gegenseitiges Verständnis brachte der Umgang mit Charles de Villers, der, mit Voß und Jakobi befreundet, von Lübeck, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, öfters nach Hamburg kam. Der französische Flüchtling war ein Deutscher geworden, lebte im Hause des Senators Rodde, dessen Frau, Dorothea Schlözer, ihm in enger Freundschaft verbunden war, und vertiefte sich in deutsche Philosophie und Literatur, vor allem in Kant. Durch Villers unterstützt, instruierte sich Reinhard aufs genaueste über die Verhältnisse und Ansprüche Lübecks, dessen Interessen er zugleich mit jenen der übrigen Hansestädte im Auftrag Frankreichs beim Reichsdeputations-Hauptschluß vertrat und durchsetzte. Sie erhielten die verlangte Neutralität, wer aber schützte sie gegen Frankreich, wenn dieses selbst die Stellungen zu besetzen gedachte, die es ohnehin verschlossen hielt? Mit Wiederausbruch des Kriegs gegen England wurde die Frage eine brennende. Die Franzosen besetzten Hannover und das hamburgische Amt Ritze-

Digitized by Google

büttel mit Cuxhaven, um den Engländern die Elbe zu verschließen. Talleyrand eignete sich Reinhards Äußerung aus dem Jahre 1795 an, Cuxhaven sei tatsächlich ein britischer Hafen, und bevor das Jahr 1803 zu Ende ging, occupierte General Bertier von der schwer geschädigten Stadt eine Kriegsanleihe von drei Millionen. Die Sache wurde zwar auf Befehl des Ersten Konsuls in andere Form gebracht, aber Reinhard mußte später ohne die Regierung bloßzustellen, in Bremen ein ähnliches Geschäft, durch Provokationen ermöglichen, und erhielt dennoch fortwährend Vorwürfe darüber, daß er es an Strenge gegen die englischen Umtriebe in Hamburg fehlen lasse. Es kann nicht wundernehmen, daß er unter solchen Umständen seinen Freunden wie von bösen Geistern geplagt erschien. Wurden doch die besten Seiten seiner Natur, eine unbefleckliche Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit in allen finanziellen Angelegenheiten, von andern zur gewissenlosen Ausbeutung seiner deutschen Landsleute ausgenutzt.

Für die Annahme, Reinhard habe sich damals mit dem Gedanken getragen, den französischen Dienst zu verlassen, sind keine Beweise erbracht. In schonendster Weise, mit dem Bemerken nämlich, es dürfte ein Eingreifen der Diplomatie kaum erwünscht sein, verweigerte er seine Mitwirkung bei der Festnahme des englischen Geschäftsträgers Sir G. Rumbold auf neutralem Hamburger Gebiet. Allem seine unverschämte Bemerkung in einer Depesche an Talleyrand „Ich habe das Unglück gehabt, von Herrn Maisen (dem Adjutanten Bernadottes), der diesen Auftrag vom Marschall erhalten hat, ins Vertrauen gezogen zu werden," genügte vollständig, um des Kaisers Zorn auf den säumigen Vertreter seiner Politik zu lenken. Am 22 März 1805, fünf Monate nach dem begangenen Bruch des Völkerrechts, ersetzte er ihn durch einen seiner berüchtigtsten Diener, Bourrienne. Reinhards Ernennung zum Generalkonsul in Jassy dagegen die erst im März 1806 erfolgte kam so ziemlich einer Verbannung gleich. Seine Frau spricht in ihren Briefen von tiefem Schmerz, den sein Gemütszustand während dieses Jahres gezwungener Untätigkeit bei ihr erweckt habe. Sie suchte die Ihrigen über die geographische Lage ihres künftigen Bestimmungsortes aufzuklären, der kaum dem Namen nach

bekannt war. Auf dem napoleonischen Schachbrett hatte er dennoch seine Bedeutung. In Konstantinopel warb General Sebastiani um die Allianz mit Sultan Selim, und im Falle eines Angriffs gegen Rußland, zu dem Napoleon drängte, waren die Donaufürstentümer ein wichtiges strategisches und politisches Feld. Der Sultan schwankte, setzte die russisch gesinnten Hospodare Ypsilanti und Murussi ab, und hierauf wieder ein, als Englands und Rußlands Drohungen ihn einschüchterten, und während der Zeit, im November 1806, besetzte der russische General Michelsen die Stadt Jassy. Dem französischen Generalkonsul sollten seine Pässe zugestellt werden, aber im Gefolge Michelsens befand sich der junge Fürst Dolgorukl, derselbe, den Napoleon im Bulletin von Austerlitz einen hochmütigen, unwissenden Menschen gescholten, und der geschworen hatte, am ersten ihm in die Hände fallenden Franzosen sich dafür zu rächen. Das Schicksal wollte, daß es Reinhard war, der jetzt mit den Seinen durch Kosaken verhaftet und nach Rußland weggeführt wurde. Erst in Pultawa machte der Gouverneur Fürst Kurakin dem grausamen Streich ein Ende und ließ Reinhard unter sicherem Geleit nach Lemberg bringen. Es war seit der Sendung nach Neapel im Jahr 1795 das drittemal, daß Reinhard auf einem diplomatischen Posten der Gewalt hatte weichen müssen. Geistig rastlos wie immer, hatte er in Jassy, durch seinen österreichischen Kollegen Hammer-Purgstall angeregt, seine orientalischen Studien wieder aufgenommen und die paar Monate des Aufenthaltes in Rußland zur Erlernung der Sprache verwertet. Aber seine erschütterte Gesundheit erforderte jetzt einen Aufenthalt in Karlsbad, und dort ward ihm die reichste Gabe seines Lebens, die Freundschaft mit Goethe. Dieser nennt Reinhard in den Tag- und Jahresheften „einen würdigen Landsmann von Schiller und Cuvier . . . einen trefflichen, markhaft aufrichtig und deutsch gesinnten Mann". Auch die Qualität seines Umgangenen behielt er noch Jahre nachher in angenehmer Erinnerung. Geduldig ließ er es über sich ergehen, daß Reichards Gemahlin Gedichte ihres Mannes und ihrer Mutter vortrug. Wie Reinhard dazu kam, sich für Goethes Farbenlehre zu begeistern, hat Lang ausführlich erzählt. Er betont mit Recht, daß Reinhards inneres Leben erst vom Moment

an zugänglich wurde, wo er dem Geschenk dieser Freundschaft die moralische Genesung, das Licht verdankte, das ihm die Zukunft erhellte und das erschütterte Selbstvertrauen zurückgab. Zu Dresden, nach Tisch, sah er den Kaiser wieder, erhielt aber keine Verwendung. In Weimar besuchte er Goethes Haus, am Rhein erwarb er die Propstei St. Apollinaris und Falkenlust bei Bonn, er schrieb an Goethe, künftig solle wenigstens die Stelle ihn suchen, nicht er sie, an das Privatleben aber dachte er in keiner Weise. Reinhards Mißtrauen gegen Talleyrand, von dem zu diesem Zeitpunkt öfters die Rede ist, war übrigens nicht gerechtfertigt. In Erfurt begann die Entfremdung zwischen diesem und dem Kaiser, die sein kurz vorher erfolgter Rücktritt vom Ministerium mit wohlerwogener Absichtlichkeit angebahnt hatte, und von da an schwand auch der Einfluß, auf welchen Freunde nicht vergebens zu rechnen pflegten. Nicht an ihm lag zudem die Schuld, wenn die Laufbahn seines Beamten in absteigender Linie sich bewegt hatte und aus dem Regenten von Toskana und Minister in Paris ein Generalkonsul in Jaffy geworden war. Das Aneignungsvermögen Reinhards hatte seine Grenzen, nur seinen Charaktereigenschaften hatte er es zu danken, wenn ihn die politische Strömung immer wieder emportrug. Nach zu Erfurt unterzeichnete Napoleon das Dekret, das den Deutschen von Gefurt zum Gesandten bei seinem Bruder Jerome in Kassel ernannte. Die Wahl war ganz aus dem persönlichen Entschluß des Kaisers hervorgegangen, Reinhard schrieb an Goethe, damit habe Napoleon sein Herz gewonnen. „Ich muß und werde folgen, wohin er mich ruft, und sollte ich dabei zugrunde gehen." Und Goethe antwortete „Unter einem solchen Heerführer, wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unannehmlichkeit geschähe?" Jeder Kommentar erscheint nach solchen Bekenntnissen überflüssig. Bedenken über die Persönlichkeit des Königs von Westfalen trübten augenscheinlich Reinhards Dankbarkeit für Napoleon in keiner Weise. Seiner Tätigkeit in Kassel gedenkt sein Biograph mit den Worten „Hier, mehr als irgendwo, hat sein Schicksal etwas Tragisches. Der Kaiser schenkt ihm seine Gunst, Jerome kann ihm die Achtung nicht versagen, die Deutschgesinnten schätzen ihn als mitfühlenden, helfenden Freund, alles ist mit ihm zu-

frieden — am wenigsten er selber, er konnte es nicht sein. An der Fiktion, als ob persönliche Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue über Konflikte hinwegzuhelfen vermöchten, welche die Gerechtigkeit ausschlossen, ist auch Reinhard gescheitert. Seine erste Denkschrift über die Zustände im neuen Königreich schließt mit den Worten: „Man wird den Deutschen ihre Langsamkeit, ihre Eigenliebe, ihre Sprache, ihre Literatur nachsehen. Wenn die Westfalen sehen, daß man geneigt ist, sie als Deutsche zu achten, so werden alle Herzen gewonnen werden." Noch bedeutlicher klingt sein bewunderter Ausruf: „Unser Kaiser hat sich selbst übertroffen!", der den Feldzug von 1809 mit dankbarem Aufblick zur Vorsehung einleitete, „daß eine solche Kraft unter den Einfluß des Genies und der Macht gestellt sei." Napoleons Befehle führten ihn auf kurze Zeit noch in spezieller Mission zurück nach Hamburg, wo es seines persönlichen Ansehens bedurfte, um die Hansestädte, deren Neutralität er so warm verteidigt hatte, jetzt von der Unabwendbarkeit des Anschlusses an den Rheinbund zu überzeugen. Den Klagen Hamburgs hielt er die Notwendigkeit entgegen, „das Schicksal der Stadt für jetzt und für die Zukunft ganz in die Hände des Kaisers zu legen", der ihn eben damals zum Baron des Kaiserreichs erhob und eine Donation verlieh. Die später gefallene Äußerung an Goethe, die Errichtung der zweiten Zollinie um Braunschweig, quer durch Westfalen, die selbst dem friedlichen Jerome Abdankungsgedanken eingab, habe ihn Reinhard, von der Unmöglichkeit eines Auskommens mit Napoleon überzeugt, wird durch sein damaliges Verhalten in keiner Weise bestätigt. Seine Absichten blieben gut, wenn die Tatsachen ihnen diametral entgegenliefen, fügte er sich ins Unvermeidliche, vertrat das Kontinentalsystem, ohne den Kaiser zu befriedigen, und suchte vergebens, ihn zu Zugeständnissen im Interesse des Königreichs zu bewegen, das er geschaffen und hierauf so schwer geschädigt und belastet hatte. Zur Geschichte desselben liefert seine Biographie wenig neues Material, wohl aber ist, anscheinlich aus Reinhards eigenen Berichten, der Beweis erbracht, daß er seines dornenvollen Amtes mit gewissenhafter Loyalität waltete. Zu Beginn des Jahres 1812 gab er die Hoffnung auf, den Sinn von Jerome zu ändern. „Der

König", schrieb er nach Paris, „sieht in uns unglücklicherweise blos Spione; es wäre vielleicht richtiger, uns als unterrichtete, unparteiische Beobachter zu betrachten, deren Pflicht es ist, die Berichte der Spione zu berichtigen."

Zur Zeit von Jeromes Abreise zur Armee, im April 1812, betrug das Defizit 20 Millionen. „Alle Minister sind einstimmig darin," schrieb am 1. Juli die Königin ihrem Manne, „daß, wenn der Krieg wie es wahrscheinlich ist, sich ins nächste Jahr fortsetzt, das Königreich in sich selbst zusammenbricht." Bereits im August verließ Jerome das Heer, um seine Unfähigkeit ihm des Kaisers Ungnade zugezogen hatte und erhielt am Jahresschluß dessen lakonische Botschaft „Von der westfälischen Armee bei der großen Armee existiert nichts mehr." Am 23. Juli, zu Dresden, in Gegenwart des Herzogs von Bassano, hatte Reinhard die letzte Audienz bei Napoleon. Durch die Sorgen und Anstrengungen der letzten Monate, da Kassel schon vom Feinde bedroht war, fühlte er sich so kälig erschöpft, daß er, wie in einem Zustand von Schlaftrunkenheit, „Dinge sagte, die nicht von dieser Welt waren." Den Kaiser dagegen fand er voll gesunder Kraft, ruhiger Überlegenheit und Selbstbeherrschung. „Eine vollkommene Ruhe herrschte in seiner Physiognomie, eine Leichtigkeit der Bewegung in allen seinen Zügen, nichts Unruhiges, nichts Grimassenhaftes. Seine Muskeln drückten auf der Stelle, nach seinem Willen, das Lächeln oder das Mißvergnügen in allen seinen Schattierungen aus." Er wurde gnädig entlassen und sein seltsames Benehmen ehrfurchtsvoller Scheu zugeschrieben.

Vier Wochen später floh Jerome, von Reinhard begleitet, aus seiner Hauptstadt, die Tschernytscheff und seine Kosaken wie Befreier empfing. Am 12. Oktober, dem Jahrestag seiner Vermählung, fand Reinhard auf seinem Landsitz Falkenlust Stimmung zu einem hübschen Gedicht an die Gattin, dann riefen ihn die Wechselfälle des Kriegs nach einmal im Gefolge des Königs nach Kassel zurück, wo er so glücklich war, ein vom französischen General Allix über „die Verräter" verhängtes Blutgericht abzuwenden. Nach der Entscheidung von Leipzig folgte er dem König noch einmal auf seiner zweiten Flucht. Der weise Mentor konnte es

nicht verhindern, daß dieser, in schroffem Widerspruch zu den Befehlen seines kaiserlichen Bruders, sich nach Frankreich begab, statt am Rhein zu bleiben. So endete Reinhards Mission und das ephemere Königreich, von dem er einst gehofft hatte, es werde französische Einrichtungen mit deutscher Art und Sitte zur Begründung eines Musterstaates vereinigen.

Während der Dauer der napoleonischen Herrschaft blieb Reinhard im Bann des übermächtigen Willens, von dem er wie Goethe dachte: „Ihr schüttelt nur an euren Ketten, so viel ihr wollt, der Mann ist euch zu groß!“ Das von seinem Biographen wiederholt betonte Widerstreben spielte dabei doch nur eine ganz untergeordnete Rolle. Reinhard, das läßt sich mit Sicherheit behaupten, würde niemals daran gedacht haben, des Kaisers Dienste zu verlassen. Nach dessen Sturz, 1814 seiner sehr geringen Mittel wegen fast neue Tatigkeit angewiesen, fand er es jedoch mit seinen kosmopolitischen Gesinnungen durchaus vereinbarlich, Schritte zu tun, „Tastversuche“, wie er sagt, die den Eintritt in die Dienste einer deutschen, und zwar zunächst der preußischen Regierung bezweckten. Allein ebenso erklärte er sich zur Wiederannahme einer öffentlichen Stellung in Frankreich bereit, falls die neue Ära eine solche für ihn übrig haben sollte. Eine Berufung nach Deutschland schlug fehl, die Wiederverwendung im französischen Staatsdienst wurde abermals durch Talleyrand, den Königmacher der ersten Restauration, herbeigeführt. Der auswärtige Minister Ludwig XVIII. bedurfte nach wie vor des verläßigen Beamten, dem er auch nichtpolitische Angelegenheiten seines Ministeriums anvertrauen konnte, den an eine starke leitende Hand gewöhnten Geschäftsmann dünkte es andererseits „ehrenvoll und selten, aus sünfundzwanzigjährigen Stürmen so hervorzugehen“. Ohne jedes Gefühl der Verantwortung, als sei er während der letzten Jahrzehnte nur unbeteiligter Zuschauer gewesen, fügt er in demselben Brief vom 9. Juli 1814 hinzu: „Unsre Regierung fährt fort, durch Milde, Rechtlichkeit und Mäßigung den vollständigsten Kontrast mit der vorübergegangenen Epoche zu bilden.“ Einen wirklichen Schmerz über die abermalige Trennung von der deutschen Heimat empfand nicht er, sondern seine Frau, in deren häufig mitgeteilten

Briefen zwar kein hervorragender Geist, wohl aber eine warme Anhänglichkeit an deutsches Wesen, ein Widerhall der Gesinnung von 1813 spricht. Auch verschweigt sie nicht völlig, wie schwer es ihr oft geworden sein mag, ihren tröstenden, aufrichtenden Einfluß auf den Gatten geltend zu machen, dessen ragende Gestalt, in allzu häufigen Stunden des Unmutes der Freund und Vertraute des Hauses, J. G. Rist, „mit der des Königs Saul, den der böse Geist ergriffen hat", zu vergleichen pflegte. Solche Zeiten lehrten für Reinhard wieder, nach Talleyrands Abreise zum Kongreß, klagte er über die untergeordnete Stellung und die Beschaffenheit seiner Arbeit. Da traf ihn am 19. Februar 1815 der schwerste Schlag seines Lebens. Einige Tage vorher hatte Christine im Kreis deutscher Freunde Schillers Cassandra deklamiert und mit dieser Ergriffenheit die Worte gesprochen: „Soll ich mein Geschick allenden, fallen in dem fremden Land?" An ihrem Geburtstag bettete Reinhard seine vielgeprüfte, treue deutsche Frau in fremde Erde. Vier Wochen später, am 20. März, flüchtete er sich und die Amtssiegel des Ministeriums vor dem wiederkehrenden Kaiser. Die wichtigsten Aktenstücke aber ließ er in der Erde zurück, „and thereby hangs a tale". Er bekennt nämlich in einem Brief vom 18. März seinem Chef Talleyrand, wie tief er es beklage nicht wenigstens die Verträge vom 3. Januar, also die geheimen, durch Talleyrand geschlossenen Defensivverträge mit Österreich und England mit fortgenommen zu haben. Die Klage war gerechtfertigt. An anderer Stelle wurde berichtet, wie Talleyrand durch diesen Sieg seiner Diplomatie das Bündnis der Bourbonischen Höfe mit Österreich wieder hergestellt, und, wie er es bereits 1792 zu tun versucht, die englische Allianz endlich doch gebunden hatte [1]). An Ludwig XVIII. schrieb er aus Wien aus der Bewußtsein des Siegs, die Koalition sei gesprengt und ein föderatives System geschaffen, wie es fünfzig Jahre glücklicher Unterhandlungen kaum hätten erreichen können. Jetzt sollte der Minister Ludwigs XVIII. den Triumph seines Systems mit der politischen Existenz bezahlen. Reinhards, und nicht, wie man bisher geglaubt,

[1]) Lady Blennerhassett „Talleyrand, eine Studie" S. 467—468, 483—484, 505.

Januarnote Vergeßlichkeit war es, die Talleyrands Feinde in den Stand setzte, sich seiner zu entledigen. Als nämlich der nach dem 20. März in Paris zurückgebliebene russische Bevollmächtigte von Napoleons Minister Caulaincourt seine Pässe verlangte, überzab ihm dieser zugleich die Abschrift des Vertrags vom 3 Januar zur Mitteilung an den Zaren. Alexander bezweifelte anfangs die Authentizität des Aktenstücks. Dann aber vergaß er den auf Kosten Rußlands vollzogenen Umschwung der Politik Ludwigs XVIII, nicht wieder. Im September 1815 beglich Alexander die Rechnung mit Talleyrand, indem er Ludwig XVIII, der ihm 1814 den Thron verdankt hatte, auch jetzt für den Fall seines Ersatzes durch den Herzog von Richelieu günstigere Bedingungen versprach. Der König willigte ein und entließ den ihm ohnedies verhaßten Minister.

Im Frühjahr 1815 war Reinhard vom Hof in Gent als Liberaler fern gehalten. Durch die preußische Militärpolizei an der belgischen Grenze verhaftet, weil auch bei dieser Gelegenheit noch kompromittierenden Akten gefahndet wurde, mußte er in Frankfurt abwarten, bis seine Freilassung erfolgte, worauf er, im Juni nun doch nach Gent berufen, mit dem Hof nach Mons ging. Morgens früh, am 23 Juni, fand dort jene berühmte Begegnung zwischen Talleyrand und Ludwig XVIII. statt, bei welcher der Erfinder des Begriffs der Legitimität den König vor die Alternative stellte, entweder die Monarchie vom reaktionären Fanatismus zu opfern, oder sie unter dem Schutz der Charte und einer freiheitlichen Entwicklung zu retten. Der König entließ daraufhin den allzu fremdartigen Urheber der ersten Restauration in Ungnade und ging nach Cambrai, worauf der Herzog von Wellington eingriff. Er hielt Talleyrand für unentbehrlich und bewog den König, ihn bereits am 25. Juni wieder zu berufen. Wenn aber Reinhard wirklich gezaudert haben soll, in Mons bei Talleyrand zurückzubleiben, so ist damit nur ein neuer Beweis geliefert, daß es ihm gänzlich an der Fähigkeit mangelte, eine politische Situation zu überblicken. Die Reaktion hätte keine Stelle für einen Mann von seiner Vergangenheit gehabt. Talleyrands letztes kurzes Ministerium brachte ihm statt dessen einen Sitz im Staatsrat und den Grafentitel. Nach des Ministers

Sturz nahm er längeren Urlaub, ein Schritt, dessen Überredung er bald wieder beklagte, als man ihn in seiner rheinischen Besitzung zu vergessen schien. Ende November 1815 wurde seiner Bitte um Verleihung des Gesandtenpostens am Frankfurter Bundestag entsprochen. Er bekleidete dieses Amt vierzehn Jahre hindurch und schloß 1825, nach der Verheiratung seiner einzigen Tochter, eine späte, aber durchaus glückliche Ehe mit deren Freundin, Virginie v. Wimpffen, die seinen Lebensabend zu erheitern wußte, obwohl er den Freunden seine besorgte Wiederverheiratung trübselig genug mit den Worten meldete: „Die Verbindung ist nicht für die Gesellschaftszirkel, sondern für die Zurückgezogenheit und fürs Krankenlager geschlossen." Gleichzeitig war er überzeugt, daß seine kleine Frau sich wahrhaft glücklich fühle, ihm anzugehören. Eine freundlichere Wendung seines Schicksals, als diese Sendung nach Frankfurt, war übrigens für Reinhard gar nicht denkbar. Sie verband ihn auf immer mit dem Lande seiner Wahl, sicherte seine materiellen Verhältnisse, schmeichelte seinem Ehrgeiz und gewährte ihm überdies die so oft und sehnlich gewünschte ununterbrochene Berührung mit dem geistigen Leben der deutschen Heimat. Es lag nicht in den Verhältnissen, sondern im Charakter Reinhards, wenn er auch in Frankfurt von Feinden und Verschwörungen sich umgeben wähnte und durch seine hypochondrischen Launen berüchtigt wurde. In politischer Beziehung bezeichneten die französischen Überlieferungen den Weg, den er dort zu gehen hatte. Er unterstützte die Interessen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten im Geiste seiner Freunde und Kollegen, die, wie Hans von Gagern, „einer ehrlichen Föderalismus fördern wollten", deren Ideal „nicht die veraltete Superiorität unsrer Kaiserkrone, sondern die ganzliche Unabhängigkeit, die freie Bewegung und der Wetteifer in allem, was auf der Erde Großes geschieht", war, denen der Bundestag „als der Fokus erschien, als der große heimische Herd, wo sich alle guten Gesinnungen entwickeln würden, wo sie selten konzentriert erwärmt, geläutert, gestählt, verbreitet werden". Nicht mit Unrecht meint sein Biograph, daß Reinhard, der Bürger eines Kleinstaats, auch als Deutscher kaum anders hätte handeln

können, wie damals als offizieller Vertreter Ludwigs XVIII. Während in Frankreich die besten Geister in den Verfassungskämpfen der Restauration ihre Überlegenheit bewährten, flößten die deutschen Konstitutionsschwärmer ihm, dem alten Girondisten, nur mitleidigen Spott ein. Dagegen unterstützte er aus voller Überzeugung die antirömischen Bestrebungen seines Freundes Wessenberg in Konstanz, mit dem er in eifrigem Briefwechsel stand. Bezeichnet genug klingt es, wenn wir in einem Brief Reinhards vom 11. Juli 1818 lesen: „Nationalität wird der Deutsche schwerlich aus seiner Geschichte schöpfen, und was in diesem Sinn in den letzten Jahren geschrieben wurde, war nur ein vorübergehender Impuls; die Einheit der deutschen Geschichte beginnt und endet mit Tacitus." Allein er hatte auch Lichtblicke, wenn nur das Herz, das richtige Gefühl, unbeeinflußt vom Zwang der äußern Verhältnisse, bei ihm zu Worte kamen. So schreibt er während des Laibacher Kongresses an Wessenberg: „Man sieht nur den Wald und nicht die Bäume, man hält sich an einen leblosen Abstraktionsbegriff, den man höhere Politik nennt. Daher in Laibach jene Assimilation der türkischen Legitimität mit der christlichen, ein Mißgriff, den man noch schwer bereuen wird, welches auch das Schicksal Griechenlands sei. Und woher diese beiden Erscheinungen? Aus lauter Überkultur hat die gegenwärtige Generation den Instinkt verloren, das richtige sittliche Gefühl, ohne welches keine Energie denkbar ist." Unter allen leitenden Staatsmännern der Restaurationszeit in Frankreich hat ihm denn auch keiner eine so warme Teilnahme wie der Herzog von Richelieu eingeflößt, in dessen edler Persönlichkeit er „einen Funken des Göttlichen" verehrte, und der seinerseits die Neigung erwidert hat.

Den 60. Geburtstag feierte Reinhard 1821 nach sechzehnjähriger Trennung bei Goethe in Weimar. In Frankfurt sei er eigentlich Null, sagte er ihm damals, und eben dies habe ihm seine Selbständigkeit, die Freiheit des Wortes und des Urteils erhalten. Goethe, kurz zuvor von schwerer Krankheit genesen, wollte ihn nicht fortlassen, kümmerte sich an ihn an. Bei seinem zweiten Enkel vertrat Reinhard Patenstelle. Einige Jahre später wurde Karl X. zu Reims gesalbt, Reinhard, der anwesend war, schickte

Digitized by Google

Verse nach Weimar, die er zur Feier des Ereignisses gedichtet hatte. Sie begannen mit der Strophe „Heilig sei der Väter Glaube! Ihn bewahrt der Lauf der Zeit. Öl vom Himmel bringt die Taube. Gott ist's, der den König weiht." Die persönliche Vorstellung bei dem Monarchen in Paris, 1825, schwächte diese günstigen Eindrücke in keiner Weise ab, obwohl er gleichzeitig dem politischen und literarischen Oppositionskreis des „Globe" näher trat und über die mächtig gewordene Theokratie klagte, die, „wie Bonaparte, die moralischen Kräfte verkenne". Noch 1828, allerdings unter dem Ministerium Martignac, hoffte er auf Festigung der Regierung, noch 1829 baute er auf die Loyalität des Königs. Aus dieser Täuschung weckte ihn nicht einmal die Berufung Polignacs, sondern erst die eigne Pensionierung, die fast unmittelbar darauf erfolgte. „Wir, Söhne und Zeugen der Revolution, müssen und sollen ihr Opfer werden", schrieb er aufs tiefste entrüstet an Kanzler Müller in Weimar. Aber noch standen neue Überraschungen bevor. Am 31. Oktober 1829, nach einem bewegten Abschiedsschreiben an Goethe verließ er Frankfurt, wo sein Sohn als Geschäftsträger zurückblieb, und ging nach Paris. Vor Schluß des Jahres 1830 traf er als Gesandter des Julikönigtums in Dresden ein. Diese Sendung an die sächsischen Hofe war die Anerkennung dafür, daß er sich, wie 1799 so auch nach der Julirevolution, bereit erklärt hatte, das Ministerium des Äußern vorübergehend zu führen. Allein schon ein Jahr später opferte ihn der König „den Anforderungen des Dienstes", berief ihn jedoch in die Pairskammer.

Seine deutschen Besitzungen hatte Reinhard längst mit Gütern in der Normandie vertauscht, seine letzten fünf Lebensjahre verbrachte er meist dort und zu Paris. In Deutschland hinterließ er die Tochter, deren Ehe durch den Leichtsinn des Gatten stürmischen Schicksalen entgegenging, und den seit kurzem glücklich verheirateten Sohn. Goethe war hinübergegangen, über Deutschland lagerte die Reaktion. Den zweiten Teil des Faust zum Begleiter in der Tasche begab sich Reinhard, der alle freie Zeit zu längeren Reisen zu benützen pflegte, zunächst nach den Pyrenäen. So sah er Bordeaux wieder, wo vor mehr als vierzig Jahren seine vom

Glück begünstigte Laufbahn begonnen hatte. In seinem Innern vollzog sich, langsam aber stetig, eine tiefe Umwandlung. Der Jünger der Aufklärung neigte in späteren Jahren zur Mystik, er blieb nach wie vor antiklerikal, und die Bitterkeit, die er einst bei Gelegenheit des Übertritts von F. L. zu Stolberg und, wenn auch in weniger schroffer Weise, später bei jenem F. Schlegels an den Tag gelegt hatte, auch in bezug auf die katholische Kirche niemals einer gerechteren Würdigung. Als aber „Das Leben Jesu" von Strauß erschien, schrieb Reinhard an Wessenberg: „ . . . Das Christentum existiert, als Werk der Vorsehung, die in ihren Wegen und Mitteln für den menschlichen Verstand immer unbegreiflich, undurchdringlich ist, es existiert in seinen Vorschriften, in seinen Ideen, in seinen Ahnungen, in seinen Mitteln der moralischen Vervollkommnung, die so ganz der menschlichen Natur angemessen sind, und aus denen es den Beweis seiner Göttlichkeit zieht, mit einem Wort: wenn ihr meine Lehre befolget, sagt Jesus Christus, werdet ihr erkennen, daß sie von Gott kommt." So fanden denn die Bibelgesellschaft und die Gesellschaft für christliche Moral an ihm einen lebhaften Förderer; Wessenbergs Schriften pries er wegen ihrer evangelischen Milde und „einer Ruhe, die nicht von dieser Welt ist", und vom Einfluß solcher Männer versprachen sich Reinhard und seine Gattin einst die Vereinigung der Konfessionen, obwohl er selbst sich am Ende seines Lebens zum strengen lutherischen Begriff bekannte. Unter den letzten Besuchern seines immer noch gastlichen Hauses in Paris waren Hermann Reuchlin, der Verfasser der Geschichte von Port-Royal und Sagerot. Zu diesem sagte er bei der letzten Begegnung: „O die Politik! Ich habe sie übersatt, sie ist niemals mein Beruf gewesen. Und so kann es geschehen, daß man den Weg verfehlt sein ganzes Leben lang!" Im Sommer 1837 besuchte er mit seiner Gattin noch einmal England, dann Hamburg und Göttingen, dessen Hochschule seine Fürsorge und die von ihm bei der Regierung des Königreichs Westfalen durchgesetzten nützlichen Verbesserungen durch Berufung in die königliche Societät der Wissenschaften anerkannt hatte. Nun feierte sie ihr Jubiläum, wobei ihn Dahlmann als Rektor mit allen Ehren empfing. Unter den zahlreichen Anwesenden waren A. von Humboldt und Kanzler Müller.

Das Fest bezeichnet Reinhards Abschied von Deutschland. Nach Paris zurückgekehrt, verschied der Sechsundsiebzigjährige am Weihnachtstag desselben Jahres sanft und ruhig nach kurzer Krankheit und im Kreis der Seinen. Wie im Leben, so im Tode wurden sein Name und seine Persönlichkeit zur Deckung anderer und zu Sonderzwecken verwertet. Talleyrand, selbst am Ende seiner Laufbahn angelangt, ergriff den Anlaß, um noch einmal zur Welt, die er so lange beschäftigt hatte, zu sprechen und Reinhard vor versammelter Akademie und dem auserwählten Kreis, der sich zur Feier drängte, die Lobrede zu spenden, er sei das Muster des pflichttreuen Beamten gewesen.

So verschieden die beiden Männer innerlich veranlagt waren, so hoch auch der Deutsche in sittlicher Beziehung über dem Franzosen stand, in der Politik waren sie beide Opportunisten, zwischen ihnen bestand in dieser Beziehung nur der Unterschied, der außerordentliche Begabung von ehrlicher Mittelmäßigkeit trennt. „Was die politischen Verhältnisse betrifft," hatte Reinhard im September 1837 seinem alten Freund Dr Garnier geschrieben, „so habe ich allen Illusionen früher wie Sie und mehr, wie Sie einst glaubten, entsagt und ganz eigentlich, so wie ich jene aufgab, auch mich aufgegeben. Auch redusiert sich, so wie die späteren Ereignisse immer die früheren vernichteten, meine positive Wirksamkeit auf Zero! Das ist ein demütigendes Gefühl, was einigermaßen beruhigen kann, ist nur negatives Verdienst. — So eilen wir dem Ausgang zu und erwarten mit Ergebung, welches neue Tor er uns öffnen werde. Alles in allem genommen hatte Reinhard keinen Grund, sich über die Schicksale zu beklagen, die ihm sein Adoptivvaterland bereitete. Es hat seine deutsche Kultur geachtet, seine Gradheit und Uneigennützigkeit geehrt, an seinem steifen, ungelenken Wesen keinen Anstoß genommen und seinem verdienten, geschäftskundigen Wirken die Anerkennung nie versagt.

In Reinhards Briefwechsel und in den Äußerungen der Freunde über ihn ist viel von Tagebüchern die Rede, sein Neffe Sieveking beklagt einmal, daß sein Talent in Archiven begraben sei, statt dazu verwendet zu werden, die Begebenheiten seines Lebens und Zeitalters zur Darstellung zu bringen. Auf zu

diesem Zweck gesammelte Materialien, hat Reinhard selbst wiederholt angespielt, sein Biograph erwähnt Bruchstücke von Denkwürdigkeiten in seinem Nachlaß. Mitgetheilt wurden sie, wie bereits erwähnt, nicht. Am Ende seiner Laufbahn äußerte Reinhard, er hätte viel zu sagen gehabt, über die Menschen, über die Dinge. Allein er habe es nicht gewollt, und jetzt komme es es nicht mehr. Überblickt man noch einmal sein Dasein, so ist aller Grund vorhanden, es zu beklagen.

In seiner Jugend kreuzten sich seine Wege mit jenen Schillers. In Bordeaux teilte er mit Bergmann Gradet, Ducos den kurzen Freiheitstraum der Gironde. In Paris schulten ihn Sieyès und Schlabrendorf in der Politik, in Hamburg lernte er Lafayette, Jakobi, Stolberg, Klopstock, Steffens, Nissen, Villers, Baggesen, W. v. Humboldt, am Rhein und in Kassel J. v. Müller die Brüder Grimm, Schlegel, Bunsens kennen, in der Schweiz Usteri, Füßli, Meister, Fellenberg, Lavater, an dessen Sterbebett er stand. Mit Stein, Adam Müller, Wessenberg, Hans v. Gagern hat er verkehrt, in Weimar die Freundschaft mit Goethe geschlossen, Kanzler Müller, Eckermann, Knebel im intimen Verkehr gesehen, in Süddeutschland ist er Schwab, Rotteck, Mathisson begegnet. In Frankreich konnte er fast alle Persönlichkeiten, die von 1789 bis 1838 eine historische Rolle spielten, von den Männern der Konstituante bis zum Stab des „Globe", zu Thiers, Cousin und Mignet. Mit vielen dieser Männer verband ihn warme, persönliche Freundschaft. Reinhard selbst schrieb schwerfällig und unfreundlich, dessennungeachtet war ihm, schon nach einer Bemerkung über Klopstock zu schließen, den er einmal „den himmlischen Hofpoeten" nennt, die Gabe scharfer, treffender Charakteristik nicht versagt. Gern pflegte er zu erzählen, wie Bekannte von ihm den toten Robespierre umstanden und beschrieben, wie sie entsetzt auseinandergestoben seien, weil einer seiner Arme plötzlich noch zuckte. Aber mit Ausnahme diplomatischer Aktenstücke, der Korrespondenz mit der Familie und den Freunden, vor allem des Briefwechsels mit Goethe, dann mit Ch. v. Villers, Bonstetten usw. und der fortlaufenden Reihe der französisch geschriebenen, noch ungedruckten, aber in seiner Biographie benutzten hundert Briefe an Wessenberg

ist von Reinhard kein literarisches Denkmal geblieben. Mit dem einzigen Sohn, der 1879 starb und nur Töchter hinterließ, ist auch sein Name in direkter Linie erloschen.

In einer sehr bemerkenswerten Betrachtung über den zweiten Teil des Faust hatte Reinhard geäußert, dem ganzen Drama liege die katholisch-biblische Mythologie zugrunde, und doch sei nichts antikatholischer und antibiblischer, als daß das bloße Streben zur Seligkeit führen könne. „Darum", fährt er fort, „ist noch nicht gesagt, daß der Schluß nicht recht habe. . . Nur hat alsdann das ganze Drama unrecht; doch dies alles unbeschadet seiner hohen Genialität."

Die Lösung des Dichters ist demnach die von Reinhards eigenem Leben. Auf sein Erdenwallen zurückblickend, nannte er es „Stets Stückwerk und umhergeworfen vom äußern und innern Schicksal". Als einer, der strebend sich bemühte, hat auch er auf Erlösung gehofft.

Spaniſche Studien.

Während in den spanischen Archiven fast unerschöpfliche Quellen zur Kenntnis der Geschichte zu Gebote stehen, fließen nur spärliche Streiflichter auf das innere Leben, Denken und Empfinden der Nation, die zur entscheidenden Stunde die europäischen Geschicke bestimmt hat. Es fehlen die intimen Mitteilungen, die Briefe, die Aufzeichnungen, die Biographien, in denen die Persönlichkeit zur Geltung kommt, unter dem offiziellen Kleide des Staatsmanns, des Höflings, des Soldaten, des Gelehrten der Mensch sich offenbart, um uns zu sagen, durch welche Umstände er geworden, welche individuellen Motive sein äußeres Handeln bestimmten, nach welchen Grundsätzen er sein Haus bestellt, sein Gut verwaltet, seine Kinder erzogen, seine Freunde gewählt hat. Ein Franzose u. a., der spanische Geschichte und Literatur zum Fachstudium gewählt und schätzenswerte Beiträge zur Kenntnis des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geliefert hat[1]), sucht in seinen Veröffentlichungen dem Mangel, den auch er empfindet, zunächst dadurch abzuhelfen, daß er die Korrespondenz eines spanischen Granden und seine hinterlassenen Schriften zur Zusammenstellung eines Lebensbildes desselben verwertet[2]). Dieser Grande ist der Graf von Fernan-Nuñez, aus altaragonischem Geschlecht. Unter der Regierung des Königs Ferdinand VI., der sich des früh verwaisten Knaben väterlich angenommen hatte, wurde er zuerst Offizier, dann Gesandter Karls IV. in Paris, wo er die ersten Stürme der Revolution unterlebte. Ein großer Herr wie dieser, in dessen Mannesjahre die Regierung Karls III. fiel, der am Hofe von Maria Theresia in Wien mit allen Ehren empfangen worden, Friedrich den Großen in Berlin und 1775 bei den schlesischen

---

[1]) *A. Morel-Fatio*, „Études sur l'Espagne" Séries 1—2

[2]) *A. Morel Fatio*, „L'Espagne au XVI et au XVII Siècle. Documents historiques et littéraires. Heilbronn Henninger frères 1878.

Manövern zu beobachten Gelegenheit hatte, der mit den ersten französischen Geschlechtern verwandt, im Haus Rohan-Chabot, dem seine Mutter angehörte ein zweites Vaterhaus gefunden und, durch die Erfahrungen des Kriegs und der Diplomatie geschult, seine Rolle auf dem Welttheater von Jugend auf mitgespielt hatte, dem standen, so sollte man glauben, einzig Hilfsmittel zu Gebot, um den Vorhang zu füllen und den Zuschauern von Dingen zu erzählen, die, hinter den Kulissen vorbereitet und oft auch durchgeführt, meist nur sehr unvollständig zu ihrer Kenntniß gelangen. Eine weitere günstige Vorbedingung war im Umstand gegeben, daß der Urgroßvater von Fernan-Nuñez neben den kriegerischen auch noch literarischen Ehren gerungen und eine Abhandlung „El hombre práctico“ über die Pflichten und Benehmungen des echten Edelmanns verfaßt hatte. Obwohl überreich an Gemeinplätzen aller Art, verweist sie dennoch auf die richtige Spur einer Darstellung des adeligen Lebens und Treibens in der Residenz, im Feldlager und auf dem Lande. Dieser Spur ist der sechste Graf von Fernan-Nuñez nur in sehr beschränktem Maß gefolgt. Der Inhalt der meisten seiner Briefe an den Vetter Emanuel Prinzen zu Salm-Salm — wie er selbst Offizier in spanischen Diensten —, sind zu allgemeiner Natur, um kulturhistorisch wertvoll zu sein. Nur hie und da werden die Gründe des Verfalls kenntlich, dem die einstige Weltmonarchie auch in diesen Tagen verhältnißmäßiger Reform unaufhaltsam zum Opfer fiel. Der junge Oberst des Regimentes Immémorial schlägt seinem Chef einen sächsischen Offizier für den erledigten Posten des Majors vor; statt dessen wählt dieser ein notorisch unbrauchbares Subjekt. Fernan-Nuñez muß sich überdies den Subalternen gegenüber dadurch Recht verschaffen, daß er in den Kaffeehäusern Spione aufstellt und aus dem eigenen Beutel bezahlt, mit dem Auftrag, über die aufsitzerischen, oft schmutzigen Reden der jungen Leutnants gegen ihre Vorgesetzten zu berichten. Zu Neapel bewundert der spanische Oberst die unvergleichlich geschulte Armee, „die Gründlichkeit und Unternehmungsgeist an die Stelle des Gamaschendienstes und des Protektionswesens gesetzt hat“. Er sieht die preußischen Reitergeschwader mit derselben Genauigkeit manövriren wie seine Fußsoldaten und ruft

begeistert aus: „Was würde König Friedrich mit einem Dutzend Regimentern von Montesa, was mit unseren Pferden leisten!“ Allein im zeitgenössischen Spanien gab es kaum mehr fünf oder sechs junge Granden die ein Reitpferd bezahlen, zum Zweck sich desselben auch wirklich zu bedienen, das gleiche galt vom Adel überhaupt, dem die edle Reitkunst fast ganz abhanden gekommen war. Als der Graf von Artois sich 1782 in der Absicht nach Spanien begab, der Eroberung Gibraltars beizuwohnen, wollte ihm Karl III eine ganz besondere Überraschung bereiten und seine Karabiniers zu Manganares vorführen lassen. „Man spricht von den Kürassieren des Kaisers, von der Kavallerie des Königs von Preußen, bemerkte er geheimnisvoll flüsternd zum Herzog Des Cars, das ist nichts im Vergleich zu dem Schauspiel, das ich meinem Großneffen zu geben gedenke. Verraten Sie kein Wort davon!“ Als jedoch der Kommandant dieser ausgesuchten Truppe von der dem hohen Reisenden zugedachten Aufmerksamkeit in Kenntnis gesetzt wurde, erblaßte er und wäre fast in Tränen ausgebrochen. Seit Jahren, gab er zur Antwort, bestiegen seine Leute ihre Pferde nur, um sie zur Tränke in den nahen Fluß zu reiten. Diese Lage der Dinge reizte die Neugierde des Grafen von Artois und seiner Begleiter nur um so mehr, auf sie drangen darauf, die allerdings ganz prachtvollen Pferde nun auch wirklich manövrieren zu sehen. Worauf unter entsetzlichem Geschrei, „so daß nun während desselben keinen Donnerschlag gehört hatte“, die Reiter der zweiten Kolonne auf die der ersten stürzten und sie in heillose Verwirrung brachten, obwohl der Raum zwischen beiden genügt hätte, eine achtspännige Karosse bequem zu wenden. Die Bügel der Karabiniers waren so lang geschnallt, daß sie dieselben im ersten Augenblick verloren, die Zügel hingen lose in der Linken, während die Rechte auch einen besonderen Kappzaum hielt und jeder Versuch, den Degen zu ziehen, eine neue Krisis verursachte. Unter diesen Umständen wäre es eine Barbarei, von der man absehen zu müssen glaubte, gewesen, das Defilieren im Trab zu begehren. König Karl III aber erhielt ein Dankschreiben des Grafen von Artois, das sich in den überschwenglichsten Ausdrücken im Lob seiner Karabiniers erging[1]).

[1]) *Duc Des Cars*, Mémoires I 243 u. ff. Zu vgl. *Dairymple*, Voyage en Espagne et en Portugal dans l'année 1774, 42

Es konnte nicht wundernehmen, daß unter so gearteten Verhältnissen ein Edelmann von größerer Bildung und Weltkenntnis, wie Fernan-Nuñez es war, den Heeresdienst gern mit einer diplomatischen Verwendung vertauschte. Nachdem er, der damaligen Mode huldigend, seine Wanderjahre an fremden Höfen, das, was man correr córtes nannte, vollendet und den verunglückten Kriegszug nach Algier, von dem ein Journal von seiner Hand ausführliche und verläßige Kunde gibt, nicht ohne Ruhm mitgemacht hatte, begab er sich 1778 als Gesandter nach Lissabon „en ambassadeur demi bourgeois, le qui, pour cette cour est bien extraordinaire", wie er an den Prinzen Emanuel zu Salm-Salm berichtet. Fernan-Nuñez hatte sich inzwischen verheiratet. Der Gegenstand seiner Neigung war eine Gallatierin aus edlem Hause, Doña Escolastica, die ihm drei Söhne schenkte, aber sich nicht bildungsfähig erwies. Es fehlt ihr alles, schreibt der Gatte, was durch Unterricht erworben werden kann, und sie ist zu sehr an Nichtstun gewöhnt, daß dem Mangel nicht mehr abgeholfen werden kann. Dazu war Lissabon, einige zwanzig Jahre früher von dem entsetzlichen Erdbeben zerstört, zum Teil noch ein Trümmerhaufen, man hatte weder Spaziergänge noch Theater, noch Verkehr mit den Familien des Landes, den Hof sah man ebenfalls nur wenig, und Feste gab es nicht. So blieben das Familienleben, Musik, Bücher und ein schöner Garten der Fernan-Nuñez besonders interessiert zu haben scheint, wie er denn auch aus der Ferne ein einsichtiger und sorgsamer Gutsherr blieb. Ihn hatten die Lehren der Physiokraten gewonnen, und er erscheint im besten Licht, wenn er sein ökonomisches Credo in der Stadt und Landschaft" Fernan-Nuñez so ausschließlich strebt. Dort legt er neue Kirchhöfe und Schlachthäuser an, stiftet Schulen, steuert arme Mädchen aus, erzieht andere in der Absicht, gute Familienmütter aus ihnen zu machen, ohne geistliches Kleid, Refektorium aber Chorgebet wie für die Nonnen, die ihre Klöster haben, um dort ein geistliches Leben zu führen, während hier weltliche Lehrerinnen die Jugend in den weiblichen Handarbeiten, der Kochkunst und sonstigen häuslichen Verrichtungen unterweisen sollen". Eine den religiösen Anschauungen und Einrichtungen feindselige Gesinnung lag solchen Bestrebungen fern, denn dem

Andenken einer geliebten Schwester, der Herzogin von Bejár, widmete Fernan-Nuñez eine schöne Kirche, und seine letzte Reise unternahm er, um sich in Rom den Segen des Papstes zu holen.

Den Höhepunkt seiner Laufbahn erreichte er durch seine 1787 erfolgte Ernennung zum Gesandten in Paris. Sein Vorgänger Aranda, der aragonesische Grande und Reformminister, hatte der aufgeklärten, raffinierten Pariser Gesellschaft Überraschungen und Enttäuschungen bereitet. Dieser Politiker, der niemals an die Inquisition gerührt hatte, wurde mit Pombal und Choiseul als Vernichter des Jesuitenordens von den Philosophen in den Himmel gehoben. Dem König selbst war er längst unbequem geworden: „Aranda, du bist eigensinnig wie ein aragonesischer Maulesel," sagte ihm eines Tages Karl III. „Eure Majestät mögen verzeihen, ich kenne jemanden, der noch viel eigensinniger ist," erwiderte der Minister. „Und das wäre?" — „Seine geheiligte Majestät Don Carlos III., König von Spanien und der beiden Indien."[1]) Im Jahre 1773 entledigte sich der Monarch des unbequemen Zensors, der ihm das gebirgige Madrid nach dem Aufruhr von 1766 rauh zu Füßen gelegt hatte. Aranda wurde Botschafter am französischen Hof. In Paris fand man den jetzt fünfundfünfzigjährigen ernsthaften Liebling der öffentlichen Meinung bei näherer Besichtigung vor der Zeit gealtert, hastig, geld-, schwerfällig und gewöhnlich; man lachte über seine Prätention, den Frauen zu gefallen, und beschwerte sich über seine maßlose Heftigkeit. Der Minister Vergennes schrieb nach Madrid, er habe manche schwierige Angelegenheit in seinem Leben zu behandeln und auch mit den Türken zu tun gehabt, allein nie sei ihm etwas dem Gesandten Aranda Ähnliches vorgekommen. Karl III. selbst ließ die französische Regierung davor warnen, den „unsolenten Reden" seines Repräsentanten in Versailles zu viel Glauben zu schenken. Allein es war ihm bequem, den aragonesischen Maulesel in Paris und nicht in Madrid zu wissen, und erst der freiwillige, 1786 erfolgte Rücktritt desselben vom Botschafterposten am Hof zu Versailles ermöglichte die Beförderung von Fernan-Nuñez.

[1]) Ferrer bei Rte. Historia de Cárlos III., III, 105.

Ihm gebührte eine Entschädigung für die im Dienst des Staates gebrachten Opfer. Bei Gelegenheit der Doppelhochzeit des Infanten Don Gabriel von Spanien mit der ältesten Tochter des Königs von Portugal und des dortigen Thronerben Dom João mit der Tochter des Prinzen von Asturien hatte er sein Vermögen empfindlich geschädigt. Das Gastmahl, bei dem er am Schein von 3500 Fackeln und Kerzen 331 Personen bewirtete, bildete mit seinen ausgesuchten Weinen und Speisen, den prächtigen Tafelaufsätzen und Geschirren noch lange den Gegenstand des Gesprächs im stillen Lissabon.

Die Mission in Paris scheiterte durch Ungunst der Verhältnisse mehr wie durch die Unzulänglichkeit des Mannes, der solchen Schwierigkeiten keineswegs gewachsen war. Dieser Vertreter einer bourbonischen Dynastie hatte zur Rettung des französischen Königshauses nur leere Drohungen aufzubieten, und im Zeitabschnitt, wo die Berichte eines Botschafters von Spanien von höchstem Wert sein würden, hat Fernan Nuñez nur Proteste und Vorstellungen hinterlassen. Sie verhallten lautlos im Sturm der erregten Leidenschaften und verstimmten in Madrid aufs höchste, weil der inzwischen zur Regierung gelangte Karl IV. und sein Minister Florida Blanca die spanische Ehre durch die Mäßigung der Sprache des Gesandten in Paris verletzt glaubten. Kurz nach der Flucht von Varennes wurde er zurückberufen. Zunächst deshalb, weil er jener Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt hatte, in der Ludwig XVI. sein Schicksal durch den Eid auf die unhaltbare Konstitution von 1791 besiegelte. Fernan-Nuñez fand es geraten, dem Unwillen seines Souveräns sich vorerst nicht auszusetzen. Er ging nach Belgien, später nach Deutschland, während der Nationalkonvent Spanien den Krieg erklärte, die Dienerschaft des Botschafters ins Gefängnis schickte, seiner Papiere sich bemächtigte und seine Liegenschaften in Frankreich sequestrierte. Bessere Zeiten sollte Fernan-Nuñez nicht mehr erleben, kurz nach seiner Rückkehr starb er, erst zweiundfünfzigjährig, im Februar 1795 zu Madrid. Ein wertvolles schriftliches Vermächtnis hat er seinen Landsleuten aber dennoch hinterlassen, indem er in einer kurz gefaßten Geschichte Karls III. seine persönlichen Erinnerungen aus der Regierungszeit des verdienstvollsten der spanischen Bourbons niederschrieb. Der In-

halt des in mir noch ungedruckten, in Besitz des Britischen Museums übergegangenen Manuskriptes ist zum großen Teil dem Geschichtswerk Ferrer del Rios einverleibt worden, dessen Abschnitte über die Persönlichkeit des Königs fast lediglich auf den Schilderungen von Fernan-Nuñez beruhen. Ein „Brief an seine Söhne“ greift auf das Beispiel des „Hombre practico“ zurück und verfällt bei manchen beherzigenswerten Ratschlägen und einer vernünftigen Weltanschauung in den so gewöhnlichen Irrtum, der Jugend die Lehren der Erfahrung ersparen zu wollen. Das Geschlecht des philantropischen spanischen Granden ist erloschen. Eine Erbtochter hat mit ihrer Hand seine Titel und Güter dem Prinzipe Pio gesichert, in dessen Deszendenz der Name Fernan-Nuñez fortlebt. In einer Zeit des Verfalls bleibt dem hier erwähnten Träger desselben das unzweifelhafte Verdienst, wenn auch nicht Großes, so doch Nützliches und Gutes geschaffen und den Begriff des Patriotismus mit opferwilliger Hingebung aufrechterhalten zu haben.

Mit Vorsicht begegnen sind die bekannten, mit derselben Epoche sich beschäftigenden Aufzeichnungen des Franzosen Beaumarchais aufzunehmen. Im Jahre 1764 ging der künftige Verfasser des „Figaro“, von Choiseul mit Empfehlungen versehen, nach Spanien, wo er finanzielle Geschäfte abzuschließen und politische Verwendung zu erhalten hoffte. Beide Absichten schlugen fehl. Von Madrid aus übersandte er dem allmächtigen Minister Ludwigs XV. das „Mémoire sur l'Espagne“. Es war darauf berechnet, die Gunst Choiseuls zu gewinnen, schlägt einen Ton an, den Almavivas Faktotum nicht verfeinert haben würde, und machte auf den Minister einen so ungünstigen Eindruck, daß er auf privatem Weg den diplomatischen Vertreter Frankreichs in Madrid anwies, „das Individuum“ Beaumarchais von jeder Beteiligung an den spanischen Angelegenheiten auszuschließen[1]). Obwohl die Charakteristik Karls III. im Lakaienstil geschrieben und sehr unbillig ist, enthält die Denkschrift dennoch manche Züge der Beobachtung spanischer Zustände, die nicht wertlos sind

[1]) Anton Bettelheim „Beaumarchais in Spanien“ — Beaumarchais, „Œuvres complètes“ Ed. Fournier, I S. 745—749.

Ungleich lohnender wie solche und ähnliche Versuche, den Seitenfaden spanischer Geschichte nachzuspüren, haben sich die literarhistorischen Forschungen erwiesen. So hat einer der besten, vom Altmeister auf diesem Gebiete, Menendez y Pelayo, gelehrten jüngeren Gelehrten Spaniens, der Akademiker Ramón Menendez Pidal, die Ursprünge des lokalromanischen Epos und des Romanzero auf gothisch-germanische Einflüsse zurückgeführt und den ursprünglichen Text einer ihrer wichtigsten Urkunden, die Chronik Alphons X., wiederherzustellen unternommen. Von einem Sprachschatz gespeist der damals schon war, was er heute noch dem Gelehrten und Ungelehrten ist, verfaßten die einmal erschlossenen Quellen dieser Volkspoesie niemals wieder. Aber sie gruben sich ein unterirdisches Bett und sangen dem Bewußtsein der Nation so völlig verloren, daß Romanisten vom Rang und der Bedeutung eines Gaston Paris die wiedergefundenen Fragmente dieser epischen Dichtungen wie neue Entdeckungen begrüßten. Ihre kraftvolle, glanzreiche Poesie ist mit der Kunst von Velasquez verglichen worden. Sie erwies sich mächtig genug, um nicht nur die klassische spanische Dichtung, sondern auch die des Auslands zu befruchten. Das Poema de mya Cid, die Legende der Infanten von Lara beeinflußten Lope de Vega und Guillen de Castro, die Engländer und die Deutschen, Walter Scott, Herder und Richard Wagner. Im 19. Jahrhundert schöpften der Herzog von Rivas und der Romandichter Pedro Antonio de Alarcon, ein unversiegbaren Born der heroischen Poesie des Keltiberischen Mittelalters. Am meisten dankt ihr die klassische Literatur der Franzosen. Es genügt, an die Namen von Corneille und Le Sage, von Merimée und Victor Hugo zu erinnern, um das Andenken an künstlerische Schöpfungen aufzufrischen, die aus dem Heimatland der Amadis und Rodrigo über die Pyrenäen gezogen und in verändertem Gewande, aber leicht erkennbarer Originalität, in Werken französischer Meister wieder aufgetaucht sind. In politischer Beziehung haben beide Länder eine Wechselwirkung geübt, auf literarischem Gebiet ist der Einfluß Spaniens lange Zeit hindurch so gut wie allein maßgebend gewesen. Er hat die Begriffe des Ritterlichen und des Romantischen in die französische Dichtung übertragen und den französischen Geist nicht zum wenigsten noch da noch in Bewegung

gesetzt, wo er ihn zum Widerspruch herausforderte. Die Polemik der Liga oder die Rolle, die der Jesuit Escobar in Pascals Provinzialbriefen spielt, sind Beispiele davon. In einem Kapitel, das die Aufschrift führt: „Wie ist Spanien vom Mittelalter bis auf die Gegenwart von Frankreich gekannt und verstanden worden?", hat u. a. Morel-Fatio ein zusammenhängendes Bild dieses mächtigen Kultureinflusses entworfen. Seine Anfänge führen auf die Tage zurück, wo französische Ansiedler, die Franci oder Transmontani, wie man sie nannte, durch Schenkungen spanischer Könige oder eigene Kriegstaten sarazenisches Gebiet gewonnen, oder französische Mönche, meist Benedictiner aus Cluny und Zisterzienser, die Reform der alten Isidorischen Liturgie unternahmen und in Kirche und Staat zu Macht und Ansehen gelangten. Die Wallfahrt nach Compostella, zum mytenhaften Apostelgrab des Jakobus, lockte so zahlreiche Pilgerscharen aus Frankreich an, daß ihr Weg, über Burgos, Sahagun, Astorga, noch lange „die französische Straße" hieß und die Habsucht und Wildheit der Basken die Reiseberichte der Wallfahrer beschäftigt, die Hunger und Durst bei ihnen litten und mehr als einmal ihr Leben gegen sie verteidigen mußten. Die geistige Bewegung unter Alfons X. fand jedoch keinen Widerhall über den Pyrenäen, wo man es unter seiner Würde fand, Werke zu lesen, die in der Landessprache statt lateinisch geschrieben waren, in jenem Spanisch, das französischen Ohren „wie Hundegebell" klang. Der Kriegszug von Du Guesclin in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vermehrte nur die tiefe Abneigung, mit der die beiden Nachbarländer sich gegenseitig beobachteten. Ein Beispiel davon ist in den Aufzeichnungen zu finden, in welchen Gaguin, Bibliothekar der Könige Karl VIII. und Ludwig XII., im Jahre 1468 seine in Spanien erhaltenen Eindrücke einem Freunde schildert. Die lange Epistel ist eine Verherrlichung des eigenen Vaterlandes auf Kosten Kastiliens, dessen Feigen und Granatäpfel den Hunger nicht stillen, dessen ausgebrannte Fluren keine Herden ernähren. Die spanischen Häuser, meint der übelgelaunte Franzose, sind weder gefällig für das Auge noch solid gebaut, die Straßen unwegsam, die Herbergen „des porcheries", oder Wände mit einigen Töpfen, die vielgerühmten spanischen Handegen nur ein Ge-

findet von Raubrittern, latrunculi, die in der Heimat verhungern. Der Diatribe vor eine der glanzendsten Widerlegungen vorbehalten, welche die europäische Geschichte kennt. Die stets kampfgeübte Vorhut der Christenheit, jene spanische Ritterschaft, von der Martinez de la Rosa sagen durfte, sie habe acht Jahrhunderte hindurch nicht eine einzige Nacht ruhig geschlafen, gewann den Preis, um den sie so lange und blutig gerungen hatte. Granada fiel, die beiden mächtigsten Kronen Spaniens schmiedete der Ehebund zu einem goldenen Reif und „Por Castilla y por Leon nuevo mundo tuvo Colon". In der Vorrede zum Gedicht „El autor y su pluma" hatte Cristóbal de Castillejo noch die Kunst der spanischen im Vergleich zur arabischen und zu so manchen europäischen Literaturen bellagt und die Amadis-Romane als fast einziges Gut des weltlichen, schriftstellerischen Spanien bezeichnet. Von nun an sollten, im Schatten der politischen Machtentfaltung, auch die poetischen Lorbeeren gedeihen. Zunächst freilich waren es allegorische und Sittenromane, Pastoralen und moralisierende Erbauungsschriften, die über die Grenze drangen. Montaigne erzählt wie sehr sein Vater den Marc Aurel des Bischofs Guevara von Mondoñedo schätzte, Brantôme bewundert auf dem Wege nach Flandern die Musterkarte Albas, „die mit schönem, fürstlichem Anstand, nicht wie gemeine Soldaten, sondern wie Prinzen einherschritten". Die Spanier, sagt er, „schicken die Bücher zum Teufel, die wenigen aber, die sie selbst schreiben, sind ausgesucht, vortrefflich, tiefsinnig und subtil. Unter den Schriftstellern des 16. Jahrhunderts hat keiner so wie Brantôme das Spanien seiner Tage gerühmt. „Rodomontaden" wurden erst viel später, unter Ludwig XIII., etwas Lächerliches; damals galten sie als der Ausdruck ritterlichen Selbstgefühls. Die Worte fabler und bizarre sind damals in das Vokabularium der französischen Sprache gedrungen, und in Frankreich wurde jetzt so viel Spanisch gesprochen, daß viele spanische Werke dort gedruckt wurden. Als die ersten Anzeichen des Verfalls der kurzen, aber großartigen Blütezeit der Monarchie Karls V. der europäischen Welt die Tatsache zum Bewußtsein brachten, daß der Koloß auf tönernen Füßen stand, knüpften Heiraten zwischen den Bourbons und den spanischen Habsburgern die Beziehungen zwischen beiden Ländern

Digitized by Google

nur um so enger. Die Antipathie früherer Zeiten wich in Frankreich dem Bestreben, spanische Moden nachzuahmen, edle spanische Sitte sich anzueignen. Bis tief ins 17. Jahrhundert hinein konnte man kein besseres Mittel, die eigene Sprache zu beherrschen, als indem man sie durch Vergleich mit dem Lateinischen, Spanischen und Italienischen erlernte, wie u. a. Frau von Sevigné es tat. Der letzte große Roman des Cervantes: „Die Abenteuer des Persiles und der Sigismunde", erschien fast gleichzeitig zu Madrid und Paris, wo man der Ansicht war, „nur die Spanier verständen das wirkliche Leben zugleich wahr und anziehend zu schildern". Im Gegensatz zum Naturalismus der Italiener verstanden sie aber auch, ihren poetischen Schöpfungen den Reiz des Wunderbaren und den romantischen Zauber zu verleihen, der auf einem anderen Gebiete die Visionen der heiligen Theresia und die Schriften spanischer Mystiker von verwandter Erscheinungen unterscheidet.

Um so erklärlicher ist es, daß, während kastilianische Schäferspiele und Allegorien, Romane und Novellen über den Pyrenäen kaum weniger als im Heimatland gelesen wurden, das spanische Drama in Frankreich fast völlig unbekannt geblieben war, und zwar deshalb, weil man es unmöglich gefunden hatte, dasselbe durch einfache Übertragung dem französischen Geschmack zugänglich zu machen. Gerade diese Schwierigkeit war es, die spanischen Dramatikern in dieser ihnen fremden Sprache eine Wiederanerkennung sichern sollte, wie sie vor ihnen nur den Griechen zuteil geworden war. Denn die Franzosen waren nicht gewillt sich die Stoffe und Situationen des spanischen Theaters entgehen zu lassen, aber statt der Übersetzungen entstanden jetzt freie Umbildungen, die selbst wieder Meisterwerke des klassischen Zeitalters der französischen Dichtung wurden. So ist der „Don Juan" von Molière dem Tirso de Molina, der „Menteur" von Corneille dem Ruiz de Alarcon, sein „Cid" dem Guillem de Castro entlehnt, und freimütig hat sein Schöpfer ausgesprochen, was er seinen Vorbildern schulde. Je mehr als das diese Vorbilder wurden im eigenen Lande erst anerkannt, nachdem das Ausland ihre poetischen Schätze entlehnt oder im „Don Quijote" ein unsterbliches Buch gefeiert hatte. Als die letzte Königin spanischer Abkunft, die Gemahlin Lud-

wigs XIV. den Thron bestieg, brachte ihr die Schule von Port-Royal die spanische Grammatik zur Morgengabe, bei deren Abfassung der gelehrte Chapelain sich beteiligt hatte. Die Widmung von 1660 an die Königin ist von de Treigny, dem Pseudonym ihres Verfassers Claude Lancelot, unterzeichnet. Etwa fünfundzwanzig Jahre später ist das Werk von Bouhours „La Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit" noch reich an spanischen Zitaten und an Bewunderung für spanische Schriftsteller und Dichter. Besonders gerühmt wird Gracian, der gezierte Moralist, den Amelot de la Houssaye übersetzt hatte. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist noch ein klassisches Werk, der „Gil Blas" von Le Sage, zwar nicht, wie behauptet wurde, aus dem Spanischen übersetzt, aber doch unter dem Eindruck spanischer Vorbilder geschrieben worden[1]). Dann allerdings kam die Reaktion. Das Frankreich von Corneille und Pascal und das Drama, in dem Chimène und Pauline geherrscht hatten, wurde das Frankreich von Voltaire, unter allerlichteren Sternen jenes von Montesquieu, begnügte sich in der Dichtung mit „Zutre" und erhob sich politisch zum Verständnis des Geistes der Gesetze. In den „Lettres persanes" hatte sein Verfasser die Spanier mit dem unvergeßlichen Spott gebrandmarkt: „Diejenigen unter ihnen, die man nicht verbrennte, schienen der Inquisition so ergeben, daß es böswillig wäre, ihnen dieselbe zu nehmen. . . . Verstand und gesunde Vernunft sind bei den Spaniern zu finden, nur in ihren Büchern muß man sie nicht suchen. Man betrachte ihre Bibliotheken: auf der einen Seite die Romane, die Scholastiker auf der anderen. Es möchte scheinen, als ob zuerst die Teufel, dann das Ganze von einem geheimen Feinde der menschlichen Vernunft zusammengestellt worden sei. Das einzige ihrer Bücher, das etwas taugt, ist jenes, welches die Lächerlichkeit aller anderen aufdeckt."

Soweit Montesquieu. Viel weniger unterhaltend, aber nicht weniger wegwerfend sind die Gemeinplätze von Voltaire über „das Land, wo jedermann Gitarre spielt und Traurigkeit auf allen Gesichtern ausgebreitet liegt."

[1]) Siehe unter anderem F. Brunetière, Études critiques, 3me Série p. 65 Le Sage

Von da an ist zwar nicht das historische, wohl aber das literarische Spanien von der französischen Gelehrtenwelt vernachlässigt worden. In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts stiftet Brunetière in der Revue des Deux Mondes Schacks „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“ und klagt bei dieser Gelegenheit, die Franzosen hätten nur eine Geschichte der spanischen Literatur, und diese eine sei die Mitteilungsgabe selbst. Morel-Fatio führt Ticknor, englische, spanische und deutsche Fachgelehrte und Historiker an und sucht der mangelnden Kenntnis seiner Landsleute durch selbständige Studien abzuhelfen, unter denen eine Untersuchung über Lazarillo de Tormes, die berühmte satirische Novelle, als deren Verfasser abwechselnd Diego Hurtado de Mendoza, denn der Hieronymitengeneral Juan de Ortega genannt werden sind, ohne daß weder für die Autorschaft des Gesandten Karls V. in Trient noch für jene des gelehrten Mönchs, der den Kaiser nach Yuste begleitete, genügende Beweise vorhanden wären. Auch Morel-Fatio kommt zu einem negativen Resultat, mit der Einschränkung, daß er den Verfasser der unbarmherzigen Satire gegen den Klerus in der nächsten Umgebung von Juan und Alonso Valdés und ihrer Freunde zu suchen geneigt ist, lauter in jenem Kreis freisinniger Geister, wo Erasmus verehrt und die innerkirchliche Reformation erwogen wurde, bis die eiserne Hand Philipps jede derartige Regung mit Feuer und Schwert ausrottete.

Eine letzte Studie, „Über die geschichtliche Grundlage des Ruy Blas“ von Victor Hugo, führt auf die moderne Zeit zurück, in der besonders zwei Franzosen, der Dichter des Torquemada und Mérimée, mit Vorliebe wieder spanische Motive behandelt haben, der erstere hauptsächlich deshalb, um wie Beaumarchais es getan, seine Lieblingstheorien in spanischer Nationaltracht und mit andalusischer Staffage vorzuführen, Mérimée, um tiefer zu dringen und nach dem „Théâtre de Clara Gazul“ einer unmittelbaren Mystifikation in „Carmen“ die Volksseele zu belauschen und in ihrer kraftvollen Einfachheit und gewaltigen Leidenschaftlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Es ist zuweilen darauf hingewiesen worden, daß Victor Hugo, „der spanische Grande erster Klasse im Reich der Poesie“, wie

Paul de Saint-Victor ihn nennt, einen Teil seiner Jugend in Madrid verlebt habe, und ein spanischer Akademiker hat eines Tages seinen gelehrten Kollegen in öffentlicher Rede versichert, Victor Hugo sei in Madrid zur Welt gekommen. Tatsächlich hat er dort ein Jahr im Collège des nobles zugebracht, wo unter französischer Herrschaft die Söhne von Offizieren erzogen wurden, und nicht er, sondern sein Bruder Abel Hugo sprach geläufig Spanisch, das er selbst nur ungenügend verstand. Es ist aber dennoch ein gutes Stück hispanischer Emphase und krankhaft gesteigerten Selbstbewußtseins in dem Dichter von „Hernani“ und „Ruy Blas“; wenn auch nicht die Chroniken, so hat er doch die Menschen gekannt über viel mehr erreten die mit Karls V. Enkeln, mit Philipp III. oder Karl II. wie lebendige Schatten in der feierlichen Einsamkeit von San Ildefonso oder im Escurial sich bewegten. Beansprucht freilich Victor Hugo ungleich mehr, vor allem das Verdienst, den Inhalt seiner Dramen aus historischer Quelle geschöpft zu haben. Morel-Fatio, der diese Frage prüft, kommt zu einem verschiedenen, oft recht ergötzlichen Resultat. „Ruy Blas“ ist in fünf Wochen, zwischen dem 4. Juli und 11 August 1838 geschrieben worden. „Kein Detail des öffentlichen oder Privatlebens,“ heißt es in der Vorrede, „keine Einzelheit in Bezug auf Einrichtung, Wappenkunde, Biographie, Zahlenverhältnisse, Topographie, die nicht aufs genaueste geprüft worden wäre.“ Der Verfasser hat es bereits anderswo gesagt und hofft, daß man sich dessen erinnere, in Ermangelung des Talentes besitzt er Gewissenhaftigkeit.“ Seine Quellen hat der Dichter nicht genannt, Morel-Fatio hat sie gefunden. Es sind zwei französische Werke: das eine, „L'Etat présent de l'Espagne“, vom Abbé de Vayrac, hat alle Einzelheiten über die Zustände der Monarchie, die Verwaltung, die Genealogien der großen Adelsfamilien geliefert, dem anderen, den „Mémoires de la Cour d'Espagne“ von der Gräfin d'Aulnoy, sind die Gestalten der Königin und des Titelhelden, die charakteristischen Züge, welche die Etikette und das Leben innerhalb des königlichen Palastes schildern, entlehnt. Gräfin d'Aulnoy selbst hat ihrem Buch handschriftliche Aufzeichnungen zugrunde gelegt, die erst mehrere Jahre später gleichfalls im

Digitized by Google

Druck erschienen und ohne genügende Beweise dem Marquis de Villars, Gesandten Ludwigs XIV. in Madrid, zugeschrieben worden sind. Mit diesem Manuskript ist die Verfasserin ganz willkürlich verfahren, und ihre romanhaften Ausschmückungen sind es, denen, wie gesagt, Victor Hugo gefolgt ist, mit ihr aber ist er ganz wie sie selbst mit ihrem Stoff verfahren. Zuerst hat er Königinnen vertauscht. Statt der ersten Gattin Karls II., Marie Luise von Orléans, ist es dessen zweite Frau, Marie von Neuburg, die im Stück zur Zeit auftritt, wo diese erste Gemahlin noch lebte. Im Gegensatz zur französischen Prinzessin, die dem harten Schicksal, das sie zur Lebensgefährtin eines geistesschwachen Kranken bestimmte, widerstandslos erlag, versuchte die Mittelsbacherin noch zu letzter Stunde mit dem sterbenden Monarchen auch die wohnsüchtige Monarchie zu beherrschen, die vergebens auf den rettenden Erben aus habsburgischem Blut hoffte. Es wird sogar behauptet, die dreißigjährige Wittwe habe daran gedacht, mit der Hand des ersten Bourbons, der in Spanien regierte, die Krone sich ein zweites Mal aufs Haupt zu setzen. Zu ihr ist es, daß die Oberhofmeisterin, Herzogin von Albuquerque, im Drama Victor Hugos spricht: „Eine spanische Königin darf nicht zum Fenster hinaussehen." Der Zug ist Madame d'Aulnoy entlehnt, die auch erzählt, wie dieselbe Herzogin den zwei Lieblingspropagieren der Königin die Kehlen abschnitt, weil sie nur französisch sprachen: „Mes oiseaux d'Allemagne, ils sont tous morts" läßt sie der Dichter sagen, der Madame d'Aulnoy zeigt sie sich energischer und versetzt der Herzogin ein paar Ohrfeigen. Aus der Erzählung der „Mémoires de la Cour d'Espagne", einst hohe Bettlerin, die am Verkündigungstag oder Sitte gemäß von der Königin bedient worden war, derselben ein Blatt Papier in die Tasche gleiten lassen, auf dem die Worte standen: „Ich beiß sie an, o meine Königin, ich sterbe aus Liebe für Sie . . .", sind die berühmten Verse geworden:

„Madame sous vos pieds dans l'ombre, un homme est là
Qui vous aime, perdu dans la nuit qui le voile
Qui souffre, vor de terre amoureux d'une étoile
Qui pour vous donnera son âme s'il le faut,
Et qui se meurt en bas quand vous brillez en haut."

Das famose Billett des Königs, der bekanntlich im Drama Victor Hugos nur in der Kulisse mitspielt

„Il fait grand vent, Madame et j'ai mé six loups"

hat ebenfalls Madame d'Aulnoy mitgeteilt, diesmal aber nicht erfunden. Es ist historisch und lag in goldener Kassette mit einem kostbaren Rosenkranz, den Karl II seiner Gemahlin zum Gegengeschenk dafür überfandte, daß sie ihm einen schönen Diamanten in den Brief eingeschlossen hatte, der ihn während der Jagd in den Wäldern des Escurials an die Abwesende erinnern sollte.

Erfunden aber ist Ruy Blas selbst, an den nichts erinnert, es sei denn ein obskurer Günstling der Maria Anna von Österreich, Gemahlin Philipps IV und nach dessen Tod Regentin von Spanien. Er hieß Valenzuela, wußte im Haushalt eines Grauden heren, ward Marquis, erster Minister, und Grande, dachte aber nur daran, die Gunst der Königin für den eigenen Vorteil auszunutzen, und endigte, ruhmlos wie er gelebt, in der Verbannung. Erfunden endlich sind im Drama des Franzosen auch alle Nebenfiguren, alle einzelnen Angaben über Zeit und Ort, Rang und Kostüm, Abgaben und Steuern, Münzen und Wappenschilder. Sein Xeres reist, einem schönen Reim zuliebe, in der Provinz Estramadura, Ruy Blas geht jeden Morgen von Madrid nach Carabanchel und pflückt dort une fleur bleue d'Allemagne, um das Herz seiner deutschen Königin zu erfreuen. Der Ort ist in der Provinz Alicante, vergebens hat ihn Théophile Gautier auf dem Wege nach Toledo zusammen mit den blauen Blümchen, den Vergißmeinnicht, gesucht und weder den einen noch die anderen gefunden, denn was gemeint war, ist Carabanchel, ein Vorort von Madrid, wo überhaupt nichts blüht und grünt.

Den Anspruch, nicht nur in „Notre-Dame de Paris", sondern auch in „Ruy Blas" und in „Hernani" als Autorität auf historischem und kulturgeschichtlichem Gebiet zu gelten, hat Victor Hugo so zäh festgehalten, daß er sich für die Gestalt des jugendlichen Karl V in „Hernani" ausdrücklich auf die „Chronik des Alaya" beruft, „nicht zu verwechseln", wie er pedantisch bemerkt, „mit Ayala, dem Annalisten Peter des Grausamen". Sie heraus-

gefordert, hat die Kritik denn auch Rede gestanden. Alarcon ist in keiner Bibliothek zu finden, aus dem guten Grunde, weil er nicht existiert.

Die Welt ist unerschöpflich an Kontrasten. Spaniens Verfall unter den Habsburgern begann unter Philipp II., er vollendete sich unter Karl II., dem anarmalen Dekadenten auf dem Throne und im Drama Victor Hugos. Das 17. Jahrhundert, diese Epoche des Niederganges der Weltmonarchie Karls V., ist zugleich die Blütezeit spanischer Literatur und Kunst. Unter der Herrschaft der Inquisition und des finsteren Mönchtum, der im Escorial seinen Regierungssorgen erlag, lebte ein armer, vom Schicksal verfolgter Edelmann, Cervantes de Saavedra. Er studierte schlecht, schrieb Verse, die niemand las, wurde Kammerdiener eines Kardinals, focht als gemeiner Soldat bei Lepanto, verlor dabei seine linke Hand, kämpfte mit der rechten weiter und war auf dem Wege zu Ruhm und Ehren, als algierische Seeräuber sich seiner bemächtigten und ihn fünf Jahre lang in Sklavenbande schlugen. Er wurde gefoltert, weil er die Mitwisser eines Fluchtversuches zu nennen sich weigerte, und gab das Lösegeld, das ihn befreien sollte, für den gefangenen Bruder hin. Endlich selbst frei geworden, kämpft er wieder, schreibt als Dramendichter, vom Ruf Lope de Vegas verdunkelt, findet ein kärgliches Brot als Steuereinnehmer, wandert unter falscher Anklage ins Gefängnis und beginnt mit siebenundfünfzig Jahren in seinen Kerkermauern das heiterste, unbefangenste, liebenswürdigste Werk der Weltliteratur, den „Don Quijote“! Don Quijote ist Cervantes, sein Schöpfer und sein Urbild. Nur wenn das Gute aus der Welt verschwunden könnte, würde Don Quijote vergessen werden, denn der Glaube an das Gute ist die unsterbliche Illusion des Zeitgenossen Hamlets. An der Spitze des Heeres der Idealisten, in Narrenkleid ein tiefsinniger Weiser, schlecht beritten, stets geschlagen, nie enttäuscht führt Alonso Quijano „der Gute“, einst Don Quijote de la Mancha, in Wahrheit Cervantes genannt, für das Höchste was die Menschheit besitzt, für Treue, Gerechtigkeit, Selbstaufopferung, werktuende hilfreiche Liebe, noch heute, wie vor dreihundert Jahren, sein braves, tapferes Schwert. Da er zu sterben kam, heißt es von Don Quijote: „In seinem Bett ist niemals ein fahrender Ritter so christlich, so sanft und

friedlich gestorben" — „Am nächsten Sonntag spätestens wird meine Laufbahn zu Ende sein; so lebt denn wohl, meine fröhlichen Genossen, denn ich werde sterben und hoffe, euch alle in der anderen Welt so glücklich wie es das Herz nur wünschen kann wiederzufinden" Mit diesen Worten nahm Cervantes, heiter und arm bis zuletzt, Abschied vom Leben. Die beiden fahrenden Ritter waren mit ihrem Genossen im reinen Der eine hatte geträumt, der andere hatte gelacht der Träumer starb sehend, der Dichter gewann lächelnd den Kranz, dem jedes Volk ein Lorbeerreis eingeflochten hat Der Todestag von Cervantes, 23. April 1616, ist auch der Todestag von Shakespeare. Hamlet und Don Quijote sind Hand in Hand in die Unsterblichkeit eingegangen.

Marco Minghetti und das Risorgimento.

Der jungen Generation in Deutschland, die mit so warmer Sympathie die italienische Allianz begrüßt, ist jene andere Generation schon historisch geworden, die 1848 für die Freiheit, die Größe und Unabhängigkeit Italiens kämpfte. Die siegverklärten Namen von Viktor Emanuel und Cavour verdunkeln den Nachgeborenen die Gestalten von Karl Albert und Gioberti, Balbo und Rosmini, und ein unbestimmtes Gefühl der Schwermut umflüstert das Andenken derjenigen, deren Werk erst gelang, nachdem sie selbst mit den Ideen, die sie hochgehalten hatten, vom Schauplatz abgetreten waren. Diese Ideale beruhten auf der Verständigung zwischen Kirche und Staat, auf dem Zusammengehen der Fürsten mit ihren Völkern zum Zweck zuerst der Einigung, dann der Erhebung der Nationalität zur Trägerin des geistigen Primates, den ihr das mit den politischen Institutionen der Gegenwart versöhnte Papsttum an der Spitze eines italienischen Staatenbundes sichern sollte. Auch nachdem diese Ideale gescheitert sind und die innerlich gespaltene Nation sich in zwei Heerlager geteilt hat, gibt es immer noch solche, die daran festhalten, daß es sich wohl der Mühe lohnte, für sie zu leben und zu sterben. Den einen wie den anderen, den Gegnern wie den Apologeten, wird das Zeugnis Minghettis willkommen sein. Ein glühender Patriot und ein Gemäßigter in der Politik, als Staatsmann nicht ersten Ranges, als Redner kaum übertroffen, als Mensch hochst liebenswürdig und anziehend, berechtigten ihn die Zufälle seines äußeren Schicksals, zuerst im einen, dann im anderen Lager, mit Pio Nono und mit Cavour am Befreiungswerk mitzuarbeiten, und dieser Umstand ist es, der den vorliegenden Denkwürdigkeiten einen so eigentümlichen Reiz verleiht.

Wie so viele andere bedeutende Menschen, schreibt es Marco Minghetti der Mutter zu, daß früh in seinem Leben der ideale Zug gefördert wurde, den er bis ans Ende bewahrte. „Un animo

fermissimo e virile quanto mai", rühmt er von ihr, die ihm und zwei Geschwistern den früh verstorbenen Vater ersetzen mußte. Die Familie, wohlhabend, wenn auch nicht gerade reich, gehörte dem Handelsstand von Bologna an, und dort wurde Minghetti am 18. November 1818 geboren.

Er zählte zwölf Jahre, als ein Bruder seiner Mutter, der zum damaligen italienischen Liberalismus mit Begeisterung sich bekennende Pio Sarti, der Schwester freudestrahlend die Kunde vom Ausbruch der Julirevolution überbrachte. Noch im selben Jahr begleitete Marco seine Mutter nach Venedig und wurde dort von einer Begeisterung für die Kunst erfaßt, die nicht mehr erlosch und wenige Jahre vor seinem Tode Ausdruck in der Raisel-Biographie gefunden hat, die seine Arbeiten auf diesem Gebiete würdig abschließt. Nach Bologna zurückgekehrt, kam er in die Lateinschule zu den Barnabiten, es ist ein echter Zug des an Kontrasten reichen, italienischen Lebens, daß diese Mönche es waren, die zuerst im Herzen des Knaben die Flamme des Patriotismus entzündeten. Wenige Monate nach seinem Eintritt in die Anstalt nahm Onkel Sarti den Neffen bei der Hand und führte ihn auf den Hauptplatz von Bologna, vor den Palast des Podestà. Dort bewegte sich in höchster Erregung eine jubelnde Menge, und während der päpstliche Protegat gegen Rom zu flüchtete, folgte ihm die siegreiche Revolution bis vor die Tore von Term. Kein Tropfen Blut war vergossen worden, man hatte den Augenblick abgewartet, wo nach dem Tode Leos XII. das Konklave zur Wahl des neuen Papstes versammelt und die ohnedies schwache und verhaßte Exekutive durch die Sedisvakanz noch mehr geschwächt war. In einer prächtigen Karosse sitzend, überbrachte der dreiundsiebzigjährige Marco Minghetti der provisorischen Regierung die Ergebnisse der Geldsammlung, durch welche die Frauen von Bologna ihrer Gesinnung Zeugnis gaben, worauf der Präsident den jungen Abgesandten umarmte und ihn mit prophetischer Zuversicht zu den Hoffnungen des Vaterlandes zählte.

Man weiß, von wie kurzer Dauer dieser patriotische Freudentaumel der Romagnolen sein sollte. Während in jenen Tagen zwei Brüder, die den großen Namen Bonaparte trugen, sich der Revolution durch

Digitized by Google

den Schwur verpflichteten, den der jüngere der beiden, Kaiser Napoleon III eingelöst hat, vermochte die Regierung des Königs Louis Philipp nichts als Versprechungen zugunsten des Prinzips der Nichtintervention zu bieten, dem der Einzug der Österreicher in die Legationen ein schnelles Ende bereitete. Pio Sarti, der mit Gefahr des eigenen Lebens jenes des Kardinals Benvenuti gerettet hatte, wanderte trotzdem zuerst in das kaiserliche Gefängnis nach Venedig und dann ins Exil und sah die Heimat niemals wieder. Seine Schwester Minghetti folgte mit dem jungen Marco nach Paris, wo sie durch ihren großmütigen Wohltätigkeitssinn manchen armen Verbannten der Not bewahrte. „Ah, mes chers Romagnols!“, wiederholte der alte Lafayette den Flüchtlingen bei einer Begegnung, die der junge Minghetti schildert. Kühler blieb Talleyrand, der über Revolutionen nicht weniger wie über alles andere blasiert war und aus Erfahrung wußte, wie viele Schlacken unter das edle Metall auch des Patriotismus gemischt sind. Dieselbe Lehre beherzigte bereits Minghetti, der Anblick so vieler unwürdigen Elemente hat ihn später vor der Versuchung bewahrt, das Heil von Verschwörungen zu erwarten.

Ein Aufenthalt in London legte den Grund zur Vorliebe für England, die Minghetti zeitlebens bewahrte, und sein erstes Buch, „das zum Glück ungeschrieben blieb“, sollte ein Tagebuch dieser Reise sein. Nach Abschluß derselben kehrte Frau Minghetti mit dem Sohn nach Bologna zurück. Dort vervollkommnete dieser die nächsten sechs Jahre auf gründliche und ausgedehnte Studien, die ein vorzüglicher Erzieher leitete, er hielt den jungen Mann an, nicht nur zu lernen, sondern auch zu lehren. Selbst Medizinier, legte er den Nachdruck auf mathematische und naturwissenschaftliche Studien. Die Berührung mit der Literatur vermittelte der von begeisterten Schülern angebene Paolo Costa, ein gelehrter Kenner der klassischen Autoren, der die Tradition von Monti aufrechterhielt, mit Leopardi befreundet war und selbst Frauen, wie Corinna Malaspi, die Übersetzerin Ciceros, und Katharina Ferrucci im Dienst der klassischen Muse schulte. Von Mezzofanti erlernte der junge Minghetti das Englische und bestätigt im übrigen, wie unbedeutend dieser in allem, mit Ausnahme der einen außer-

ordentlichen Sprechengabe, war „piccolo mostro, piccolissimo animo“ Noch vor Vollendung seiner Studien trat Marco Minghetti bereits in Korrespondenz mit dem Historiker Botta und dem Schriftsteller Giordani, er verkehrte mit Rosmini, der in Bologna sich niedergelassen hatte, und ihm schlug das Herz bei den großen Büchern des Tages, den „Paroles d'un croyant“ von Lamennais, Pellicos „Prigioni“ oder Guerazzis „Assedio di Firenze“. Die äußere Atmosphäre war anscheinend ruhig, um so stürmischer gärte es in den Gemütern. Das Leben für Italien hinzugeben, war der Wetteifer unter der damaligen Jugend. Ihm schreibe ich es zu, daß es gelang, uns das Vaterland zu schaffen.“

Der junge Mann, der sich das Zeugnis geben durfte, in ernster Arbeit auf den künftigen Beruf sich vorbereitet zu haben, glaubte die ersten Zeiten der Selbständigkeit am besten durch wiederholte Reisen nach den bedeutendsten italienischen Städten ausfüllen zu können, wo nichts Wissens- aber Sehenswertes seiner regen Teilnahme entging. „Mein Sohn ist der größte Kirchturmdilettant“, pflegte die Mutter zu sagen. Sie spielte auf Minghettis Vorliebe für hohe Aussichtspunkte an. Allein ihre Worte ließen noch eine andere Deutung zu: ihn zog es nicht minder nach den geistigen Höhen. Rosminis Werk über den Ursprung der Ideen war erschienen. Der junge Mann, von Cousin in den Grundsätzen der utilitären Doktrinen geschult, nahm das Buch in der Absicht, es zu widerlegen, zur Hand. Es wachte nicht lange, so warf er die Feder weg und begann, die eigene Unreife erkennend, gründlich Philosophie zu studieren. Aus dem Widersacher wurde ein Jünger Rosminis, für den die Früchte dieser Studien auch auf anderen Gebieten nicht verloren gingen.

Ähnlich wie Cavour und kurz vor diesem begann 1841 auch Minghetti seine schriftstellerische Tätigkeit auf nationalökonomischem Gebiete und zugunsten der landwirtschaftlichen Interessen, unter deren Schutz zu Turin wie zu Bologna politische Kontroversen sich bargen, die in anderer Weise nicht ans offene Licht des Tages dringen konnten. Durch längere Reisen nach der Schweiz, nach Holland und Deutschland wurden diese Interessen gefördert. Ein Aufenthalt im Berner Oberland 1842 führte zur Bekanntschaft

mit dem damals 45jährigen General v. Radowitz, in dem Minghetti, ungeachtet aller Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen, eine der seinen vielverwandte Natur entgegentrat. Zwischen beiden Männern knüpfte sich eine Freundschaft, die nur der Tod gelöst hat.

Das Jahr 1842 war nicht zu Ende, da brauste über das unter trügerischer Oberfläche tiefbewegte Italien ein Geist, der ganz neue Elemente politischer Tatkraft entfesselte.

Zu Brüssel, aus der Verbannung, sandte Gioberti das Buch „Del primato morale e civile degli italiani" in die Welt. Bis dahin war es Mazzini gewesen, der die Parole von London aus gegeben und mit halb mystischer, halb unheilverkündender Beredsamkeit die Anhänger der Giovine Italia zur Verschwörung herangebildet und in Tod und Verderben geschickt hatte. Auch Gioberti war ihm nach England gefolgt und hatte aus eigener Anschauung geleitet, „welch fürchterlicher Ekel, welche todmüde Abspannung sich der Seelen infolge des Experiments von Mazzini bemächtigt hatte". Es ist Minghetti, der so spricht und den unvergleichlichen Erfolg der geistigen Tat Giobertis vor allem dem Umstand zuschreibt, daß er es wagte, die unerträglich gewordenen Fesseln des Mazzinismus zu brechen.[1] Ein unerbittlicher Bußprediger, so trat Gioberti vor das Volk, das im Wahn erhalten wurde, Werke des Umsturzes und der Rache genügten zu seiner Wiederauferstehung.

Der sittlichen Aufgabe, die der katholische Priester und italienische Patriot seinen Mitbürgern stellte, gingen politische Ideen voraus, welche die Geister auch da, wo sie zum Widerspruch herausforderten, mächtig ergriffen. Statt, wie es bisher geschehen, der Demokratie zu vertrauen und den Adel und Klerus, die Fürsten und den Papst vom nationalen Befreiungswerk auszuschließen, legte Gioberti gerade ihnen vor allem die Verwirklichung desselben in die Hände. Die Tradition sollte durch die Freiheit neu belebt, die Zukunft auf dem festen Unterbau früherer Zustände sich erheben. Vor ihm hatten die Italiener vornehmlich auf Hilfe von außen, auf die Mächte des Umsturzes gerechnet.

[1] Marco Minghetti „I miei Ricordi" 3 Vol. 1888.

Gioberti war es, der sie auf sich selbst vereinte, der sie aufforderte, auf vaterländischem Boden die Quellen ihrer Größe, ihrer Kraft und ihres Wohlstandes wieder zu erschließen. Vor diesem Unternehmen sollte das Papsttum nicht mehr das unübersteigliche Hinderniß sein, sondern der Eckstein des ganzen Gebäudes werden. Rom, die Hauptstadt der Orthodoxie, ist der Mittelpunkt der Zivilisation, der vereinigende, schützende Hort der Nationen. Es kann seine Mission erst dann ganz erfüllen, wenn die Christenheit zur Einheit zurückgekehrt sein wird. Seine nächste Aufgabe ist die, den Italienern die nationale Zusammengehörigkeit, Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit wiederzugeben und an die Spitze einer italienischen Konföderation zu treten. Aber Österreich verharrte Gioberti in bezeichnendem Stillschweigen, den italienischen Einheitsstaat für unmöglich erklärend, plädierte er für den Staatenbund, dessen Haupt der Papst, dessen Schwert Piemont sein sollte. In Rom und in Turin mußte sich das Schicksal Italiens entscheiden; den Blick auf das Haus Savoyen gerichtet, erwartete er vertrauend, „daß aus seinem Stamm der Erlöser erstehe."

Angesichts dieser mit glänzender Beredsamkeit entwickelten Doktrinen stand die öffentliche Meinung unter dem Eindruck bewundernden Erstaunens. Da, 1843, und mit einer Widmung an Gioberti, erschienen des Grafen Cesare Balbo „Speranze d'Italia". Der Historiker suchte den Optimismus des Philosophen in Einklang mit den bestehenden Verhältnissen zu bringen. Wie dieser drang er auf die Notwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt, auf das Zusammengehen der Fürsten mit ihren Völkern, er forderte die Gewahrung verfassungsmäßiger Rechte, die Gleichberechtigung Italiens mit anderen Nationen, seine Unabhängigkeit von den Fremden und sprach die Hoffnung aus, in den europäischen Vermittlungen werde einst der Anlaß zur Bekämpfung dieser Unabhängigkeit sich bieten. Mit wahrhaft prophetisch zu nennender Klarheit verwies er bereits auf die orientalische Frage, die wohl am meisten zur Schwächung des österreichischen Einflusses auf der italienischen Halbinsel beitragen werde. Der weltliche Besitz des Papstes sollte nicht vermindert werden. Von seinem Primat zu sprechen, hielt er unter den gegenwärtigen Umständen für ver-

früht und verlangte statt dessen einbringlich von der italienischen Jugend, durch Ausübung christlich-männlicher Tugend auf das Befreiungswerk sich vorzubereiten.

Gioberti hatte gefragt, ob es unrecht genannt werden könne, die Schmach und den Schmerz der Gegenwart in patriotischen Träumen zu vergessen. Silvio Pellico, dem sein Werk gewohnt war, nannte es „una splendida utopia“. Auch Minghettis Wahl konnte nicht zweifelhaft sein; bei aller Anerkennung für die außerordentlichen Gaben Giobertis dünkte ihm Graf Balbo von beiden der sicherste Führer, „offen ohne Heftigkeit, ehrlich ohne Illusionen“. Dem Unterlan Gregors XVI in der Romagna, dem die tägliche Erfahrung immer wieder alle Mißstände des weltlichen Regiments der Päpste nahe legte, fiel es besonders schwer, an die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den politischen Parteien zu glauben. Um so vollständiger wurde er durch den ethischen Wert der Lehren gewonnen, die den edelsten Seiten seines Wesens, den kühnsten Hoffnungen seiner Jugend entsprachen und ihm Aussichten eröffneten, vor denen die Taktik der Sekten und Verschwörungen mehr als je zuvor zur wertlosen Intrige herabsank. Manzoni und Silvio Pellico Azeglio und Grossi, Capponi und Tommaseo, selbst Terenzio Mamiani in mehr wie einer seiner Schriften, weckten Gefühle, die dem nunmehr Fünfundzwanzigjährigen die volle Klarheit über sich selbst, seine Ziele und Wünsche brachten.

Das Zentrum der Emigration war nach wie vor in Paris. Dahin wandte sich auch Minghetti wieder, nachdem er in Turin dem Grafen Cesare Balbo sich vorgestellt und ihr seiner bewundernden Ergebenheit versichert hatte. In der französischen Hauptstadt war es Pellegrino Rossi, der den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Im Gegensatze zu so manchen anderen, den ein großer Ruf vorangina, übertraf der künftige Reformminister Pius' IX noch die Erwartungen des jungen Mannes, der dagegen Heine in seiner äußeren Erscheinung mit dem Bildnis des Judas auf Leonardos Abendmahl vergleicht. Alexander v. Humboldt, der gerade in Paris anwesend war, entwickelte in beredten Worten die Resultate, welche von der großen wissenschaftlichen Erfindung des Tags dem elektrischen Telegraphen, zu erwarten standen,

und sprach begeistert von Italien. Nicht geringer war die Teilnahme der Franzosen an dessen Geschicken. Victor Cousin hatte die Biographie von Santa-Rosa geschrieben, der erblindete Augustin Thierry trug Dichtungen von Giusti vor, der Historiker Mignet war durch geistige Interessen und eine edle Herzensneigung mit der Fürstin Belgiojoso verbunden, die mit dem Rat und der tätigen Hilfe ihrer Freunde Arconati, Collegno, Berchet, Gino Capponi, Massari, die „Gazetta Italiana" vornehmlich in der Absicht gründete, die Schäden des politischen und staatlichen Lebens der Heimat, unbehindert von der Zensur, in einem unabhängigen Organ besprechen zu können. Bevor Minghetti in bezug auf die Zukunft seine Entscheidung traf, ging er noch einmal nach England hinüber, wo er zunächst unter dem Vorwand, Nachrichten aus Italien zu bringen, eine Begegnung mit Mazzini hatte. Auch der persönliche Zauber des Agitators umstrickte den jungen Mann nicht. Über die Notwendigkeit einer Änderung der Dinge waren sich beide mit ihm einverstanden, gingen ihre Wege auseinander, sobald praktische Ziele in Betracht kamen. Die Ideen von Gioberti und Rosmini waren nach Mazzinis Ansicht nur dazu geeignet, den Beifall des nationalen Willens auf viele Jahre hinaus zu verzögern. „Sie werden Italien nicht frommen," sagte er zu Minghetti. „Nun," erwiderte dieser, „so wird wenigstens die Lehre und das Beispiel des Opfers, des Bürgersinnes, der Tugend und Vernunft, welches diese Männer ihm geben, für das Vaterland nicht verloren sein," und er schied von Mazzini, ohne ihn jemals wiederzusehen. Auf der Heimkehr, in Zürich, ging der Wunsch, Gioberti kennen zu lernen, in Erfüllung. Dieser hatte soeben, durch Veröffentlichung der „Prolegomeni del Primato", der Luftschiffahrt zur Eintracht das Zeichen zum Kampf folgen lassen und den Jesuitenorden und die Regierung von Neapel vom Zukunftsprogramm ausgeschlossen, weil er sie beide, nach den letzten Erfahrungen dort und in der Schweiz, für unfähig erklärte, sich den Bedingungen des modernen Staatslebens zu fügen.

Minghetti, der damit den Rubikon für überschritten erachtete, fand seine Vaterstadt bei der Rückkehr dahin unter dem frischen Eindruck der Anwesenheit des Marchese Massimo D'Azeglio

Digitized by Google

Von den Patrioten gerufen, hatte der liebenswürdige Schwiegersohn Manzonis, Künstler, Dichter, Soldat und Staatsmann, die Legationen besucht und damit seine politische Thätigkeit begonnen. Minghetti entsprach der Aufforderung, ihn mit Nachrichten über die hermetischen Zustände zu versetzen, begegnete ihm kurz darauf in Florenz, wo beide Männer sich in Freundschaft miteinander verbanden, und im selben Jahre 1846 erschienen D'Azeglios „Ultimi casi di Romagna". Durch die letzte dort niedergeschlagene Erhebung veranlaßt, caracterisiren sie alle vereinzelten Versuche schwacher Minoritäten, die Masse des Volkes mit sich zu reißen, weil zugleich nutzlos, unheilvoll und gefährlich. Es erscheine kindisch, die italienischen Fürsten als Tyrannen zu schildern, wenn auch die Sorge um die eigene Erhaltung sie zu Maßregeln verleite, die ihr individuelles Gewissen verurteile. Nicht am Abstellung einzelner Mißbräuche handle es sich in Italien, sondern um die Befreiung des Ganzen, für das noch lange nicht genug gelitten, nicht genug geopfert worden sei. Nach einer derben Schilderung der Mißwirtschaft des geistlichen Regiments in der Romagna schrieb der Verfasser, zur Regierung gewendet: „Entweder ist das, was Ihr an den Strafgerichten Gottes in einem anderen Leben schreckt, unwahr, dann sind auch meine Worte thöricht, und Ihr habt recht, um dieselben Sach nicht zu kümmern. Oder das, was Ihr lehrt, ist wahr, und Ihr selbst seid überzeugt, daß Gott einst Rechenschaft von Euch fordern und zu Euch sprechen wird: ‚Ich habe Euch ein Amt gegeben, was habt Ihr mit ihm getan?'" Diese Schrift von D'Azeglio war es, die Karl Albert zur historisch gebliebenen Äußerung veranlaßte, man möge sich gedulden, noch sei die Stunde nicht da, allein sie werde kommen, wo sein Leben, das seiner Söhne, sein Heer, sein Staatsschatz der italienischen Sache gehören sollten.

Während das in Turin vorging, verfocht Minghetti in den italienischen Agrargesellschaften und in der Zeitschrift „Il Felsineo" die Prinzipien des Freihandels, er war in voller Thätigkeit, als die Nachricht von dem Tode Gregors XVI. in Bologna eintraf. Wenige Tage später ging von dort eine Petition an das Kardinalcollegium, worin die dringendsten Reformen aufgezählt und erbeten wurden.

An der Spitze der Unterzeichner stand als Redakteur Marco Minghetti, und nach bloß dreitägigem Konklave, dem kürzesten seit fast dreihundert Jahren, bestieg Kardinal Mastai nunmehr als Pius IX. den päpstlichen Thron.

Der ersten Kundgebungen seiner Regierung, der Amnestie, durch welche, seinen eigenen Worten nach, „der durch das alte System hervorgerufene Haß gegen das Papsttum verröhnt, das Alte durch das Neue ergänzt und wieder gut gemacht werden sollte,“[1]) der überschwänglichen Erwartungen, die sich an seine ersten Reformen knüpften, kann hier nicht eingehend gedacht werden. An der Spitze von Minghettis Zukunftsprogramm stand die Säkularisation der Verwaltung, im Spätherbst 1846 wurde er als Wortführer der Reformpartei für kurze Zeit nach Rom geschickt und vom Papst empfangen, der ihn frei reden ließ, die Durchführung des gleichen Gesetzes für alle versprach, jedoch vor übertriebenen, in seine Person gesetzten Hoffnungen warnte. Die Einsetzung eines neuen Kriminalgerichtshofes unter Zuziehung von Laien, die Berufung von Kommissionen zur Verbesserung der gesamten Gesetzgebung und Verwaltung, die bisher verweigerte Bewilligung zum Bau von Eisenbahnen waren bereits erfolgt oder in Aussicht gestellt. Dennoch mahnten eine Unterredung mit dem unfehlbaren Staatssekretär Gizzi und die Wahrnehmung, daß in der nächsten Umgebung des Papstes der heftigste Widerstand gegen seine reformatorischen Absichten zu gewärtigen war, den besorgten Minghetti an das Wort von Rossi: „Le Pape a gaspillé un trésor de popularité.“

Es folgte für Minghetti ein Jahr rastloser Tätigkeit in Bologna, wo er Zeitungsredakteur an der Spitze des „Felsineo“, das ein politisches Blatt geworden, Bürgergardist, Vorstand von Vereinen und Spitälern war, endlich auf dem Felde, wo der wahre und eigentliche Beruf seiner wartete, auf der Rednertribüne, wo er eigentlicher Führer der Bewegung wurde. In dieser Eigenschaft erzielte er seinen ersten durchschlagenden Erfolg bei der Begrüßung von Richard Cobden in Bologna, im Mai 1847. Kurz darauf, in einem Dankschreiben an den italienischen Freund, tat dieser die

[1]) S. Graf Ujedom, Politische Briefe und Charakteristiken, 1849 S. 251.

Äußerung, den Gedanken an ein einiges, von einem einzigen Souverän regiertes Italien, betrachte er als einen Kindertraum er befürworte die Gründung des italienischen Zollvereins.

Fast gleichzeitig erschien die unter den Augen des Papstes verfaßte Schrift D'Azeglios, „Proposta di un Programma per l'opinione nazionale italiana", die im Anschluß an die Ideen von Balbo die enge Verbindung zwischen den Fürsten, durch greifende Reformen und sittliche Erhebung befürwortete. Es blieb nicht bei bloßen Worten, denn am 14. April hatte ein Edikt des Kardinalstaatssekretärs Gizzi die Wahl aus Notabeln aus den Provinzen zu einer Staatskonsulta verfügt, am 14. Juni folgte die Einsetzung eines Ministerrats, am 17. Juli erhielt Minghetti die Nachricht, daß der Papst ihn und Silvani, einen erprobten Patrioten, zu Vertretern von Bologna in die Konsulta berufen habe. Am darauffolgenden 15. November stellte Kardinal Antonelli die Mitglieder der neuen Versammlung dem Papste vor, der auch dieses Mal in einschränkenden Worten den Festjubel dämpfte. Es sollten sich, sagte er, keine Erwartungen, als ob die neue Institution die Grundlagen der päpstlichen Souveränität erschüttern könne, an ihre Einführung knüpfen. Man legte die Rede dahin aus, daß Pius IX jede Möglichkeit einer konstitutionellen Regierung ablehne. Am nächsten Tag, da bekannt wurde, daß die Konsulta der Dankadresse an den Papst eine Art von Reform- oder Regierungsprogramm hinzuzufügen beabsichtige, wurde Minghetti von Pius IX zur Audienz befohlen. Die Rechte des Heiligen Stuhles, sagte derselbe im Lauf einer langen Unterredung, dürfen nicht geschmälert werden; ich behalte mir vor, die Vorschläge der Konsulta nach eigenem Ermessen gutzuheißen oder abzulehnen, sie ist nur eine beratende Versammlung. Eben deswegen muß sie frei sein, ihre Ansichten auszusprechen, ermahnte Minghetti. Als er hierauf etwas erwiderte, ermutigte ihn der Papst aufs freundlichste, seine Meinung rund heraussagen, worauf der Deputierte von Bologna auf der Notwendigkeit der Publizität für die Verhandlungen der Konsulta bestand. Nur so lasse sich ihr eigentlicher Zweck, den Bedürfnissen und Wünschen der Bevölkerung Ausdruck zu geben, überhaupt erreichen.

Einige Tage später erschien im offiziellen „Diario di Roma“ die Adresse der Konsulta an den Papst, die Pellegrino Rossi, damals noch Botschafter Frankreichs beim Heiligen Stuhl, ein Meisterwerk nannte. Ihr Verfasser war Minghetti, dem Alessandro Manzoni das gleiche Lob wie Rossi zollte. Unter den Maßregeln, die sie empfahl, war Einführung von Munizipal- und Provinzialräten die Grundlage aller künftigen Reformen genannt und damit neuerdings die Beteiligung des Laienelements an der Regierung begehrt. Über die erste Berührung der Praxis mit der Theorie im veralteten Räderwerk der päpstlichen Verwaltung gibt Minghetti die zum Teil ergötzlichsten Beispiele, dieses unter anderen, wie allen Einwanden zum Trotz die Organisation einer päpstlichen Streitmacht an der Forderung scheiterte, die Leute zum Zölibat zu verpflichten. Was damals erreicht wurde, war nicht die Frucht reiflicher Erwägungen, sondern das Resultat plötzlicher Stimmungsänderung, dem Applaus und den Ovationen wurde heute gewährt, was man gestern nach erleuchteten Ratgebern verweigert hatte. So brach das Jahr 1848 an. „Gott segne Italien ..... Verlangt nicht von mir, was ich nicht gewähren darf,“ sprach der Papst vom Balkon des Quirinals am 10. Januar zur Menge, die unter Jubel und Tränen ihn grüßte. „Noch eine solche Rede, und er ist verloren,“ sprach Rossi zum gleichfalls anwesenden Minghetti. In aller Mund waren Baldas Worte an Pio Nono:

„Tu non ci maledici, tu sei figlio
Di nostra età, e l'intendi e la secondi,
Perdura e avanza!“

Da brachen zwei Ereignisse von schwerwiegendster Bedeutung herein: die Gewährung der Verfassung in Neapel und die Februarrevolution in Paris. Minghetti verstand den König Ferdinand dahin, daß er durch den kühnen Frontwechsel der Reformperiode in Italien ein Ende machen und die Revolution herausfordern wollte. Pius IX. beklagte den Sturz des Julithrones nicht. Er erwartete von der Republik mehr Achtung für die Rechte der Kirche und glaubte sich durch die von ihm selbst eingeschlagene Richtung gegen revolutionäre Anschläge völlig geschützt. Er be-

griff es nicht, warum Minghetti so sorgenvoll in die Zukunft blickte. Der große liberale Kanzelredner des Tages, Ventura, hielt den Augenblick für gekommen, eine römische Konstitution zu diskutieren und nannte in einer Flugschrift das Kardinalskollegium dessen vorbestimmte Parlamentskammer. Zu einer Antwort, die Venturas Vorschlag verwarf, kam Minghetti auf die Notwendigkeit zurück, die geistlichen von den weltlichen Angelegenheiten auch bei der Regierung des Kirchenstaates zu trennen. Der Papst hatte bereits vier Laien ins Ministerium berufen. An der Spitze der Polizei stand der oft und viel genannte geistreiche Prinz von Teano, Don Michele Caetani, später Herzog von Sermoneta. Er mißverstand seine Aufgabe gänzlich, und der Posten wurde Minghetti angetragen, der ihn ausschlug. In langer Unterredung mit dem Papst erklärte er sich dahin, daß nur ein homogenes Ministerium und die Kenntnis der Intentionen Sr. Heiligkeit in bezug auf die zu gewährende Verfassung die nötige Sicherheit gegen die wachsende Gefahr der Situation bieten könnten. Eine Liga der italienischen Fürsten und die Beschaffung der finanziellen Mittel zur Bildung eines kriegstüchtigen Heeres bezeichnete er als nächste und dringendste Aufgabe des neugebildeten Ministeriums.

Der Papst widersprach nicht, er schien auch jetzt noch nicht ernstlich beunruhigt und bestand nur darauf, daß die Gewährung der Verfassung ausschließlich von der geistlichen Autorität ausgehen müsse, um die Welt von der Freiheit ihres Entschlusses zu überzeugen. Obwohl auf diese Worte die Absicht Minghettis, wenigstens über die Grundzüge der künftigen Konstitution unterrichtet zu werden, vollständig vereitelt wurde, veranlaßten ihn vornehmlich Gründe der Loyalität gegen den Papst, dennoch am 10. März in das neugebildete Ministerium zu treten, dem Kardinal Antonelli präsidierte. Er glaubte den Kardinal damals aufrichtig entschlossen, seine Kollegen zu unterstützen, weil die Weltlage eine solche war, daß liberale Maßregeln die einzige Rettung aus dem über Europa hochbrausenden revolutionären Sturm blieben.

Minghetti übernahm die öffentlichen Arbeiten und fand unter den römischen Intendanten ausgezeichnete Kräfte, die ihm gestattet hätten, an ernste Aufgaben zu gehen, wenn während der fünfzig

Tage seiner Verwaltung überhaupt Zeit zu Werken des Friedens sich gefunden hätte. So aber brachte jeder neue Morgen Kunde von Erhebungen auf allen Punkten Nord- und Mittelitaliens, die den unvermeidlich gewordenen Krieg mit Österreich in den Vordergrund der politischen Erwägungen stellten. Am 13. März wurde dem Ministerrat das Statuto mitgeteilt, wodurch Pius IX. in die Reihen der konstitutionellen Fürsten trat. Ein Diskutieren einzelner Punkte erschien ausgeschlossen, weil der jetzt selbst aufs höchste erregte und unschlüssig gewordene Papst Schutz und Stärke in Ausübung seiner geistlichen Verpflichtungen auch in der mystischen Frömmigkeit suchte, die später zur Signatur seines Pontifikates wurde. Minghetti erzählt, eines Abends sei die Sitzung des Ministerrates deswegen unterbrochen worden, weil der Papst beim Anblick des eben am Himmel sichtbaren Kometen ans Fenster eilte, dasselbe weit öffnete und, auf die Knie sinkend, laut zum Himmel flehte, er möge gnädig die Strafen abwenden, die das Geschick verkünde. Es trug zu dieser Stimmung bei, daß unter dem römischen Volk seiner unbeliebtesten Sturm gegen die Jesuiten sich vorbereitete, der den Kardinal Antonelli veranlaßte, ihre Entfernung aus der Hauptstadt so rasch und unbemerkt wie möglich zu bewerkstelligen. Im Herzen des Papstes jedoch blieb noch da an das Gefühl, er habe gegen den Orden etwas gutzumachen, Minghetti hörte denn auch ohne Erstaunen in den Tagen von Gaëta von der Macht und dem Einfluß, den die Gesellschaft Jesu über Pius IX. gewonnen hatte.

Indessen drängte die Notlage der Finanzen zu einer vom Papst ohne Widerrede bewilligten Maßregel, nämlich zur hypothekarischen Belastung von Kirchengütern, die der Vorgänger im Amt, Kardinal Morichini, verweigert hatte und die der neue Finanzminister, Fürst Simonetti, durchführte. Am 21. April rief in Rom die Kunde von der siegreichen Insurrektion in Mailand unbeschreibliche Begeisterung hervor und bewog Pius IX., ein aus regulären Truppen und Freiwilligen bestehendes Operationskorps unter den Befehlen des Generals Durando, an die lombardisch-venezianische Grenze abgehen zu lassen. Im Stab des kommandierenden Generals befand sich unter anderen Massimo d'Azeglio. Es war nichts weniger als der Krieg gegen die Fremden, gegen Österreich, in dessen Gebiet

die Truppen Karl Alberts eingebrungen waren, für den die Zustimmung des Oberhauptes der Kirche gewonnen werden sollte, aus Neapel waren bereits Kommissäre eingetroffen, um darüber mit der päpstlichen Regierung zu verhandeln. Unter diesen befand sich Ruggiero Bonghi, der spätere Minister und Historiker, den Minghetti bei dieser Gelegenheit kennen und schätzen lernte.

Das Höchste, was seine Kollegen und Gesinnungsgenossen zu erreichen hofften und was unter den gegebenen Umständen sich erreichen ließ, war das Zusammenwirken der päpstlichen mit den piemontesischen Truppen, unter Führung des Königs von Sardinien, wodurch der Papst der Verantwortung überhoben wurde, die kriegerische Aktion gegen eine katholische Macht zu eröffnen, die ihn in den peinlichsten Konflikt mit der Pflicht und Stellung des Oberhauptes der katholischen Welt bringen mußte. Daß er's so empfand, war seiner Umgebung längst kein Geheimnis mehr, seine Rattosigkeit wurde überdies täglich und stündlich von der reformfeindlichen Partei zu ihren Gunsten ausgebeutet. Minghetti, der im Verein mit dem Kriegsminister, Fürsten Aldobrandini, und seinem persönlichen Freund dem Handelsminister Grafen Pasolini, an den Papst drang, er möge seinen Truppen den Übergang über den Po gestatten, erhielt zwar zustimmende Worte, aber keinen direkten Befehl [1]). Da plötzlich drang die Kunde von der Proklamation in Rom ein, die Massimo d'Azeglio dem General Durando in die Feder diktiert hatte, darin wurde der Krieg gegen Österreich „der Kreuzzug" genannt, den der Papst im Namen der Italisation gegen die Barbaren begann.

Das einzige Dokument, auf das Durando sich berufen konnte, war ein mit päpstlicher Approbation geschriebener Brief Aldobrandinis an den General, der ihn bevollmächtigte, „zu tun, was er für die Ruhe und das Wohlergehen des Kirchenstaates gut und nützlich erachte." Nichts rechtfertigte die Sprache D'Azeglios.[2]) Der Papst geriet außer sich während er los, welche Worte gegen „die Kroaten Radetzkys", gegen „wilde Horden von Mördern und

[1]) Selections „Memorie" S. 35 u. ff.

[2]) Massimo d'Azeglio „I miei Ricordi" E. Rendu, „L'Italie de 1847 à 1865 Correspondence politique de M.-d'Azeglio." Visconti „La politica di"

Missetätern" von ihm auf die Lippen gelegt hatte. Vergebens beschwor ihn jetzt das konstitutionelle Ministerium in einer Gesamteingabe mit der Unterschrift seines Präsidenten Antonelli an der Spitze, er möge seinen Willen kundgeben und sagen, ob er Krieg, ob er Frieden wolle, oder wenigstens zur Erklärung sich verstehen, daß es nicht in seiner Macht liege, den Krieg zu verhindern. „Seid ruhig, Ihr werdet zufrieden sein," war alles, was die verfassungsmäßigen Ratgeber Pio Nonos von ihm hörten, wie seine übrigen Auditionen lesen sie das Weitere in der Allokution, die in der „Gazetta di Roma" veröffentlicht wurde.

Der Papst hatte über den König, den Pope-Rè gesiegt und den Krieg abgelehnt. Das geschah am 29. April, am Abend desselben Tages nahm das Ministerium seine Entlassung. Am nächsten Morgen wurden seine Mitglieder von Pius IX. empfangen. Er sprach mit Betrübnis von ihrem Entschluß, sie seien für die Allokution nicht verantwortlich, bemerkte er unter anderem, und hätten wohl nicht mit genügender Aufmerksamkeit die Stelle in derselben gelesen, wo es heiße, daß, wenn unter den päpstlichen Untertanen solche sich befänden, die dem Beispiel anderer Italiener nicht zu widerstehen vermöchten, er, der Papst, ihren Eifer nicht zurückzuhalten imstande sei. Die Minister suchten ihren konstitutionellen Standpunkt auseinanderzusetzen. Mit bewegter Stimme redete Minghetti ihn an: „In wenigen Stunden werden die Räuber gegen die Allokution protestierend, uns dem Willen Seiner Heiligkeit aufnötigen und damit zur Empörung gegen den Souverän schreiten. Nimmermehr werde ich einem derartigen Ruf gehorchen. Bisher habe ich meine Pflicht mit voller Hingebung und Loyalität erfüllt. Wenn mein Gewissen mir sagt, daß ich es auf dem neuen Wege, den Seine Heiligkeit vorgezeichnet haben, nicht mehr kann, so werde ich doch niemals in die Reihen des Gegners übertreten." Mit Tränen in den Augen sah der Papst ihn an. „Er hat später mein Verhalten verurteilt," schließt Minghetti, „obwohl ich meinem damaligen Versprechen treu geblieben bin. Wenn er aber dennoch, wie mir oft versichert wurde, stets ein gewisses Wohlwollen für mich bewahrte, so danke ich es der Erinnerung an jene Stunde."

Am nächsten Morgen bot Rom ein trauriges Bild. Das Volk tobte in den Straßen; Redner, die sich wohl hüteten, in Augenblicken der Gefahr zur Stelle zu sein, predigten Krieg und Aufruhr. Römische Fürsten, die Vertreter der ältesten Geschlechter, kamen blaß und zitternd zu den demissionierten Ministern, verlangten Haftbefehle gegen Unschuldige und das Staatssiegel zur Vollziehung der ungesetzlichsten Maßregeln. Unter dem Schein von Patriotismus bargen sich die niedrigsten Leidenschaften, das Briefgeheimnis wurde verletzt, ein Kollege Minghettis Galletti entzog sich den Verpflichtungen eines Ehrenmannes durch vorgebliche Flucht und tauchte im nächsten Ministerium wieder auf. Minghetti, von Zorn und Ekel erfaßt, trat zu wiederholten Malen der Menge beherzt und erfolgreich entgegen, er unterstützte den Gedanken, den Papst zu veranlassen, nach Mailand zu gehen, dort zwischen Österreich und Italien zu vermitteln, auf diese Weise der italienischen Sache zurückgegeben und gleichzeitig der Rückwirkung des revolutionären Treibens in Rom entzogen zu werden. Dieser Gedanke verwirklichte sich vornehmlich deshalb nicht, weil der Vertreter der Mailänder provisorischen Regierung beim Heiligen Stuhl, Piazzoni, Schwierigkeiten machte und Bedenken erhob und die anfänglich dem Projekt günstige Stimmung des Papstes darüber ins Wanken geriet. So entschloß er sich denn zu jener Proklamation, in der er noch einmal „zur nie verlassenen nationalen Sache" sich bekannte, und zur Berufung des liberalen Ministeriums, das Graf Terenzio Mamiani präsidierte, ein Teilnehmer am Aufstand vom Jahre 1831 und von Pius IX. in der Amnestie mit inbegriffen, die sein Pontifikat einleitete.

Bereits am folgenden Tag, 3. Mai, verließ Minghetti, dessen offizielle Tätigkeit zu Ende war, die Stadt Rom, um sich ins Feldlager, zu Karl Albert zu begeben. In Florenz empfing ihn der Großherzog mit den Worten, es bleibe nur die Wahl, österreichischer oder italienischer Fürst zu sein: die seinige sei getroffen, er bleibe italienischer Fürst. In Bologna sah Minghetti die geliebte Mutter wieder, er sagte ihr, wohin sein Weg ging. „Ich verstehe dich", erwiderte sie und gab ihm ihren Segen.

Zu Somma Campagna, wenige Meilen von Verona, befand

sich das Hauptquartier Karl Alberts. Man erzählte sich im Lager, der blasse, hagere, ernste Mann, der nie lachte und die savoyische Krone trug, habe einen Bußgürtel auf dem bloßen Leib und bereite sich durch Fasten und Vigil zur Schlacht. Unzweifelhaft waren sein Mut vor dem Feind, seine Unbiegsamkeit im Rat, seine bis zur Härte gesteigerte Strenge gegen beide Söhne, von denen der älteste, Viktor Emanuel, Herzog von Savoyen, für einen Taugenichts galt, während der ungleich anziehendere Herzog von Genua durch seine seltene militärische Begabung zur Hoffnung berechtigte, in ihm werde das Heldengeschlecht seines ritterlichen Geschlechtes wieder aufleben. Den Piemontesen in des Königs Umgebung und an der Spitze des Heeres zollt auch Minghetti die Anerkennung daß es ehrenhafte, tapfere Männer waren, ihre Schulung und Bedeutung jedoch blieben weit unter der ihnen gestellten Aufgabe. In der bunt genug zusammengewürfelten politischen Welt, die Minghetti in Rom verlassen hatte, befand kein Mangel an Illusionen aller Art. In anderer Form zwar, aber kaum in geringerem Grade fand er sie unter den Fahnen Karl Alberts wieder. Der bloße Gedanke an Anrufung französischer Hilfe wäre dem klemen Heer wie ein Verrat an der nationalen Sache erschienen. Ungeduldig genug wartete man auf die Neapolitaner auf die Römer, auf Zuzüge aus allen Teilen der Halbinsel, die nur langsam und in ungenügender Zahl erschienen, allein am endlichen Sieg der italienischen Waffen zweifelte man doch nicht; im nahen Verona jedoch erregten die lächerlichen Herausforderungen der Presse die Heiterkeit des greisen Feldmarschalls Radetzky, der seine Gegner zu genau kannte, um sie zu überschätzen.

Mit dem Wunsch, in ein Kavallerieregiment zu treten, war Minghetti ins Lager gekommen. Statt dessen versetzte ihn Karl Albert mit dem Rang eines Hauptmanns in den Generalstab, wo durch einen glücklichen Zufall Alfonso La Marmora sein Chef, Lehrer und Berater wurde. Die erste schlimme Wendung trat ein, als der König von Neapel in seiner Hauptstadt den Ausbruch einer revolutionären Bewegung von geringer Bedeutung zum Vorwand ergriff und seine Truppen zurückbeorderte, bevor sie den Po überschritten hatten. Dieser Zwischenfall gestattete dem öster-

reichischen Führer, General Nugent, mit seinem Korps zu Radetzky zu stoßen. Was nun folgte, gehört der Kriegsgeschichte von 1848 an, die Minghetti mit manchen Einzelheiten und persönlichen Erlebnissen bereichert. Am Tag von Goito erhielt er die Feuertaufe und wurde, bevor der Abend herenbrach, vom König seines tapferen Verhaltens wegen belobt. Er befand sich in zuversichtlicher, erregter Stimmung und bemerkte mit Staunen, daß Karl Alberts starre, unbewegliche Züge nichts von ähnlichen Empfindungen nach Ausgang einer Schlacht verrieten, deren Ergebnisse ihm günstig gewesen waren. Der König behielt recht, der Erfolg blieb vereinzelt. Einen Teil der Schuld schrieb Minghetti auch hier der Agitation Mazzinis zu, der Verfassungsfragen aufwerfen ließ, während der Feind vor den Toren der lombardischen Städte stand, und die Republik predigte, während der nationalgesinnte König den Kampf gegen den weit überlegenen Gegner so gut wie allein mit seinen Piemontesen weiterführen mußte, da auch das Korps päpstlicher Freiwilliger und regulärer Schweizer Truppen unter General Durando sich wenigstens vorläufig auflöste. Die Kapitulation von Vicenza, das er verteidigt hatte, war nämlich unter der Bedingung abgeschlossen worden, daß Durandos Truppen innerhalb des Zeitraums von drei Monaten nicht gegen Österreich verwendet werden sollten und so gingen die Leute nach Rom zurück, „um sich zu Hause seinen zu lassen und im Verein mit der dortigen Demagogie neue Komplikationen und die Anarchie vorzubereiten". Eine eilige Mission Minghettis nach Bologna, Ende Juni, um den päpstlichen Legaten, Kardinal Amat zu vermögen, einen Teil dieser Truppen im Venezianischen und Modenesischen zu verwenden, hatte keinen Erfolg, weil die Schweizer darin eine Verletzung ihrer Kapitulation sahen und den Gehorsam verweigerten.

Empfindlicher noch wirkten die Enttäuschungen, die Minghetti nach seiner Rückkehr zum Heer erfuhr. Die blutige Niederlage bei Custozza nützte den König, Friedensverhandlungen einzuleiten. So hart auch die Bedingungen Radetzkys waren, kehrte Karl Alberts Unterhändler, La Marmora, mit der schmerzlichen Überzeugung aus dem österreichischen Hauptquartier zurück, es bleibe keine andere Wahl, man müsse das Unvermeidliche über sich er-

gehen lassen. Sein Rat fand kein Gehör; man ging den Katastrophen der Augusttage entgegen, die Minghetti, bei Custozza zum Major befördert, in unmittelbarer Nähe des unglücklichen Monarchen verlebte, der sich mit Todesverachtung dem mörderischsten Feuer aussetzte und eine Kugel willkommen geheißen hätte.

Das Zentrum der piemontesischen Stellung, Mailand selbst, war auf die Probe äußersten Widerstandes gegen die österreichische Armee durchaus nicht vorbereitet, das verhinderte die Mailänder nicht, die Anklage des Verrates gegen die Piemontesen zu erheben, sobald es ruchbar wurde, daß die Übergabe der Stadt, die unter den gegebenen Umständen nicht verteidigt werden konnte, beschlossene Sache war. Den 5. August an dem unter dem Toben der Volksmengen, der König insultiert und in seiner Person bedroht und seine Offiziere in den Straßen von Mailand des Lebens nicht mehr sicher waren, nennt Minghetti den schmerzlichsten Tag seines Daseins. Vergebens erbat sich der Herzog von Genua als Geisel in der Stadt zu bleiben und dadurch die in der Kapitulation bedungene Sicherheit der Personen und des Eigentums zu verbürgen. Die wütenden Massen, denen seine edle, ruhige Haltung einen Augenblick imponiert hatte, fuhren fort, unter Drohungen und Verwünschungen den Palast Greppi, in dem Karl Albert sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und an den jetzt Feuer gelegt werden sollte, zu umzingeln. Erst abends zehn Uhr gelang es dem Obersten Le Marmora mit seinen Verfolgern, den König zu befreien. Unter dem Läuten der Sturmglocken, in der dunklen und vom Feuerschein der Brände aufgehellten Nacht durchschritt Karl Albert, von seinen berittenen Stab gefolgt, zu Fuß die verbarrikadierten Straßen, bis er bei der Porta Vercellina einen Teil der Truppen aufgestellt fand, zu Pferd stieg und an ihrer Spitze den Weg gegen den Ticino einschlug. Noch ganz zuletzt war vom Dach eines Hauses auf ihn geschossen worden.

Der Rückzug glich einer Flucht. Von Mailand bis Mogenta war die Heerstraße mit Emigranten bedeckt, die mit den Ihrigen auf piemontesischem Boden Schutz vor den Vergeltungen des Siegers suchten. Den Tagesbefehl des Königs an sein geschlagenes Heer redigierte Minghetti. Er war vom 7. August 1848 aus Vigevano

Digitized by Google

datiert, der heiligen Sache der italienischen Unabhängigkeit wurde darin noch einmal Treue gelobt und ihre gerechten Hoffnungen auf die Zukunft gelenkt. Nach Abschluß der Konvention vom 10. August, der ein sechswöchentlicher Waffenstillstand folgte, verabschiedete sich Minghetti von seinem Kriegsherrn und begab sich auf Urlaub nach Bologna.

Obwohl er das dreißigste Jahr nicht zurückgelegt und infolgedessen zwar Minister Seiner Heiligkeit, keineswegs jedoch Deputierter sein konnte, hatte ihm seine Vaterstadt bereits im Juni ein Mandat für das römische Parlament gegeben. Ein Ministerportefeuille wurde ihm im Verlauf des Sommers von Rom aus zu wiederholten Malen in Aussicht gestellt, weil das Kabinet Mamiani sich mehr und mehr unhaltbar erwies und der Papst selbst dringend nach anderen Ratgebern verlangte. Allein die Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, und inzwischen tat Minghetti seine Soldatenpflicht und blieb im Lager Karl Alberts für die politischen Ideen tätig, von denen er das Heil für sein Vaterland erwartete. Nach wie vor war die Herstellung einer italienischen Konföderation das Ziel seiner patriotischen Wünsche, er glaubte es in erreichbare Nähe gerückt, nachdem im Juli ein Mann von der Bedeutung Antonio Rosminis sich fand, um in besonderer Mission nach Rom zu gehen und dort noch einmal um die Zustimmung des Papstes und seinen Beitritt zu einem italienischen Staatenbund zu werben.

Don Antonio Rosmini war Priester und Ordensstifter und durch die Heiligkeit seines zurückgezogenen, gottgeweihten Lebens gegen jeden Verdacht persönlichen Ehrgeizes gefeit. Seine philosophischen Werke sicherten ihm den ersten Rang unter den Denkern der Nation. Sein Patriotismus und seine Liebe zur Kirche sagten ihm, daß der Kampf gegen die Fremden, den die Italiener von den Alpen bis Sizilien wollten und gerecht fanden, über die zukünftige Lage des Papsttums in Italien in der einen oder anderen Weise entscheiden mußte. Seiner Ansicht nach wurde der Krieg gegen Österreich lediglich im Interesse der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Nationalität gegen die Macht geführt, die diese Güter geschädigt hatte. Weigerte sich Pio Nono, der weltliche Souverän, für die verletzten Rechte seines Volkes einzutreten und

verpflichtete er sich statt dessen der Anschauung, dem Oberhaupt der Kirche sei überhaupt jede Teilnahme auch am gerechtesten Kampf untersagt, dann bewies er eben damit die Unvereinbarkeit der beiden Gewalten, und vollzog tatsächlich seine Abdankung, eine Folgerung, die mit der Tatsache rechnete, daß Pius IX sich einfach verpflichtet hatte, die weltliche Macht der Kirche zu erhalten. Bleibt er unbeteiligt am Kampf für die nationale Unabhängigkeit, so wird er im Fall der Niederlage für dieselbe verantwortlich gemacht und der Triumph der Mazzinianer vorbereitet, die das Papsttum hassen und die Errichtung einer einheitlichen Republik erstreben. Ein ohne ihn erfochtener Sieg wird dem Papsttum aber nicht zugute kommen, sondern die inneren Schwachen und Schäden seines Regierungssystems um so fühlbarer machen, als er die nationalen Aspirationen bitterer enttäuscht haben wird. An die Anrufung fremder Mächte, die Gott verhüten wolle, ist nicht zu denken. Nicht wirksamer würde sich die Anwendung geistlicher Waffen angesichts der Erhebung eines Volkes, das sich in seinem Rechte glaubt, erweisen. Sie würden schneller und vollständiger wie die weltlichen Schutzmittel versagen. Man spreche nicht von des Papstes Verpflichtungen gegen Österreich. Seine nächste Pflicht schuldet er dem Haupt, nicht den Gliedern; es gilt vor allem, Italien vor dem unseren Schisma zu bewahren. Sollte, was wahrscheinlich, ja fast unvermeidlich ist, seine Vermittlerrolle zwischen den beiden Ländern scheitern, dann würde ein weitblickender Staatsmann mit einem anderen Rat an ihn herantreten: der Papst werde der Beschützer der Nationalitäten! Einer seiner Vorgänger, Pius VII, hat 1815 gegen die Aufhebung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation protestiert. Pius IX. unterstütze seine Wiederherstellung und könne erst in Frankfurt den katholischen Kaiser aus dem Hause Habsburg.

So sprach ein nicht nur treuer, sondern ein begeisterter Anhänger des Papsttums. Sein prophetischer Blick in die Zukunft, die Großartigkeit seiner Vorschläge erscheinen um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß um dieselbe Zeit Patrioten wie unter anderen Minghetti offen eingestanden, Italien gehe durch seine eigene Blindheit zugrunde. „Italienische Regierungen", schrieb

Digitized by Google

er damals seinem vertrautesten Freund, dem Grafen Pasolini, „haben alles, Ehren, Gold, Waffen verschwendet und dennoch nicht einen Kämpfer gestellt. Unehrlichkeit, Dünkel und alle Ausschreitungen haben während der letzten Monate erschreckend zugenommen, die Äußerungen der Tagespresse sind ein Denkmal der Schande, das späteren Zeiten zum Ärgernis gereichen wird. Ein Volk im politischen Sinne des Wortes existiert in Italien nicht, den Begriff der Nationalität kennen nur die gebildeten Schichten der Gesellschaft. . . . An die Fortführung des Kriegs glaube ich nicht, doch an der Sache meines Landes will ich dennoch nicht verzweifeln, sondern fest darauf vertrauen, daß der Zukunft die Früchte zufallen werden, die die traurigen Erfahrungen der Gegenwart für sie zeitigen." In dieser nahezu verzweifelten Lage blieb jeder Versuch zur Herbeiführung der italienischen Einheit der Umsturzpartei überlassen. Sie allein verstand sie um den Preis anarchischer Zustände zu schaffen und die Wiederaufrichtung der Nationalität mit der Entsittlichung des Volkes zu erkaufen.

Die Reformpartei dachte anders. Das Ergebnis ihrer staatsmännischen Weisheit sprach nach wie vor zugunsten der geistigen und sittlichen Regeneration der Individuen auf dem festen Grundlagen einer besseren Erziehung und ihrer Heranbildung zu politischer Mündigkeit durch die Einführung verfassungsmäßiger Zustände unter dem Schutz der verbündeten Fürsten. Im Licht der Zeitereignisse betrachtet, war die ursprüngliche Politik des Risorgimento durchaus keine Utopie. Im Namen der Nationalität verpflichtete sie auch die widerstrebendsten Elemente zur Reform und überbrückte den Abgrund, der sich zwischen den erhaltenden und den zerstörenden Mächten Italiens auftat. Antonio Rosmini, einer der vornehmsten Träger dieser Politik, hatte bereits im März 1848 das Konstitutionsprojekt, dessen leitende Gedanken er seit 1827 mit sich trug, endgültig fertiggestellt. Im Mai hatte er seine bereits erwähnten Ratschläge über die Mission des Papsttums in zwei Briefen an den Kardinal Castracane zusammengefaßt. Dieser unterbreitete sie dem Papst, der den Wunsch aussprach, Rosmini in seiner Nähe zu sehen. Der Krieg war damals bereits in vollem Gang, das Bündnis zwischen Rom, Florenz und Turin

aber immer noch nicht geschlossen, und zwar auch noch Minghettis Zaudern hauptsächlich durch die Schuld des piemontesischen Ministeriums, das, statt rasch abzuschließen, der päpstlichen Regierung die von ihr verlangte Konzession, es möge der Vertrag in Rom unterzeichnet werden, nicht zugestehen wollte. So verstrich die kostbare Zeit, bis Rosmini Ende Juli in seiner Zurückgezogenheit zu Stresa am Maggiore die dringende Aufforderung der piemontesischen Minister Cibrario und Giberti erhielt, noch zu letzter Stunde die Mitwirkung des Papstes zum Krieg gegen Österreich durchzusetzen. Vor seiner Ankunft in Rom waren die Würfel gefallen, Karl Albert beseitigt, das Ministerium Mamiani entlassen und der Zweck der Mission vereitelt. Rosmini warf seinen Einfluß zugunsten eines Kabinetts Pellegrino Rossi in die Wagschale[1]), und in Bologna, dessen Bürger kurz vorher den Angriff eines österreichischen Korps unter General Welden zurückgeschlagen hatten, setzten Minghetti und seine Gesinnungsgenossen die Wahl Rossis zum Deputierten durch. Da Minghetti inzwischen sein dreißigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, beschloß er, seinen Sitz im römischen Parlament unverzüglich einzunehmen. Am 15. November traf er in Rom ein und betrat zur angegebenen Stunde den Sitzungssaal der Abgeordneten im Palast der Cancelleria. Er fand seine nächsten Freunde in großer Besorgnis wegen der Umtriebe und Intrigen der extremen Parteien, ihn selbst beschwerte es, daß das Kammerpräsidium keine polizeilichen Maßregeln zur Fernhaltung des schlimmsten Straßenpöbels getroffen hatte, der sich auf die Treppen und bis an die Türen des Sitzungssaales drängte.

Seit 16 September hatte Pius Nono den berühmten Rechtsgelehrten, Pair von Frankreich und außerordentlichen Gesandten bei dem Heiligen Stuhl, den seit 1848 wieder in Italien nationalisierten Grafen Pellegrino Rossi zum Minister des Innern und der Finanzen, tatsächlich zum Leiter seiner Politik bestellt. Ein Kabinett des juste milieu ersetzte die unfähige Verwaltung, die das verhängnisvolle Erbe des Kabinetts Mamiani angetreten hatte, und schon seine ersten, energischen Maßregeln trieben die revolutio-

[1]) A. Rosmini, „Della Missione a Roma" p. 53 u. ff.

nären Cercoll zu solcher Wut, daß Todesdrohungen gegen Rossi zu einem Anschlag gegen sein Leben, der vereitelt wurde, führten und Mazzini in einem später bekannt gewordenen Schreiben seine Ermordung für unbedingt erklärte. Rossi und die Seinen waren gewarnt, der Papst selbst beschwor ihn am Morgen des 15. November, an dem er mittags ein Uhr das Parlament eröffnen sollte, doch ja vorsichtig zu sein, denn seine Feinde seien jedes Verbrechens fähig. Mit den Worten „causam optimam assumpsi misereberitur Deus" bestieg der mutige Mann den Wagen, der ihn zur Cancelleria brachte, den Sitzungssaal betrat er nicht mehr, auf der Stiege des Palastes fiel er unter den Dolchen seiger Mörder, deren es zu entweichen gelang. Mit seinem Blute hatte die Sekte Mazzinis das Todesurteil des freisinnigen Papsttums geschrieben. In Minghettis Denkwürdigkeiten, im Anhang zum zweiten Bande, ist zum erstenmal der Wortlaut der Rede veröffentlicht, deren Konzept sich in der Rocktasche des Opfers fand, und die das Programm der Politik enthielt, das er dem Parlament vorlegen wollte.

Am selben Abend ließ Pio Nono Minghetti zu sich bescheiden. Tieftraurig, aber gefaßt und ruhig besprach er mit ihm die Bildung des neuen Ministeriums. Die Rechte ging in vergeblichen, nichtoffiziellen Versuchen, ein solches zu bilden. Am nächsten Morgen begab sich Minghetti zurück in den Quirinal, der Residenz des Papstes, um über das Ergebnis der gepflogenen Verhandlungen zu berichten. Er fand ihn von den Wortführern der Linken umgeben, den Palast von wütenden Horden umzingelt, die Schweizergarde bedroht. Schüsse fielen und töteten einen der anwesenden Prälaten, drei Kugeln drangen in das Gemach Pius IX. Um größeres Unglück zu verhüten, bewilligte dieser das verlangte Ministerium Mamiani-Galletti-Sterbini, welch letzteren Minghetti der direkten Teilnahme an Rossis Ermordung zeiht.

Des Papstes Trotz, ob Minghetti seinen früheren Kollegen und Bolognesen Landsmann Galletti für ehrenhaft halte, glaubte er doch noch bejahen zu müssen, sein eigener Name wurde nicht mehr in Verbindung mit einer Ministerkandidatur genannt. Rosmini lehnte die von Pius IX. ihm angetragene Präsidentschaft des Konseils

mit Abscheu ab, da die neue Regierung dem Souverän aufgedrungen und nicht konstitutionell sei. Ihm riet er jetzt zur Flucht. Nachdem Galletti sein gegebenes Wort gebrochen und die Einleitung des Prozesses gegen Rossis Mörder unterlassen hatte, legte Minghetti zugleich mit zwei anderen Deputierten aus Bologna sein Mandat nieder und verließ Rom. Am Abend des 24 November floh Pius IX nach Gaëta, wohin Rosmini folgte Tag für Tag hat er dort aufgezeichnet, durch welche äußeren Einflüsse und inneren Wandlungen Pius IX aus der wohlwollenden, nationalen und versöhnlich gesinnten Gedankenrichtung der Anfänge seines Pontifikates zu jener anderen überging, die der Verzweiflung, der Rückkehr zu unhaltbaren Zuständen, der strafenden Reaktion und der fremden Einmischung sich verpfändete Nach der Flucht aus Rom empfand er es noch als tiefe Beleidigung, wenn Zweifel an der Aufrechthaltung der Reformverheißungen des Statuto laut wurden. Sechs Monate später verabschiedete er Rosmini mit den bekannten Worten „Caro Abbate wir sind nicht mehr konstitutionell“ [1]) „Die Geschichte lehrt,“ entgegnete Rosmini, „daß es den Fürsten gefährlich ist, zwei ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen.“

In einer Flugschrift vom September 1849 forderte Minghetti die Aufrechthaltung des Statuto, weil es nach reiflicher Erwägung aus freiem Willen gegeben und durchaus nicht in Widerspruch zur kirchlichen Ordnung sei, „die ja selbst eine gemäßigte Monarchie ist“. Auch das sollte sich unter dem Pontifikat Pius IX. dahin ändern, daß diese gemäßigte kirchliche durch die absolute Monarchie ersetzt wurde. An den inneren Angelegenheiten des der Reaktion ausgelieferten Kirchenstaates hat sich Minghetti nicht wieder beteiligt Im März 1849 begab er sich, dem Ruf der Ehre folgend, wieder zurück zum Heer, um an dem Verzweiflungskampf sich zu beteiligen, den die radikale Partei gegen Österreich aufgenommen hatte. Bei seinem Eintreffen in Turin war die Niederlage von Novarra jedoch bereits vollzogene Tatsache und der kurze Feldzug

[1]) A. Rosmini „Della Missione a Roma“ p. 156 ff. und „Epistolario“, Juni 1849

zu Ende. Er wohnte in Turin dem Thronwechsel bei, der Karl Albert in die Verbannung und Viktor Emanuel an die Stelle führte, von der aus er dem Traum des Risorgimento die neue, unerwartete Deutung gab. In Piemont erfreute von nun an Minghetti die Verwirklichung der Hoffnungen, die in Rom vernichtet lagen. Acht Jahre lang mußte er sich gedulden, er füllte sie mit ernsten Studien und Vorarbeiten zu einem großen Geschichtswerk über Italien im sechzehnten Jahrhundert aus. Dann schlug auch für ihn die Stunde, die ihn abermals zu tätiger Mitwirkung an den Geschicken seines Heimatlandes berief. Zwei Jahre 1856 nahm ihn Graf Camillo Cavour in der Eigenschaft eines Privatsekretärs mit sich zum Pariser Kongreß, wo er das Memorandum über die kläglichen Zustände im Kirchenstaat mit nichts zu wünschen lassender Sachkenntnis verfaßte. Drei Jahre später, 1859, ernannte ihn Cavour zum Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen.

Von da an fügt sich die Geschichte Minghettis in den Rahmen der Geschichte Cavours, der in ihm die staatsmännischen Eigenschaften, das Rednertalent und die Geistes- und Herzensgaben edler und im höchsten Sinn verfeinerter Kultur fand, die er zu verwerten und zu schätzen wußte. Die Freunde hat nur der Tod geschieden.

Zu den höchsten Ehren im neuen italienischen Staat berufen, wiederholt Minister, Botschafter, auch einmal Präsident seiner eigenen Heimat, der Romagna, zur Zeit ihres Anschlusses an Italien, hat Minghetti die Traditionen des Staatsmannes fortgeführt, dem er die Erfüllung der Ideale seiner Jugend mit hingebender Bewunderung vergalt. Im Jahre 1886 beschloß er zu Rom sein tatenreiches Leben, und dort erhebt sich das Standbild des großen Patrioten und liebenswürdigen, ritterlichen Mannes, der er war.

Marie Baſhkirtſeff.

Zu Paris, in zwei Bänden und in französischer Sprache, erschien 1887 das Tagebuch einer frühverstorbenen jungen russischen Malerin, Marie Baschkirtseff. Die Aufnahme, die es fand, veranlaßte die Mutter, 1891 eine Auswahl von Briefen ihrer Tochter gleichfalls der Öffentlichkeit zu übergeben [1])

Die Verfasserin dieser Selbstbekenntnisse wurde am 11. November 1860 zu Poltawa in der Ukraine auf dem Gut ihres Vaters geboren. Seit 1870 lebte sie mit den weiblichen Mitgliedern der Familie fast beständig im Ausland, in Nizza, in Rom, zuletzt in Paris, wo sie sich zur Künstlerin ausbildete und am 31. Oktober 1884 der Schwindsucht erlag.

Die dazwischenliegenden äußeren und inneren Erlebnisse hat sie selbst geschildert. Mit geradezu verblüffendem Freimut, rücksichtslos, aufsehnaufend, lebendig und gewandt, in einer Stilart, der Formvollendung gleichgültig und die der Ausdruck der Persönlichkeit ist. Leidenschaftlich wie sie, ist ihre Sprache. Brutalitäten sind häufig. „Terriblement embêtée," „je m'en fiche tout-à-fait," „mille noms d'un tout ce que vous voudrez," „tas d'imbéciles," „cré nom d'un chien," „entassée carcasse", sind Redensarten, die zu gebrauchen ihr sichtliches Vergnügen macht. „Cet idiot", so pflegt sie den Dominikaner Didon, einen berühmten Kanzelredner zu nennen, weil er sich weigerte, von ihr porträtiert zu werden. „Cette vermine de l'atelier" ist die Lieblingsbezeichnung für ihre Kollegmnen. Eine derselben, deren Talent sie eifersüchtig bis zur Raserei machte mich „cette canaille de Breslau" titulliert.

Nicht etwa, als ob es Marie Baschkirtseff an Kultur gemangelt

[1]) „Journal de Marie Bashkirtseff" 2 Vol. Paris 1887. Deutsche Übersetzung Breslau 1887. „Nouveau Journal de Marie Bashkirtseff" 1 Vol. Paris 1891.

hätte. Bis zu ihrem siebenzehnten Jahr kam ihr der Gedanke nicht, sich der Kunst zu widmen. Ihre rastlose Energie war zunächst auf umfassende Bildung gerichtet. Auch dieses Ziel hat sie erreicht. Sie beherrschte mehrere Sprachen, lernte Lateinisch, auch etwas Griechisch. Sie versichert, Titus Livius, Aristophanes, Plutarch, Herodot, Xenophon, Homer „un peu Pluton", Dante, Goethe gelesen zu haben. Die Schriften der Zeitgenossen Michelet, Taine, Renan, Flaubert, Turgeneff, Dumas, Zola, Maupassant, waren ihr augenscheinlich vertraut. Gestalten ihres Lieblings Balzac wollte sie malen.

In den seltenen Fällen, wo die Verfasserin ihre Selbstbeschauung aufgibt, um sich äußeren Geschehnissen zuzuwenden, beobachtet sie scharf und weiß vortrefflich zu schildern. So zum Beispiel, wenn sie Gambettas Ende und ihren Besuch im kleinen Gartenhaus zu Ville d'Avray erzählt, wo die Katastrophe sich vollzog. „Solange man das nicht mit Augen gesehen hat, wird man an eine so elende Umgebung nicht zu glauben vermögen, das Wort beschaden wäre hier nicht anwendbar. Die Küche allein ist unstandig in diesen Häuschen, das Speisezimmer so klein und niedrig, daß man nicht begreift wie der Sarg darin Platz fand und alle berühmten Freunde, die ihn umgaben. Das Wohnzimmer ist etwas größer, aber ärmlich, ohne jede Bequemlichkeit. Eine schlechte Stiege führt zum Schlafgemach. Wie, also in diesem elenden Käfig, dessen Decke ich buchstablich mit der Hand berühre, hat man einen Mann von Gambettas Körperbeschaffenheit sechs Wochen hindurch krank liegen lassen? Und das im Winter, bei geschlossenen Fenstern, einen starken, asthmatischen, verwundeten Mann! Und in diesem Zimmer, mit einer Tapete von zwanzig Pfennigen, ist er schließlich gestorben, in einem schwarzen Bett, mit zwei Schreibtischen, zerbrochenen Spiegeln zwischen den Fenstern und elenden Vorhängen aus gelber Wolle. Dieser Mensch, der so viel bewundert ward, wurde nie geliebt. Von Juden, Aktionären, Spekulanten und Ausbeutern aller Art umgeben, hatte er nicht eine Seele, die ihn um seinetwillen, nicht eine, die ihn um seines Ruhmes willen geliebt hätte. Aber nicht eine Stunde lang hätte man ihn in dieser elenden, ungesunden Schachtel liegen lassen

sollen. Ville d'Avray, oder vielmehr seine Gärten, die uns die Zeitungen wie einen Aufenthalt nach Art der Residenzen von Barras schildern, das also ist es? Und dieser Mensch, den man uns von Glanz und Luxus umgeben zeigte? Aber das ist eine Infamie ....

„Am Bettrand malt Bastien-Lepage. Nichts ist berührt worden, weder die Bettücher über dem Kissen, auf dem das Haupt des Toten ruhte noch die Blumen. Auf den Bildern läßt sich nicht erkennen, welchen Platz das Bett in dem elend kleinen Raum einnimmt, so daß Bastien Lepage das Fußende abgeschnitten hat, das schon beinahe an das Fenster stößt. Seine Skizze ist die Wahrheit selbst. Das zurückgeworfene Haupt hat den Ausdruck des Versunkenseins nach dem Schmerz, einer noch lebendigen Ruhe und doch schon des Jenseits. Man glaubt ihn vor sich zu sehen. Der Körper ist ausgestreckt, hingebreitet, vernichtet, vom Leben verlassen, das Ganze so ergreifend, daß uns die Beine zittern und wanken, und es mich dünkt, als sei ich zerschlagen. ... An der Mauer ist noch die Spur der Kugel sichtbar die Gambetta getötet hat (?). Bastien-Lepage zeigt sie uns, die Ruhe dieses Zimmers, die verwelkenden Blumen, die Sonne, die zum Fenster hereinscheint, mit einem Wort, ich breche in Tränen aus ... Er aber sitzt abgewendet von mir und denkt nur an sein Bild; so muß ich denn, um die Früchte meiner Rührung nicht zu verlieren, rasch auf ihn zugehen, ihm die Hand drücken und wenden hinauseilen. Hoffentlich hat er es bemerkt. Man ist einfältig, so einfältig zu bekennen, daß man immer noch Effekt hascht."

Ein anderes Mal wird der Abend bei den L. ... (man lese Lesseps) zugebracht. „Madame de L. ... nimmt einen Handleuchter und geleitet uns in die Gemächer ihrer schlafenden Kinder, ganz wie ein Führer, der die Sehenswürdigkeiten seines Museums zur Geltung bringt. Man hält die Eingeladenen nach Serien und zeigt ihnen, was in Anbetracht der Lebensjahre des Vaters füglich neun Wundererscheinungen zu nennen sind."

Der Tod des kaiserlichen Prinzen, eine Unterredung mit Rouher, Schilderungen aus Rom und Spanien, Bemerkungen über russische Zustände sind ebenfalls Proben scharfer Beobachtungs-

gabe und eines nicht gewöhnlichen Könnens. Um sie her aber, das wußte Marie Baschkirtseff, waren Schriftsteller, die besser schrieben, unerreichte Künstler des Wortes, die mit Meisterhänden weiterformten an der schönsten Prosa der Welt.

Ihre Originalität, die von ihr ausgehende, zugleich abstoßend und fesselnd, peinlich und rührend wirkende Anziehungskraft lag in ihrer bloßgelegten Seele. Das fast ununterbrochene Zwiegespräch zwischen dem Ich, das in ihren Aufzeichnungen ringt und strebt, leidet und genießt, kämpft und verblutet, und jenem zweiten Ich, das jenes andere fortwährend belauscht, zergliedert, beklagt, bewundert, verurteilt und aburteilt, dieser nur mit dem Leben selbst abschließende Dialog zwischen den Mächten, die um die Menschenseele streiten, und aus denen die Menschenseele besteht, versprach, ein vollkommen aufrichtiger zu sein! In dem Maß, wo es dem Menschen gegeben ist sich selbst zu kennen und zur Darstellung zu bringen, ist dieses Versprechen auch gehalten und der die Psyche verhüllende Schleier gelüftet worden. Wo das geschieht, ist es immer ein dem eigenen Ich verwandter Ton, der in der Selbstschilderung des anderen widerklingt: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto."

Auf die alte Erfahrung hat auch Marie Baschkirtseff nicht vergebens sich berufen. „Ich, als Gegenstand der Teilnahme," sagt sie in der kurzen Vorrede zum Tagebuch, „das ist vielleicht wenig genug für euch, meine nachsichtigen Leser. Aber denkt nicht, daß ich es sei, sondern stellt euch ein menschliches Geschöpf vor, das alle seine Eindrücke seit der Kindheit schildert. Das ist höchst interessant als Urkunde über das menschliche Herz. Fragt meinetwegen Herrn Zola, oder Herrn de Goncourt, oder selbst Maupassant." Und an einer anderen Stelle: „Alle Bücher, die man liest, sind Erfindungen, die Situationen sind erzwungen, die Charaktere gesucht, hier aber ist die photographische Aufnahme eines ganzen Lebens. Ach, werdet ihr sagen, Photographien sind langweilig, während die Erfindungen unterhaltend sind. Wenn ihr so sprechen würdet, hätte ich eine sehr geringe Meinung von eurem Verstand. Ich biete euch hier, was man niemals gesehen hat: Alle Tagebücher, Aufzeichnungen und Briefe, die tagtäglich

veröffentlicht werden, sind nur übertünchte, übermalte Erfindungen, in der Absicht, die Menschen zu täuschen. Ich aber habe keine Ursache dazu. Ich habe weder politische Handlungen zu verbergen noch verbrecherische Taten zu verschweigen. Niemand kümmert sich darum, ob ich liebe oder nicht liebe, ob ich weine oder lache. Meine vornehmlichste Sorge ist die, mich so klar wie möglich auszudrücken. Weder über meinen Stil noch über meine Orthographie mache ich mir die geringsten Illusionen. Dann ist mein Französisch fehlerhaft. Ich bin eine Fremde. Sollte ich mich in meiner eigenen Sprache ausdrücken, so würde ich es wahrscheinlich noch schlechter machen."

Marie Baschkirtseff war sechzehnjährig, da sie diese Worte schrieb. Mit zweundzwanzig Jahren äußerte sie in bezug auf ihre Künstlerlaufbahn: „Nur durch vollständige Aufrichtigkeit werde ich Erfolg haben." Energischer als ihre Bilder bewahrheitet diese Worte die Selbstbiographie.

Auf diesem Gebiet hat das neunzehnte Jahrhundert Proben höchsten Könnens aufzuweisen. Goethe, Byron, Chateaubriand, George Sand, John Stuart Mill, John Henry Newman, Amiel, Cadour, Bismarck haben sich geschildert, wo nicht in Autobiographien, so doch in Briefen, Gesprächen, Denkwürdigkeiten und Aufzeichnungen aller Art. Den Einen ist ihr Leben selbst das Kunstwerk, von einem Meister, dem höchsten, in anscheinend schwankenden Umrissen entworfen, damit der Schüler selbst es weiterführe und vollende. Anderen ist es geglückt, durch Schilderung des Erlebten Kunstwerke zu schaffen oder durch Wort und Beispiel die Nachkommen zu großen und guten Taten zu begeistern. Nichts von allem dem konnte dem russischen Mädchen gelingen, dessen junges Dasein in krankhafter Selbstsucht wohl nicht weniger wie unter der tötlichen Berührung der Krankheit sich verzehrte. Und dennoch. Wer in künftigen Zeiten versucht sein mag, den Einfluß einer besonnten, mächtigen Strömung im modernen Denken und Fühlen auf ein höchst begabtes, geradezu typisch veranlagtes weibliches Wesen zu verfolgen, der mag gut daran tun, an den Meisterwerken vorüber und zu den Schriften zu greifen, die den Gegenstand dieser Besprechung bilden.

Und da es sich um eine ganz moderne Existenz handelt, modern auch in dem Sinn, daß nicht nur physisch, sondern mehr noch geistig die gesunden Lebensbedingungen fehlten, so ist es wohl auch angezeigt, nach modern psychologischer Methode vorzugehen und nach Rasse, Herkunft und Umgebung, nach allem dem mit einem Wort zu fragen, was als l'influence des milieux bezeichnet wird.

Zuerst der Vater, Sohn eines verdienten russischen Generals, selbst reicher Gutsherr und in verhältnismäßig jungen Jahren zum Adelsmarschall von Poltawa ernannt. Er war einige Jahre verheiratet und Vater zweier Kinder, dann fanden die Eltern seiner Frau es angezeigt, die Tochter in ihr Haus zurückzunehmen.

Marie Bashkirtseff war zehnjährig, als sie der Mutter und dem Großvater ins Ausland folgte. Nach dessen Tod kehrte sie, fünfzehn Jahre alt, ohne die Mutter und in der Absicht nach Rußland zurück, eine wenigstens zeitweilige Wiedervereinigung ihrer Eltern herbeizuführen, denn die Abwesenheit des Vaters hatte peinliche Mißverständnisse, auch der Welt gegenüber, verursacht und den Eindruck hervorgerufen, es hafte den allenreisenden Damen etwas Abenteuerndes an. Diese erste Begegnung zwischen der zum jungen Mädchen heranreifenden Tochter und dem Urheber ihrer Tage wird von Fräulein Bashkirtseff mit den Worten eingeleitet: „Man nennt mich hier stets Königin. Mein Vater will mich entthronen, ich werde ihn zu bezwingen wissen, denn mein Vater, das bin in vielen Dingen ich selbst, ich kenne ihn." Worauf sie „mit berechneter Kälte" in seine Arme sank. Auf dieser strategischen Linie bewegten sich fortan ihre Beziehungen zu ihm, dem es nicht gelang, sein Kind durch in ähnlicher Absicht aufgebotene Schmeicheleien zu rühren. Mit fürstlichen Ehren auf seinen Gütern empfangen, durch Feste gefeiert, von Huldigungen umringt blieb sie ihm ein unerbittlicher Richter: „Mein Vater ist gefühllos durch seinen strengen Vater, den General, seit der Kindheit verletzt und erdrückt. Kaum frei und reich geworden, hat er die Zügel schießen lassen und sich halb ruiniert. Aus Eigenliebe und Eitelkeit zusammengesetzt, gibt er sich den Anstrich, ein Angesehener zu sein, nur um seine Gefühle nicht zu verraten, und

darum ist er ganz wie ich. Ich bedaure nicht, dreißig Kleider mitgebracht zu haben, durch Eitelkeiten muß er gewonnen werden." Dann folgt eine kleine Episode, die noch mehr Licht auf diese häuslichen Verhältnisse wirft. Fräulein Bashkirtseff hatte einen Bruder, Paul, ein guter, unbedeutender Junge, so nennt sie ihn, der während ihres Aufenthalts in Rußland ebenfalls unter dem väterlichen Dach anwesend war. „Paul", schreibt die Schwester, „hat die Photographie einer Schauspielerin, die meinem Vater sehr wohlbekannt ist, aus dessen Album entfernt. Als Papa das bemerkte, zog er sein eigenes Bild zurück. Warum tust du das? fragte Paul sehr erstaunt. Weil ich fürchte, du verdirbst eines schönen Tages mit meinen Bildern auf gleiche Weise verfahren. Ich schenkte dem Gespräch keine weitere Beachtung. Heute jedoch rief mich Paul auf die Seite und zeigte mir das Album. Es war ganz leer, mit alleiniger Ausnahme des Bildes der Schauspielerin. Dies, sagte er, habe ich getan, um meinem Vater Freude zu bereiten, aber natürlich mußte ich alle anderen Bilder entfernen, hier sind sie. Warum ich sie nahm, die Photographien meiner Großmutter, meiner Mutter und meine eigene, herausgesuchte und in die Tasche steckte. Was soll das heißen, fragte Paul. Es soll heißen, daß wir hier in zu schlechter Gesellschaft sind, erwiderte ich und Ruhe. Paul war nahe daran, in Tränen auszubrechen, riß das Album entzwei und eilte hinaus. Ich habe im Salon operiert, man hat es gesehen und wird es meinem Vater berichten." Daß dieser unter solchen Umständen keinen Versuch machte, irgendwelche Autorität zur Geltung zu bringen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Übrigens war er gewarnt. „Ich bin zu herrschen geeignet, niemand hat mir je widerstanden," war eine der ersten Äußerungen, die von seines Kindes Lippen fielen. Eines Tages klagte er ihr, daß er sein Leben vergeudet habe, daß er nicht glücklich sei. Bist du in jemanden verliebt? fragte plötzlich die Tochter. Willst du es wissen? und hier bedeckte er errötend das Gesicht mit den Händen, um seine Verlegenheit zu verbergen. Ja, ich will es wissen. Nun, in deine Mutter. Und da seine Stimme zitterte, brach ich in lautes Lachen aus, um meine Erregung nicht zu verraten. Ich wußte wohl, daß du mich

verstehen würdest, rief er. Verzeih, erwiderte ich, aber diese romantische Liebe in der Ehe ist dir so unähnlich ... Weil du mich nicht kennst. Ich schwöre vor dem Bild der Großmutter, vor diesem Kreuz, daß ich die Wahrheit sage ... Als man uns kannte, pilgerte ich zu Fuß zum Schrein der Jungfrau von Achtirsk, aber sie bringt Unglück, heißt es, und das trifft zu, denn nachher ist alles schlimmer geworden. Als ihr in Kharkow wohntet, pflegte ich mich unbemerkt unter eure Fenster zu schleichen, und dort wartete ich den ganzen Tag, bis ich Sie gesehen hatte. — Wenn das wahr wäre, entgegnete ich, so wäre es sehr rührend — Und nun, nachdem wir von deiner Mutter gesprochen haben, sage mir, hat sie Abneigung gegen mich! — Abneigung? Warum das, nicht die geringste ..."

Die Stimmung im Hause Baschkirtseff war nicht immer so lyrisch. Äußerungen des Mannes über die Familie seiner Frau, über die Unmöglichkeit, sich notwendige Opfer aufzuerlegen, seine Unordnung in Geldsachen, seine Unzuverlässigkeit brachten die Tochter zu leicht begreiflicher Verzweiflung. „Am Tag, wo ich Geld brauchte," sagte sie ihm, „würde ich Sängerin oder Musiklehrerin, von dir würde ich nichts verlangen." Dennoch brachte sie ihn nach Paris, zu seiner Frau zurück. „Papa et Maman! Je ne savais où me mettre," bemerkt sie von der Begegnung. Als der Vater nach kurzer Zeit wieder abreiste, vermerkt das Tagebuch das unverschleierte Geständnis: „Papa ist fort, seit vier Monaten zum erstenmal atme ich frei!"

Fünf Jahre später, 1881, kehrte er noch einmal zu kurzem Besuch bei den Seinen wieder. „Ich gab ihm einen Smaragd, mit dem ich nichts anzufangen wußte, und bereute es dann," schreibt die Tochter. Bereits 1883 starb er. Die Gattin war an sein Sterbebett geeilt, die Tochter blieb in Paris zurück. „Habe ich gegen ihn gefehlt?" fragte sie sich bei Eintreffen der Todesnachricht. „Ich glaube nicht, ich war immer anständig ... In solchen Augenblicken spiegelt man sich stets ein Unrecht vor. Er war sehr populär, ehrenhaft und gutmütig, er hat keinem Leid zugefügt und üble Nachreden gehaßt, très-bon garçon, mit einem Wort." „Wäre ich zu ihm geeilt, es würde lediglich aus

Anstandsgründen geschehen sein; Gefühl war nicht dabei," heißt es einige Zeit nachher im Tagebuch. „Jetzt ist er tot, es ist unwiederbringlich, und die Reue wird ewig währen. Ich hätte zu meinem sterbenden Vater gesollt!" Sie selbst lag sterbend, als sie hinzufügte: „Die Erinnerung an meinen Vater ist eine tägliche Qual. Er hat nicht geklagt, denn er war wie ich, aber mein Verhalten muß er bitter genug empfunden haben. Gott wird mich strafen ... Und doch, wenn man den Dingen auf den Grund geht, ist man Eltern etwas schuldig, die nicht für ihre Kinder gesorgt haben?"

Des Vaters Schuld beglich die Liebe der Mutter, eine jener aufopfernden Dulderinnen, an die man nicht ohne Rührung denkt. Die Fähigkeit der Anerkennung war Marie Bashkirtseff nur in beschränktem Maß verliehen, gerade wo sie liebte, übte sie die schärfste Kritik. Selbst der Anblick der Mutter, „schwach und leidend, infolge der entsetzlichen Existenz, die man ihr bereitet hat", entwaffnete sie nicht: „Mama hat viel Verstand und wenig Kenntnisse," heißt es einmal, „sie besitzt keine Welterfahrung, keinen Takt; ihr Geist ist infolge beständiger Sorgen um den Haushalt, meine Gesundheit und die Hunde fast völlig eingerostet." „Sie ist von hoffnungsloser Spießbürgerlichkeit," heißt es ein anderes Mal, als die arme Frau, mit allem möglichen Handgepäck beladen, sich zur Abreise anschickte. „Sobald Fremde anwesend sind," vermerkt 1881 das Tagebuch, „wird Mama geziert und unnatürlich. Das bringt mich zur Verzweiflung, und zum Teil ist es doch meine Schuld, weil ich ihr stets vorgeworfen habe, keine angenehmen Beziehungen in der großen Welt für mich angebahnt zu haben. Ich sage ihr oft unangenehme Dinge, um sie zum Handeln zu spornen, und erreiche nur, daß sie dann unglücklich aussieht. Ich beklage mich stets über die Meinen, allein ich liebe sie und bin gerecht." Die Mutter beklagte sich nie, noch rühmte sie sich ihrer Gerechtigkeit; sie vergötterte die Tochter und breitete sich ihr wie ein Teppich unter die Füße. Wenn Marie Bashkirtseff überhaupt jemanden auf dieser Welt wirklich geliebt hat, so ist es doch sie, diese sanfte Mutter gewesen, von der sie eines Tags bekannte: „Nun, wo ich Mama betrachte, als ob sie mir eine

Fremde wäre, entdecke ich zum ersten Male, daß sie entzückend schön ist, obwohl krank und müde infolge des vielen Kummers und gelittenen Schmerzes. Wenn sie spricht, ist ihre Stimme sanft und doch eindringlich, ihre Haltung bleibt stets einfach und natürlich, ihre Manieren sind angenehm. Nie habe ich jemanden gesehen, der so wenig an sich dächte, wie meine Mutter. Sie wäre reizend, wenn sie ihre Kleidung nicht so vernachlässigte, aber sie bedeckt sich mit Stoffresten, mit ich weiß nicht was sonst. Heute, zufällig, ist sie angezogen und, meiner Treu, sie ist zum Niederknien!"

Schreibt Marie Bashkirtseff in dieser Stimmung, so sagt sie oft „mes mères". Es lebte nämlich eine Schwester der Mutter mit ihnen, nicht schön und anziehend wie diese, aber nicht weniger hingebend und selbstvergessen und womöglich noch opferwilliger, wenn es galt, eine Laune oder einen Wunsch des verzogenen und geliebten Kindes zu befriedigen. Die Tante ist es, die ohne Murren sich bereit findet, mit Marie Bashkirtseff von Nizza nach Rom zurückzureisen, fünf Tage nachdem ihr fünfzehnjähriger Tyrann sie dazu veranlaßt hatte, von Rom nach Nizza zu fahren. Die Tante ist es wieder, die das junge Mädchen nach deutschen Bädern oder in den Süden bringt, die nach Rußland eilt, um peinliche Geschäfte zu ordnen, in Paris die Rechnungen von La Ferrière bezahlt, in Spanien, zu Granada, ganze Tage in der Sträflingsanstalt verbringt, wo Marie Charakterköpfe auf die Leinwand wirft. So völlig bleibt die Atmosphäre der Familie von dem einen Gedanken an sie beherrscht, daß auch Madame Bashkirtseffs Nichte, Dino, die unter ihrem Schutz herangewachsen, die Altersgenossin ihrer Cousine war, sich dieser willenlos fügt. Dasselbe tut, wenn anwesend, der Bruder, „ein Herkules," wie die Schwester ihn nennt, „der nie etwas sein wird als ein Gentleman Farmer." Zum häuslichen Kreis gehört auch ein polnischer Arzt, Walitski, „ein Mensch, wie man ihn in Büchern findet." Dem Vater von Madame Bashkirtseff zur Pflege beigegeben, blieb er nach dessen Tod bei den Seinen, bis er 1878 starb und den an erduldete Drangsale mahnenden Nachruf des Tagebuchs sich verdiente. „Er war uns allen platonisch zugetan, anhänglich und

Digitized by Google

treu wie ein armer Hund, der niemanden etwas zu leide tut, vollkommen harmlos und vollkommen gut. Möge Gott ihm die Gnade verleihen, daß er wisse und erfahre, wie von ihm gesprochen wird, und mir verzeihe, um der Reue und Freundschaft willen, mit denen ich an ihn zurückdenke." Die Anwesenheit der deutschen Gesellschaftsdame, Fräulein Elsnitz, mit dicken Kopf und blauen Augen, langsam in allen ihren Gebärden, schwätzern, unglücklich und unsäglich langweilig, mit der zu reden Marie Baschkirtseff sich nie entschließen konnte, verschuldigt das Bild des sie umgebenden Hofstaats, den die Vierfüßler Prater, Coco I. und Coco II. belebten oder durch unzeitgemäßes Verschwinden in Aufregung versetzten. Es würde der Schilderung an Vollständigkeit fehlen, gedächte sie der Stelle nicht, die neben der Familie des Vaterland des jungen Mädchens einnahm. Sie hat Rußland geliebt — beim Abschied am Sarge von Turgenjeff, als Nienen ihm das letzte Lebewohl zurief — aber vor dem Portrait eines schönen Großfürsten, dann etwa in Momenten der Erregung, vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, in der Ferne, von Paris aus. In der Nähe nicht. Einige Monate des Aufenthalts auf heimatlichem Boden erschöpfen ihre Geduld: „Die Nihilisten dort sind scheußliche Verbrecher, die Regierung ist ein Gemisch von Willkür und Dummheit. Ich will zurück nach Rußland, wenn einmal in diesem schönen Lande Achtung vor dem Recht der Persönlichkeit herrscht, wenn es möglich sein wird, sich dort nützlich zu machen, ohne die Verbannung zu riskieren, wenn man zu sagen wagt, daß die Zensur zu streng ist. In Rußland verkleidet sich, was Frankreich unter dem Schrecken erlebte, eine Bewegung, ein Wort, und man ist verloren."

So blieb denn ein Kosmopolitismus, der mit schroffer Antipathie gegen Deutschland und England das Frankreich Gambettas idealisierte, Rom wie ein zweites Vaterland liebte und die Strömungen zum Lebensbild dieser echten Tochter der slawischen Rasse lieferte.

Sie war zwölf Jahre alt, da begann sie, sich zu schildern. Einer der ersten von ihr niedergeschriebenen Sätze war dieser: „O, mein Gott, mache mich glücklich in dieser Welt, und ich werde dir dankbar sein." Glücklich sein, das war für dieses Kind

eine Umschreibung der Begriffe Ehren, Ruhm, Reichtum, Glanz und Wohlergehen. Das Höchste, was sie begehrt, ist die Macht, „dann heißen die Nebenmenschen nicht" Denn es gibt nichts Feigeres, Verächtlicheres und Einfältigeres wie das menschliche Geschlecht" Ausgenommen freilich wenn es bewundert. Eine erste Möglichkeit, bewundert zu werden, bot sich für Marie Baschkirtseff mit dem Chronic „zu tanzen wie Pepita", der nicht in Erfüllung ging. Dann kam eine andere Phase. Auf der Promenade zu Nizza begegnete sie dem Herzog von Hamilton, sie lernte ihn nie kennen, verliebte sich jedoch mit ihren vierzehn Jahren in den schottischen Grand-Seigneur, der das Vornehmste und, wie sie hinzufügt, auch „das Inselmenschen" darstellte, was bis dahin in ihrem Erfahrungskreis aufgetaucht war. Lebhaft interessierte sie sich gleichfalls für seine Maitresse Kurz darauf las sie in der Zeitung die Nachricht von seiner bevorstehenden Vermählung, und es verlangen ihr fast die Sinne. Alles das war kindisch. Die Leidenschaftlichkeit und Exaltation, die sie dabei entwickelte, waren es schon nicht mehr. „Ist jemals ein halbverhungerter, verirrter Hund, ein todmüder Karrengaul, ein Mühlesel, eine Kirchenmaus, ein Professor der Mathematik ohne Anstellung, ein abgesetzter Priester, irgendein armer Teufel mit einem Wort, so elend, so bellagenswert, so tief gedemütigt gewesen wie ich, die keine Demütigung jemals vergessen konnte."

Es folgte 1876 ein Aufenthalt in Rom. Im Studio des Bildhauers Marquis d'Epinay wird der Plan erwogen, die Statue Marie Baschkirtseffs für 20000 Franken anzufertigen. „Ich sage ihm, daß ich mich sehr liebe. Er nimmt das Maß meines Fußes nach dem eines klassischen Modells. Mein Fuß ist kleiner. Aschenbrödel! ruft d'Epinay. Wenn ich an mich denke, wie ich mit zwanzig Jahren sein werde, schmelze ich mit der Zunge. Mit dreizehn Jahren war ich etwas zu stark, und man gab mir deren sechzehn. Heute bin ich schlank, wohlgebildet ausgewachsen, das Kreuz vielleicht etwas stark, zu stark eingebogen. Ich vergleiche mich mit der Statue und finde mich breiter in den Hüften. Ist das ein Fehler? Marie Bashkirtseff bemerkt ganz richtig, für einen solchen Körper bedurfte es eines schöneren Kopfes, und

doch bin ich weit davon entfernt, häßlich zu sein." Und wieder: „Meine Gestalt von antiker Schönheit, meine spanischen Hüften, meine kleine, aber vollkommen ausgebildete Brust, meine Füße, meine Hände, mein Kindergesicht. Heute abend, nach dem Bad, bin ich plötzlich so hübsch gewesen, daß ich zwanzig Minuten lang in meinen Anblick mich verlor. Könnte man mich heute sehen, ich hätte sicher Erfolg, eine blendende, feine Farbe, so sanft, die Wangen kaum gerötet, Spuren von Kraft sind nur in den Augen, in den Brauen, an den Lippen zu finden. Bitte, halten Sie mich nicht für blind, wenn ich nicht gut aussehe, bewerke ich es nur zu gut. Ich bleibe gern allein, mit einem Spiegel, um meine weißen Hände, so zart und rosig auf der Innenfläche und an den Fingerspitzen zu bewundern." Viele Seiten verhieren das Thema eines weiblichen Narziß.

Dennoch mischt sich bereits in die überfeinsten Äußerungen über den Reiz ihrer physischen Erscheinung etwas wie ein banger Zweifel, den das dem Tagebuch beigegebene Bild nicht völlig aufhebt. Das Haar ist reich und golden, schöne Augen blicken tief in die Ferne, die geschlossenen Linien des Mundes verraten energische Entschlossenheit, die Nase, ein Kalmückennäschen, endigt breit, der Gesamteindruck dieser Gesichtszüge verweist auf die Abstammung. Das heranblühende fünfzehnjährige Mädchen ist lieblich. Wird die Frau schön werden?

Die Unsicherheit dieser Lösung hat dem übermäßig starken und dabei kranken Selbstbewußtsein Marie Baschkirtseffs schmerzliche Stunden bereitet. In Rom versuchte sie, ihren Zauber wirken zu lassen. Gegenstand des Experimentes war ein junger Grafensohn, Pietro, „der Kardinalino" genannt, weil sein Onkel, Mitglied des Kardinalskollegiums, die Favorite und den zwanzig Frühlinge zählenden Neffen reverte. Der kokette Scherz war nicht ernst gemeint und wurde es auch nicht. Aber er steigerte sich bis zu dem Punkt, wo Marie Baschkirtseff sich in eine Leidenschaft hineintäuschen konnte, die sie nicht empfand, und das eben wollte sie. Pietro war hübsch, er hatte schwarze Augen und heftige Aufwallungen des Gefühls, er sank vor Frauen auf die Knie, war durch Genuß von Weihwasser von schwerer Krankheit

genesen, zur Strafe für Jugendstreiche von Onkel und Eltern in ein Kloster relegiert worden, besaß kein Taschengeld, einen Anflug von Romantik und den begreiflichen Wunsch, der auf ihm lastenden häuslichen Tyrannei durch die Ehe zu entgehen. In seiner Weise war er in Marie verliebt. Sie hatte das Ergebnis herbeigeführt, den jungen Römer abwechselnd ermutigt und verspottet, angezogen und ferngehalten, bis endlich die Familie desselben sich gegen die Verbindung mit einer exotischen jungen Russin, deren Existenz sie abenteuerlich fand, erklärte.

Das wirkte. Marie Bashkirtseff war nicht so bald von Rom nach Nizza zurückgekehrt, da erfaßte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Pietro, der kein Geld und, wie es scheint, auch nicht den Unternehmungsgeist besaß, bis an die Riviera zu fahren. So kam denn der Prophet zum Berge: wenige Tage nach ihrem bewegten Abschied sahen sich die jungen Leute im Salon eines römischen Gasthofs unter den Augen der Tante wieder. Um Mitternacht schied Pietro mit einem letzten zündenden Blick, die Tante durfte endlich zur Ruhe gehen. „Lege dich schlafen, Marie," bat sie. Diese drehte den Schlüssel im Türschloß ihres Schlafgemaches. Sie galt in der Familie für kühl, zurückhaltend und streng in ihren Beziehungen zu Männern. Auf der Stiege wartete Pietro. Es entspann sich ein Gespräch über die Zukunft, er beteuerte seine Liebe. Sie „dachte an einen Roman von Dumas", schloß die Augen, nahm das Haupt des vor ihr auf die Knie Gesunkenen in beide Hände, küßte ihn und floh. „Marie, es ist zwei Uhr morgens," rief aus ihrem Zimmer die Tante. „Tante, es ist zwei Uhr, und dann bitte, lasse mich in Ruh'." „Kind, du wirst dich töten, wenn du die Nacht über am Schreibtisch sitzest." „Tante, ich habe nicht geschrieben, ich komme von Pietro!" Am nächsten Morgen reisten die Damen wieder ab, nach Nizza. Marie vermeidet den Kuß nicht, „mes lèvres profanées", den einzigen, den sie jemals um der Liebe willen einem Mann gegeben hat. „Ich bin ein wesentlich unsteter Charakter, aus Selbstsucht wie aus überfließender Fernfühligkeit, aus einem Bedürfnis nach Zergliederung, nach Wahrheit, aus Furcht, mich zu täuschen. Wenn Kopf und Herz mit solchen Dingen sich martern, dann

Digitized by Google

erzielt man nur ermüdende Resultate, sie mögen heftiger Art sein, aber sie sind eigentümlichen Wandlungen unterworfen, Exaltationen, Enttäuschungen, quälenden Ungewißheiten." Es trat noch ein anderer, leider sehr moderner Zug hinzu: „Heiraten und Kinder bekommen, jede Wäscherin kann das!"

So spricht ein Kind von fünfzehn Jahren. Dann rächt sich die beleidigte Natur, und siebenzehnjährig ruft Marie Bashkirtseff aus: „Ich langweile mich so entsetzlich, daß ich zu sterben wünsche. Ich langweile mich so grenzenlos, daß nichts mich zu unterhalten, nichts mich zu interessieren vermag. Ich wünsche nichts. Ich will nichts. Doch! Ich wünschte, mich vor dem völligen Versinken in Stumpfheit nicht zu schämen. Nichts tun, nichts denken, ohne Reue, ohne Empfindung wie ein Pflanze dahinleben!" Die Ihrigen boten alles auf, sie zu beglücken. Sie wollte ein Rennpferd, man gab es ihr, sie bewunderte auf einer Versteigerung zwei Diamanten, Mutter und Tante schlichen davon und brachten sie für die Summe von 20 000 Franken. In einem gewöhnlichen Wagen zu reisen, war für Marie Bashkirtseff nicht denkbar, ihre Pelzmantel kosteten 2000 Franken, ihre Kleider gewiß nicht weniger. Die letzten Räume, die sie in Paris bewohnte, waren von fürstlicher Pracht, das Haus in einem Garten gelegen, der zweite Stock ihr allein zur Verfügung gestellt. Jedoch Hiob war nicht so unglücklich: „Pietro, der elende Pietro, war nur ein Spielzeug, ein Zeitvertreib, um die Klagen meiner Seele zu ersticken. Und doch werfe ich mir vor, an ihn zurückzudenken, an ihn, der mir zwecklos ist, denn er kann nicht einmal eine Sprosse auf der Leiter sein, die zur göttlichen Höhe befriedigten Ehrgeizes führt. Denn — was will ich denn? O ja, ihr wißt es wohl. Den Ruhm will ich."

Fortan ist das das Ziel, die Qual, der Stachel und das Verhängnis dieses weiblichen Daseins.

Marie Bashkirtseff hatte eine Stimme, an deren Macht und Schönheit nicht allein sie glaubte. Sie kleidete sich in ärmliche Gewänder und ging unerkannt zu einem berühmten Maestro. Er ließ sie singen, bewunderte staunend den Wohlklang und Umfang dieses Mezzosopraus und empfahl fortgesetzte Studien, um sich

zur Sängerin auszubilden. „Eine Stimme ist mächtiger für die Frau als alle Schönheit," rief entzückt das junge Mädchen, das zur Bühne zu gehen beschloß

Da begann die Tragik dieses kurzen Lebens Sie war sechzehn Jahre alt, da zerstörte ein schlimmes Halsleiden ihre Stimme. Wie sollte sich nun der Traum, berühmt zu werden, erfüllen, und welche Gaben konnten das Organ, dessen Verlust sie bemeinte, ersetzen? Nach schmerzlichen Kämpfen griff sie zur Malerei „Im Namen des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes Dieser Entschluß ist nicht vorübergehend wie so viele andere, er ist endgültig." Sie hielt Wort und arbeitete sich zu Tode Das Ideal, dem sie sich opferte, war nicht die Kunst um der Kunst willen, das Axiom ihrer literarischen Freunde. Es war und blieb sie selbst „Wenn die Malerei nur nicht früh genug Ruhm und Ehren bringt," schrieb sie 1878, bei Beginn ihrer Studien, „nun, dann werde ich mich töten, und das ist alles Schon in Rußland wollte ich es, nur die Angst vor der Hölle hat mich daran verhindert. Mit dreißig Jahren werde ich es tun, denn bis dahin ist man jung kann man hoffen, glücklich oder berühmt zu werden."

Die Studien von Marie Baschkirtseff wurden in Paris, im Atelier des Malers Julian begonnen und mit eisernem Fleiß durchgeführt. Mit Ausnahme eines zweiten längeren Aufenthalts in Rußland, in Begleitung der Mutter, unterbrach sie dieselben nur durch kurze Reisen die das Bedürfnis nach Erholung bei zunehmend schwankender Gesundheit auferlegte.

Das Atelier lag in einem hübschen Winkel von Paris, unfreundlich und schmutzig, zu klein für die Zahl der Schülerinnen, vom Geruch der Ölfarben und des hastig eingenommenen Frühstücks- und Vesperbrotes durchsetzt. Eine englische Schriftstellerin, Mrs. Hepworth Dixon, die Marie Baschkirtseff damals kennen lernte, bezeugt, daß sie den Übergang aus ihrer luxuriösen Existenz in die Bohème der armen Künstlerwelt ohne die geringste Klage ertrug. Ihre inneren Kämpfe führten über Fragen des Komforts hinweg „Ich will Nero, Caligula, Augustus, der Zar, der Papst sein," hatte sie mit kindlichem Unverstand in Rom ausgerufen

Digitized by Google

In Paris stellte sie sich die Frage, warum Fürst Orloff nicht daran denke, sie zu heiraten? Er war Witwer und Botschafter, er konnte sie an die Spitze der Gesellschaft stellen. Jetzt verfolgte solche Kombinationen in Vergessen. Nur die Toiletten von Worth, Doucet und La Ferrière beschäftigten noch den Wert, der ihnen im Leben einer eleganten Frau zukommt. Sie werden bis zuletzt erwähnt, beschrieben und bewundert der blonden Schönheit angepaßt, die nur zu bald die Krankheit über das Antlitz Marie Bashkirtseffs breitete. In ihre Seele aber griff sich, wie mit Geierkrallen, der eine fieberhafte leidenschaftliche Wunsch „Gloriae cupido“ berührt werden, durch das Talent, durch die Kunst! Malen, meißeln, sich durchringen um jeden Preis, und sollte es der des Lebens sein.

Ihre ersten Versuche setzten ihre Lehrer in Erstaunen. Sie hatte nie vorher ernstlich und sorgfältig gearbeitet, wenn auch viel gelernt. Jetzt zeichnete sie täglich von morgens neun Uhr bis zehn Uhr abends und legte sich nicht selten unter Weinkrämpfen schlafen. Gerade die Korrektheit der Zeichnung, die das Merkmal und hervorragende Verdienst der französischen Schule ist, wurde die charakteristische Eigenschaft der Bilder Marie Bashkirtseffs, die durch Robert-Fleury, zuletzt auch durch Bastien-Lepage angeleitet, diese Seite ihres Talentes mit bewundernswerter Ausdauer zu künstlerischer Vollendung brachte.

Sie studierte unaufhörlich jahrelang. Wenn die unvermeidlichen Rückschläge kamen, wenn eine Skizze nicht gelang, ein Bild nicht fertig, der Lehrer unzufrieden wurde, dann brach die Schülerin in Klagen aus, wie diese: „Man muß als Phänomen vor die Öffentlichkeit treten, sagt Julian. Ich habe es nicht gekannt. Seit drei Jahren arbeite ich, und was habe ich gelernt? Nichts. Das heißt, ich bin eine gute Schülerin, und das ist alles. Aber das Phänomen, der Blitzschlag, der Effekt — — — Das ersetzt mich wie eine unerwartete Zerstörung — — — Die Wahrheit ist so grausam, daß ich mir vorspreche, zu übertreiben. Die Malerei ist es, die mich aufrechthält. Meine Zeichnungen bekämpfen meine Lehrer. Jetzt, seit zwei Jahren, male ich und bin über die Mittelmäßigkeit hinaus. Tony (Robert-Fleury, der große

Maler, der sie ebenfalls unterrichtete, ist gemeint) verheißt mehr und spricht von außerordentlichen Anlagen. Das ist nicht, was ich wollte, ich wollte etwas anderes. Mir ist, als habe man mir einen wuchtigen Hieb auf den Kopf versetzt, die Erinnerung an diese Empfindung verursacht nur heftigen Schmerz, und dann die Tränen! Das wird meinen Augen gut tun! Ich bin verloren, fertig, tot, und dann der Zorn, der wütende Zorn! Durch mich selbst bin ich vernichtet. O, mein Gott, ich werde wahnsinnig bei dem Gedanken, daß ich in Vergessenheit sterben soll. Ich bin zu verzweifelt, um nicht gewiß zu sein, daß es geschehen wird!" Solche Ausbrüche sind häufig, sie wechseln mit Regungen wilder Eifersucht gegen die glücklichere Nebenbuhlerin „Breslau", deren Talent abwechselnd anerkannt und verunsichert wird, deren Erfolge Tränenströme hervorrufen, bis sie endlich überholt ist und Marie Bashkirtseffs erstes Bild, „eine lesende Frau" 1880 im Pariser „Salon" Aufnahme findet. Aber, „chose curieuse, je n'en éprouve aucune satisfaction. La joie de Maman m'emeut. Ce succès n'est pas digne de moi." Im folgenden Jahr 1881 erhielt ein neues Bild der Künstlerin die zweite Stelle, wieder ein Jahr später wurde ein Pastell von ihrer Hand mit der mention honorable ausgezeichnet. Die Ungewißheit des Erfolges hatte ihr unsägliche Qualen verursacht und das Blut in schlaflosen Nächten durch die Adern gejagt. Nun, wo sie das Diplom in Händen hielt, befestigte sie es ihrem Lieblingshund an den Schweif. Die Freude wog die geleistete Pein nicht auf, wie so viele andere ging auch Marie Bashkirtseff durch die Erfahrung, daß der Ruhm, der in Gold zu belohnen verheißt in Silber zahlt. Sie rang um die erste Stelle und hatte einen hohen Begriff von ihrer Kunst. Die großen Dramatiker unter den Malern, Velasquez, Gericault, waren ihre Vorbilder und Lieblinge. Es bedeutet einen Abschnitt in ihrem Dasein, daß sie 1882 Bastien-Lepage kennen lernte. Den frühvollendeten Meister schätzte sie unter den Modernen am höchsten. Sie strebte nach der Form und der schönen Linie, nach Ausdruck, Korrektheit, Energie, in zweiter Reihe standen Glanz und Farbe. In verhältnismäßig kurzer Zeit erreichte sie Außergewöhnliches. Das letzte Bild, das

ihrer Phantasie vorschwebte, war die Gruppe heiliger Frauen am Grabe Christi. Dennoch läßt es sich nicht leugnen: höher wie das Ideal künstlerischer Vollendung standen der unmittelbare Erfolg, das Bedürfnis, Sensation zu machen, Applaus zu ernten, im nächsten Salon bewundert und besprochen zu werden, eine Spalte im „Figaro" auszufüllen. Die Sammlung, die läuternde Kraft geduldigen Schaffens fehlten ihrer Kunst, wie sie ihrem Leben gefehlt haben. „Dieu veut une résignation allemande et j'en suis incapable," bekennt sie in einem der nicht seltenen Momente, wo die eigene Seele ihr durchsichtig wurde. Aber ihre Kunst urteilte sie nicht weniger scharfen Blickes. „Was mich in der Malerei reizt, ist das Leben, die Natürlichkeit, die Bewegung der Dinge, die man sieht. Aber wie es sagen? Zudem, bei es verzweifelt schwer, so unmöglich ist, rührt und bewegt es mich." Bis zuletzt versuchte sie, auf dem Papier oder auf der Leinwand, mit Worten, mit Farben, mit Ton, die ruhelos in ihr stürmenden Gedanken zum Ausdruck zu bringen, in der Arbeit sich Ruhe zu schaffen für den nagenden Schmerz in ihr.

Seit 1880 fühlte sie sich bedroht, taub zu werden, und zu malen hatte sie Mühe, das Gebrechen zu verbergen. Sie empfand es mit der ihr eigenen Leidensfähigkeit, es war eine Demütigung, eine Folter schlimmer wie der Tod. Aber schon kündete sich ein größeres Unheil an, mit wachsender Besorgnis ausskultierten die Ärzte das junge Mädchen. Sie war zu klug, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu wissend, zu modern mit einem Wort, um sich über ihren Zustand zu täuschen. Ebensowenig gelang es, zu erreichen, daß sie sich schonte und pflegte. Ausreißen war undenkbar, Reflektoren verbarben die Haut, der Aufenthalt in Bädern, im Süden, entfernte vom Atelier. Die armen, hingebenden Frauen, die den Liebling langsam hinsterben sahen, müssen unsäglich gelitten haben: einzureisen durften sie nicht.

Maria Baschkirtseff kennt Regungen religiösen Gefühls, aber meist ist ihr Gott eine Art von Fetisch, zu dem sie betet, um ihren Hund wiederzufinden, ihre Schönheit zu bewahren, ihre irdischen Wünsche und vor allem ihren Willen durchzusetzen. Der Zweifel hat dann auch sie angekränkelt. „Ich bin Deistin, zuweilen selbst

Atheistin gewesen," schreibt sie einmal und glaubt es auch wohl. Ihr Zweifel ist ebenso oberflächlich wie ihr Glaube. Mit der Prüfung unter der Berührung des unbarmherzigen Übels, das ihre Kräfte untergrub, kommen ihr andere Gedanken. Noch 1879 und von dem ersten Entwurf zum großen Bilde, an dem ihr Können sich erproben sollte, sprechend, sagt sie: „Maria Magdalena und die andere Maria am Grabe Christi. Nur nichts Konventionelles, keine Heiligkeit!" In ihrem Todesjahr ist sie mit Ausführung dieses Bildes beschäftigt, und nunmehr erhält es eine andere Deutung. „Ich huste beständig, trotz der Wärme," schreibt sie im August. „Während mein Modell ausruhte, schlummerte ich ein und legte mich ausgestreckt neben mir eine brennende Kerze. Es wäre die Lösung all meines Elends. Sterben? Ich habe solche Angst zu sterben, und ich will nicht. Ich weiß nicht, was die Glücklichen tun, aber ich, ich bin viel mehr zu beklagen, seitdem ich nichts von Gott mehr erwarte. Wenn diese höchste Zuflucht versagt, dann bleibt nur der Tod. Ohne Gott ist keine Poesie, keine Liebe, kein Genie, kein Ehrgeiz möglich. . . . Ich möchte große Menschen berühren lassen und von ihnen hören, ob sie in Augenblicken der Begeisterung und des Schmerzes sich nicht zu Gott gewandt haben. Gemeine Naturen können ihn entbehren. . . . Wer das heilige Feuer besitzt, dem vermittelt die Leidenschaft den Glauben."

In der Kette der Selbstbekenntnisse Marie Baschkirtseffs würde der stärkste Ring fehlen, hätte sie diesen nicht eingefügt. Der Stimmung, in der sie sich jetzt befand, entspricht der zur Freundschaft, wenn nicht zu einem besseren Gefühl gesteigerte Umgang mit dem gottbegnadeten Künstler, der die Büsten der Jungfrau von Orleans geschaut und auf die Leinwand gebannt hat. Marie Baschkirtseff schwankte für Bastien-Lepage und für sein Genie, weniger wie je zuvor und tief im Innersten davon ergriffen. Sie spricht von seinen Augen „qui ont vu Jeanne d'Arc," von seinen ländlichen Idyllen, die niemand, der sie kennt, jemals wieder vergißt. „Der Gedanke an ein Bild, an eine Natur hält mich die ganze Nacht hindurch wach," schreibt sie, „wie hat die Erinnerung an einen hübschen jungen Mann Ähnliches vermocht."

Der zwölf Jahre ältere Bastien-Lepage war kein junger Mann; wenn er gütig und liebenswürdig war, vergleiche sie ihn mit einem Sonnenstrahl und war glücklich (1883). Öfter noch blieb er ernst und erschlossen, „den Weisdamen" wenig geneigt. Sie liebte ihn „mit der Phantasie", die Überlieferung, daß die Neigung erwidert oder bei ihr zu einem tieferen Gefühl gesteigert wurde, gehört in das Gebiet der Legende. Dagegen interessierte sich Bastien-Lepage lebhaft für Marie Baschkirtseffs künstlerische Entwicklung der letzten Jahre, kritisierte und korrigierte auch wohl ihre Bilder, das der zwei Gassenjungen „Jean et Jacques", des jungen Mädchens in der Frühlingslandschaft an einem Bach träumend die unter dem Namen „Meeting" bekannte Gruppe von Pariser Gamins. Dann wurde der Meister selbst krank, so krank, daß er das Zimmer nicht mehr verließ und seine Freundin ihn oft mit ihrer Mutter besuchte. Sie selbst nahm bereits Opium, um zu schlafen und arbeiten zu können. Trotzdem ging sie Abends noch in die Welt. „Wenn Gott neutral bleibt," sagt sie im Lauf ihres letzten Sommers, „dann habe ich nächstes Jahr die Medaille im „Salon". Bald darauf kehrte sie halb bewußtlos von einer Soirée nach Hause zurück und berichtet: „Meine Schwäche war so entsetzlich, daß die Empfindung köstlich wirkte. Ihr glaubt es nicht, und doch ist alles köstlich für mich, was die Sensation erschöpft, im Genuß wie im Schmerz." Im Oktober konnte sie nicht mehr von der Stelle. „O, mein Gott, mein Gott, mein Bild, mein Bild — — — Ich habe glühendes Fieber — —" ist eine der letzten Notizen im Tagebuch. Bastien-Lepage, schon zu Tode getroffen, ließ sich in ihren Salon tragen. „Ich war in Spitzen gehüllt, in Pelüche, alles weiß. Das Auge von Bastien-Lepage weidet sich an diesem Anblick. O, wenn ich malen könnte, sagt er. Und ich? Mit dem diesjährigen Bilde ist es vorbei. Misère de nous. Et que de concierges se portent bien!" Die Worte sind vom 20 Oktober datiert. Am 31 Oktober 1884 ruhte sie vom Fieber des Lebens befreit. „N'avoir pour maître que soi," sagt Alexander Dumas, „c'est avoir pour maître un tyran." Bereits am 10 Dezember folgte ihr Bastien-Lepage in die Ewigkeit.

Das schmerzvolle Glück, die Mutter dieses hochbegabten genialen und unglücklichen Kindes gewesen zu sein, hat Madame Baschkirtseff bis auf die Hefe gekostet und mit ihr und für sie fortgelebt. Ein Werk Marie Baschkirtseffs schmückt die Gemäldesammlung des Großfürsten Konstantin, zwei andere, das Porträt eines weiblichen Modells und „das Meeting", erwarb die Galerie des Luxembourg.

„Das Meeting", in Deutschland unter dem Namen „wichtige Beratung" bekannt, ist ihr bestes Vermächtnis an die Kunst. Breite Holzplanken sperren einen Bauplatz ab, im Hintergrunde eine diskret behandelte Häuserreihe, vor derselben die Straße, die noch rechts verläuft, in der Perspektive ein kleines Mädchen, den Zopf im Rücken, das seines Wegs trollt. Vor den Planken steht eine Gruppe sechs dürftig gekleideter, vergnügter Gassenjungen. Sie diskutieren mit dem ältesten derselben, einem stämmigen, schwarzgekleideten Burschen, die Kappe schief auf dem Kopf der mit dem Ranzen im Rücken gegen den Beschauer steht. Der nächste scheint so ziemlich einverstanden, der dritte, eine profilierte Prachtfigur des echten, zerlumpten Pariser Straßenjungen, die Nase in der Luft, die Hände in voller Bewegung, besteht auf seinem Sinn, die drei anderen sind geteilter Meinung. Die Zeichnung, vor allem die der Hände, ist vortrefflich, von klarer, kräftiger Bestimmtheit. Das Ganze spielt in Mittelstönen, von feinsten Farbenreflexen belebt, wie sie nur Kenner zu schätzen wissen. Der Einfluß von Bastien-Lepage ist unverkennbar, aber sichtlich hat nur die Zeit diesem Talent gefehlt, um zur vollen Entfaltung seiner Originalität zu gelangen.

Unbehindert durch technische Anforderungen bricht sie sich in den Schriften Bahn. Madame Baschkirtseff hat dieselben unverkürzt der Öffentlichkeit übergeben, wenngleich manche Stellen eine Liebe, weniger selbstlos wie die ihrige, hätten verletzen müssen.

Dieser literarische Nachlaß fand nicht nur den ephemeren Augenblickserfolg. Er bleibt ein Dokument zur Psychologie des weiblichen Herzens, — des ungebändigten Herzens einer Slawin — in dem besonders, zugleich kosmopolitisch raffinierten, künstlerischen und geistigen Milieu, aus dessen Quellen der Bildung und der

durch die Umstände gesteigerten Hyperkultur es den Todesbecher voll bis zum Rande geleert hat. Einmal und nicht wieder hat eine Seele es gewagt, sich so zu schildern, wie sie war, wie Zeit und Umgebung sie gemacht haben, mit einer Offenheit, die zynisch genannt werden müßte, wenn sie, die spricht, nicht jung, so jung und bedauernswert wäre! Das empfand unter anderem Gladstone, der neben der Politik den irischen Sorgen, den homerischen Studien und den exegetischen Exkursen 1889 Zeit fand, dem Tagebuch der jungen Russin einige tiefempfundene Seiten im „Nineteenth Century" zu widmen. Franzosen und Deutsche blieben nicht zurück: der heiße Wunsch Marie Bashkirtseffs, nach ihrem Tode nicht in Vergessenheit zu geraten, ist somit in Erfüllung gegangen.

Würde dies Ergebnis sie befriedigen? Sie, die nichts auf der Welt zu befriedigen vermochte, die in richtiger Selbsterkenntnis sagt: „Ich kann nicht leben, denn ich bin nicht normal veranlagt, ich habe eine Menge Dinge zu viel, andere gar nicht. Wenn ich Göttin wäre, wenn das Universum mir diente, würde ich den Dienst schlecht gemacht finden. — Ich wollte alles, alles und habe mich in allem getäuscht."

Vergebens hat sie dennoch nicht gelebt; ihr Beispiel ist eine Warnung an die Zeit vor allem, in der wir leben, und die für Existenzen wie die ihrige verantwortlich ist. Täglich, stündlich in der Zeitung, im Roman, auf der Bühne, in der Gesellschaft, in der Kunst, auf der Schule, im Denken, im Handeln verweist sie alles, was arbeitet und strebt, nicht auf den inneren Wert, sondern auf den äußeren Erfolg, auf das kommende Examen, auf die nächste Ausstellung, auf die packende Wirkung, die einen auf den raschen Genuß, die andern auf den reichen Gewinn, alle auf den Effekt. Die gesunde Entwicklung des Einzelnen, das ruhige Heranreifen des Talentes, die selbstlose Hingebung an ein großes Ziel, das stille Wirken im Dienst des Guten, alles ist Zeitverlust, Verkennen des eigenen Vorteils, Verschwendung der Kraft. Wer fände noch Muße und Stille, um sich zu sammeln und zu reifen? Fort rast sie, die wild tobende Jagd nach Aufregung, Vergnügen, Reichtum und Ehren, und wo diese nicht zu haben, so doch — nach Reklame.

Wer nicht fest im Sattel sitzt, wer keine stählernen Muskeln, keine widerstandsfähigen Nerven, zuweilen auch kein weites Gewissen hat, der sehe, wie er durchkommt. Die Jagd setzt über den Gestürzten hinweg. „Es ist immer so gewesen," wird erwidert. Ja und nein. Krankhafte Selbstüberhebung, maßlosen Ehrgeiz, unersättliche Eitelkeit hat es immer gegeben. Aber die Ausnahmen drohen die Regel zu werden, und jung sein, fröhlich und unbefangen, das sei, so hört man klagen, eine verlorene gehende Kunst. Kinder tragen Brillen und reden von Anatomie und Operationen. Gymnasiasten erschießen sich, weil sie nicht die erste Note erhalten; Studenten beiderlei Geschlechtes gehen an der Neurose zugrunde; Romanschriftstellerinnen stiften Religionen, exotische Wanderprediger, gleichfalls beiderlei Geschlechtes, verkünden eine neue Sittlichkeit. Wie viele unter den Modernen, die zu sagen bereit wären: „Ich danke dem Himmel, daß er, der mich in allen Dingen zur Mittelmäßigkeit bestimmte Maßigung in meine Seele gelegt hat." Und doch ist es nicht etwa ein frommer Kapuziner oder ein pensionierter Rezitator, der dieses Dankgebet gesprochen hat, es ist Montesquieu! Goethe ist noch bescheidener: „Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte," spricht der Olympier. „Gott will eine deutsche Resignation," ruft Marie Baschkirtseff, „und einer solchen bin ich nicht fähig." Eine deutsche Resignation! Man möchte das Lob verdienen.

Unwillkürlich beschwört die Erinnerung Gestalten herauf, die eine solche geübt haben, deutsche Helden, wie Helmuth von Moltke, deutsche Frauen, wie Annette von Droste, die einzige, die es verdient neben großen Männern in der deutschen Literatur ebenbürtig genannt zu werden. Auch in ihr glühte das heilige Feuer, auch ihr Auge hatte Visionen geschaut, hinreißender und gewaltiger als diejenigen, die Marie Baschkirtseff auf der Leinwand festzuhalten suchte. In einem westfälischen Herrenhof, der nicht viel besser denn ein Bauernanwesen war, ist ihre Jugend hingewelkt, weiter als in die Vorberge der Schweiz ist sie nicht gekommen, vom Recht der Persönlichkeit, sich auszuleben, auf Kosten anderer, hat das arme Edelfräulein nichts gewußt. Auch ihr goldenes

Haar wallte emsig zu Boden, auch ihr Herz träumte seinen Traum; er ging nicht in Erfüllung, sie blieb einsam und unverstanden und rang sich durch bittere Kämpfe zum Glaubensbekenntnis empor, das hoch über die Köpfe der meisten Heutigen — der Frommen und jener, die es nicht sind — auf zu den Sternen Ewigkeitsgedanken trägt. Sie war vierundzwanzig, da erschienen ihre ersten Gedichte. Ihr Honorar bestand aus einigen Freiexemplaren, einige Dutzend Bände wurden verkauft, das Übrige blieb dem Verleger. Recht wenige wurden gewahr, daß hier ein Genius erwacht sei. Am Ende ihres Lebens erschien ein zweiter Band lyrischer Gedichte und fand die Anerkennung, die dem größten ihrer Werke erst langsam und verspätet gezollt werden sollte. Damals schrieb sie die Verse nieder:

„Und als ich, entmutigt ganz,
Gedanken flattern sah wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger, frischer Lorbeerkranz."

Mit dem Erlös von ein paar hundert Talern kaufte sie ein Winzerhäuschen und einen Weinberg am Bodensee und nahm es ruhig und gelassen hin, daß die Zeitgenossen sie so recht gewahr wurden, welche Stimme aus ihr sprach.

Sie blieb versöhnt mit dem Schicksal, wahrhaft bescheiden, aber doch wahrhaft selbstbewußt bis ans Ende. Den Maßstab ihres Wertes sei andern sich zu holen, wäre dieser Frau die große Demütigung, der Treubruch gegen sich selbst gewesen. Wir sind eitler geworden, aber wir sind nicht mehr so stolz. Suchen wir, es wieder zu werden. Selbst auf die Gefahr hin, keine Bekenntnisse wie die von Marie Baschkirtseff mehr zu lesen. Dann wird der ruhelose Schmerz ihrer Seele nicht umsonst geklagt worden sein.

Chateaubriand.

Auf die Frage, welcher Name in der französischen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts am öftesten wiederkehrt, ist die Antwort nicht zweifelhaft Es ist der Chateaubriands

Kein Essayist, der an ihm vorübergegangen wäre, kein Historiker des Kaiserreichs und der Restauration, der sich nicht mit ihm beschäftigte, kein Darsteller der religiösen Zustände in der Epoche zwischen 1802 und 1848, der umhin könnte, sich mit ihm auseinanderzusetzen An der Spitze seiner Angreifer steht Sainte-Beuve, der den ätzenden Spott seiner Satire erbarmungslos über die Fehler des Schriftstellers und die Schwächen des Menschen ausgegossen und ihn dennoch bewundert hat Der vom Genius Chateaubriands ausgehende Zauber ist so mächtig, daß auch der Fürst der französischen Kritik sich ihm nicht entziehen konnte Auf ihm ebenbürtige Geister hat er so nachhaltig gewirkt, daß Studien über Chateaubriand zur Probe literarischen Könnens geworden sind und nicht wenige derselben zum Besten gehören, was die französische Prosa auf dem biographischen Gebiet geschaffen hat Der vermeintlich Ausspruch dieses Gegners Napoleons, er werde von seinem Ruhm nicht verdunkelt werden, ist wenigstens so weit in Erfüllung gegangen, daß eine Bibliographie Chateaubriands, die alles über ihn Geschriebene berücksichtigen würde, kaum weniger umfangreich wie die Napoleons wäre Chateaubriand selbst hat seinen Historikern vorgearbeitet und sich nicht nur beständig und in allem, was er geschrieben, sondern dreimal in besonderer Absicht geschildert Zuerst in einer Schöpfung des Genies, in „René“. Dann dreißig Jahre hindurch in den 1811 begonnenen „Mémoires d'Outre-Tombe“ Zuletzt in der Apologie, die unter der Anonymität einer ganz ungemessenen Selbstverherrlichung der Gesamtausgabe der Werke Chateaubriands, die 1838 zu Paris erschien, vorausgesetzt ist Von diesen drei Selbstbiographien ist diejenige die wahrste

und aufrichtigste, die auf Wahrheit seinen Anspruch macht. Das innerste Geheimnis seines Herzens und Lebens, das der Schriftsteller unter den Verschleierungen der vollendetsten Prosa des Jahrhunderts zu bergen bestrebt war, der Künstler hat es in den paar Seiten eines kleinen Meisterstücks ganz und für immer verraten. Mit dieser einen Gestalt, in diesen wenigen Strichen ist ein Typus geschossen, ein Seelenzustand entdeckt, eine Psychologie gefunden worden, die noch heute ebenso lebendig, ebenso zeitgemäß, ebenso zutreffend, aber ungleich mächtiger als damals sich erweisen, wo er, dem es gelang, der Welten die ewige Form zu geben, von einer Stunde zur andern Beherrscher der Literatur wurde, die tags zuvor seinen Namen gar nicht kannte. Dieser ungeheure Erfolg hat einen ungeheueren Preis gekostet. Diesen zunächst, daß mit wenigen Ausnahmen, die noch Erwähnung finden sollen, das ganze literarische Werk von Chateaubriand dieser einen Schöpfung geopfert worden ist. Was er vor „René" geschrieben hat, ist einer verdienten Vergessenheit anheimgefallen. An der Hand von „René", von seiner Glut erfaßt, hat „Atala" gelebt. Um des Zaubers willen, der von ihm ausging, ist Cymodocée verblaßt und Eudore vergessen. Aber sie alle ragt „Der Genius des Christentums", das literarische Denkmal empor, das ein Tempel zu sein beanspruchte und sich keinen geringeren Zweck als den gesetzt hatte, die alte mit der neuen Welt zu versöhnen. Heute, wo der Enthusiasmus verflogen, die Nebel der letzten Illusionen zerrissen sind und das Effektstück der Literatur des Konsulats, das „erste Buch des Jahrhunderts" unter dem Skalpel der Kritik bloßgelegt worden ist, hat keine ihrer Verurteilungen diejenige übertroffen, die Chateaubriand selbst an sich vollzogen hat, da er „René" — als warnendes Beispiel freilich, aber als integrierenden Bestandteil des „Genius des Christentums" erscheinen ließ. Es geschah, was überall geschieht, wo man flüchtige Stoffe mit einem Element zu binden sucht, das stärker ist als sie. Die Seelenstimmung, aus welcher heraus Chateaubriand zum Apologeten der Religion wurde, war durchaus aufrichtig. Wer das zu leugnen versuchte, würde die Natur des Menschen ebenso wie die Seele des Dichters verkennen. Aber wenn aufrichtig, so war sie weder ernst noch tief. Sie bemächtigte

sich der Einbildungskraft, rührte das Herz, bekehrte es nicht, und drang nicht bis zum Gewissen. Der Künstler war bekehrt worden, der Mensch blieb, was er war, er blieb René.

Stimmungen sind keine Religionen, ebensowenig wie Bilder Argumente sind. Aber die Leidenschaft war echt, um so echter, das fühlte man, weil ihre finstere Schwermut Erlösung erraten ließ und heute noch die Meinungen darüber geteilt sind, ob eine Gedankensünde die geheime, verpfuschte Quelle der Inspiration gewesen ist. Herr von Lescure sagt nein, aber Graf Melchior de Vogüé, der es viel besser weiß, sagt ja, er spricht vom „redoutable équivoque". Menschlich gesprochen sei dem, wie ihm wolle, und mögen die Schatten des heimatlichen Schlosses von Combourg das Geheimnis dessen, was in einer erregten Jünglingsphantasie sich zutrug, auf ewig bewahren. Genug ist nur, daß die Träume von damals poetische Früchte gezeitigt haben, denen — bis heute der Eiterm im Herzen nagt. Wo immer solche Verirrungen ihnen begegneten, haben die Alten sie dem unerbittlichen Fatum zur Last gelegt, und das Individuum, gleichviel ob schuldig oder nicht, seinem blinden Wollen genötigt. Das tragische Gefühl, daß gewisse Erfahrungen vom Glück ausschließen, erfüllt auch die Brust von René. „Es gibt so schwerwiegende Existenzen," spricht er zu Celuta, „daß sie die Vorsehung anzuklagen scheinen und von der Manie des Daseins heilen könnten." „La manie d'être!" Schopenhauer konnte ihr um das Wort beneiden. Die ganze moderne Literatur, vom „Don Juan" bis zur „Kreutzersonate" hat kein enttäuschteres gefunden. Aber René verachtet nicht. Er lügt nicht, wie Werther, Hand an sich, um verbrecherische Gluten zu strafen, ihn entzieht kein rächender Blitzstrahl dem Angesicht der Menschen. Sondern eben aus der tiefen Immoralität der Situation, in die er verstrickt ist, schöpft sein Talent das subtile Gift, sein Genius den geheimnisvollen Zauber, die zu den größten Schöpfungen der modernen Kunst begeistert haben und für ihre schlimmsten Verirrungen verantwortlich sind. René, der keinem Sohn das Leben schenken wollte, ist der Vater von Generationen geworden. Die Unfähigkeit, sich zu trösten, der trotzige Pessimismus, die Empörung gegen das Schicksal, das ungemessenen Wünschen nur

banale Lösungen bereit hält, das sind die Zeichen, an denen sie sich erkennen. Die analytische Kunst von Sainte-Beuve ist zu schanden geworden, da sie unter dem Kartätschengeknatter der Barrikaden von 1848 „die Krankheit von René“ für überwunden erklärte. Sie war es so wenig, daß der pathologische Charakter des Übels sich von da an erst recht entwickelte. Unzählige Male und immer wieder zitiert man den Ausspruch, den Henri Beyle vor 1830 getan hat: „Ich werde 1880 verstanden werden.“ Das Selbstbewußtsein der Prophezeiung mag das Seinige dazu beigetragen haben, daß sie sich erfüllte. Allein viel gewisser als diese mächtige, genaue und unerbittliche Analyse aller Triebfedern des Handelns und aller Regungen des Herzens ist der Pessimismus von René der vorwaltende Zug der künstlerischen Produktion dieser Fin de siècle geblieben. Der melodische Vers von Lamartine, dem man die Kraft nicht zuerkennen will, weil er die Anmut besitzt, ist nicht frei davon: Sommes-nous, ô hasard, l'œuvre de tes caprices? Ou plutôt, Dieu cruel, fallait-il nos supplices pour ta félicité? Aber bei ihm, der eine durchaus fromm angelegte, innerlich harmonische Natur war, sind so schrille Akkorde nur vorübergehend angeschlagen worden. Anders bei Alfred de Vigny, bei dem die gänzliche Hoffnungslosigkeit, „la désespérance“, biblische Ausdrücke findet für das große Rätsel des Lebens, den Zwiespalt, der durch die ganze Natur geht und sie dazu verurteilt, im ewigen Kreislauf ihr eigenes Werk zu vernichten. Sie, die große Trösterin des Dichters der „Meditationen“, wirft dem Dichter des „Chatterton“ nur die ironische Antwort zurück:

„Je roule avec dédain, sans voir et sans entendre
A côté des fauriels les populations;
Je ne distingue pas leur terrier de leur cendre,
J'ignore en les portant les noms des nations.
On me dit une mère et je suis une tombe
Mon hiver prend vos morts comme son hécatombe,
Mon printemps ne sent pas vos adorations.“

Alfred de Vigny nennt die Hoffnung „die größte der Torheiten, die Quelle der Feigheit“. Der einzige Trost, den seine männliche Ergebung ins Unabänderliche nicht verschmäht, ist hilfbereites

Mitleid für das Elend der andern, während er den eigenen Schmerz zum Schweigen verurteilt

„Seul le silence est grand, tout le reste est faiblesse."

Diese Form des Pessimismus greift in ihrer einfachen Objektivität über „René" hinaus, während jene von Alfred de Musset in ihrer weicheren Sinnlichkeit hinter der seinigen zurückbleibt. Der Skeptizismus von Rolle

„Je suis venu trop tard dans un siècle trop vieux"

dringt nicht durch die Oberfläche in jene Abgründe des Gedankens, der großen Dichtungen die Flügel leiht.

Wollte man sie alle aufzählen, die Meister und Jünger der zweiten Romantik, der von 1830, die auf die eine oder die andere Weise den Spuren von Chateaubriand gefolgt sind, man müßte die Literaturgeschichte dieser Jahre noch einmal erzählen. Die melancholischen Naturen, denen es an Kraft gebrach, versenkten sich mehr und mehr in den Kultus der Trauer, der sich in der Betrachtung des eigenen Leides gefällt. Der Weltschmerz lebte in anderer Form wieder auf „L'inexorable ennui", die Qual und Strafe derjenigen, die sich überlegen glauben, weil sie, mutloser und selbstsüchtiger als die gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, ihren Beitrag an der Arbeit der Welt nicht leisten wollen oder nicht leisten können, bevölkerten die Bühne und den Roman mit kränkelnden, sentimentalen Gestalten, unter denen hier und da die Magie des wahren Talentes noch unvergleichliche Schönheiten schuf. Die andern, vorwiegend passionell, phantasiereich angelegten Naturen deuteten das andere Element aus René aus.

Viktor Hugo und Dumas schufen das romantische Drama, in dem Gattenmord und Inzest, Ehebruch und alle widernatürlichen Laster wüteten und die große Tragödin der Romantik mit einer wütenden ins Drama losgelassenen Löwin verglichen wurde, die, in wildem Schmerz zusammenbrechend, ihr Herzblut zu vergießen schien. Mit dem Sturz der Julimonarchie begann das alles sich zu erschöpfen und langsam zu veralten. Die Tribüne verstummte, ein neuer Cäsar besorgte die Politik, die Romantik trat in die Opposition oder zog in die Verbannung, der liberale Katholizismus wurde entwaffnet, die offizielle Kirche trat endlosig auf die Seite

des Siegers, die gerettete Gesellschaft unternahm sich der Zensur, um in Frieden die Renten zu verzehren, die das freiheitliche Experiment der Republik von 1848 arg in Frage gestellt hatte. Man wußte nicht, was werden sollte, und beinahe hätte Sainte-Beuve doch recht behalten, als er den Wendepunkt für gekommen erachtete nach den Schöpfer der französischen Romantik zu den entthronten Königen rechneten. Denn mit der Romantik allerdings war es vorbei. An dem Grab von Alfred de Musset stand eine Trauerweide. Auf seinem Eiland im Ozean stellte der Dichter des „Hernani" seine mächtige Kunst in den Dienst sozialer und politischer Thesen und erhellte den Abendhimmel der romantischen Dichtung mit der „Légende des Siècles" und den „Contemplations". Lamartine, nachdem er Geschichte gemacht hatte, schilderte sie jetzt, wie Dichter zu schildern pflegen. Sainte-Beuve verbrannte, was er angebetet hatte, schlug in bitterem Ulmut das beste seiner Bücher zu und entwarf in seinem neuen kritischen Werk die Naturgeschichte der Intelligenzen. Theophile Gautier, einer der begabtesten und originellsten ihrer Repräsentanten, schrieb, mit der „Geschichte der Romantik", der Schule von 1830 die Grabschrift. Die Namen, die jetzt in den Vordergrund treten, hatten nichts mehr mit ihr gemein. Sie heißen Littré, Taine, Renan. Sie kamen aus der Klinik der Normalschule, dem Seminar. Ihre Lehrer waren Hegel, Spinoza, die Theologen von Tübingen, die großen Forscher und Entdecker auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Die Zeiten waren darüber, wo man in die Natur hinausging, um zu träumen und in Gefühlen zu schwelgen. Man zog es vor, an der Hand der experimentalen Methode ihren verborgensten Geheimnissen auf die Spur zu kommen, auf Grund der Tatsachen ihre Gesetze festzustellen. Die Wissenschaft wurde die ernste Muse der neuen Zeit, sie brachte aus den Laboratorien nicht nur eine ganz neue Erklärung der physischen Welt, sondern auch eine ganz veränderte Auffassung des Menschen. Wie die ihn umgebende Natur, so war auch er geworden nach ungemessenen Zeiträumen, nach unzähligen Anläufen, nach unablässig sich wiederholenden Zerstörungsprozessen und Kombinationen, nach dem beständigen Durcheinanderschütteln der Würfel, bis endlich der Treffer,

Digitized by Google

der einst fälschlich sogenannte Herr der Schöpfung entstand. Die Gesetze seines Werdens blieben die seines Seins, er ist fortan ein Teil der kosmischen Kräfte, denen er sein Entstehen verdankt, und was er Freiheit, was er Liebe nannte, ist nichts anderes als blinde Notwendigkeit und tyrannischer Instinkt. Die Windungen des Gehirns, das Mehr oder Weniger der grauen Masse, in welcher der Gedanke produziert wird, bestimmen, ob der Welt ein Heiliger oder ein Missetäter, ein Genie oder ein Unhold geboren werden soll. Wie könnte da, wo unerbittliche Gesetze walten, noch von Verantwortung und freier Selbstbestimmung die Rede sein, und mit welchem Recht strafen wir physiologische Vorgänge, die den Charakter entwickeln wie die Pflanze oder den Stein, willenlos, durch den Prozeß der Evolution und Selektion, ein Resultat der Heredität, der Rasse, des Klimas, der Umgebung. In den Regionen des Gedankens, im Geiste des Gelehrten weckten die Perspektiven, welche die Wissenschaft jetzt eröffnete, eine Begeisterung, mit derjenigen vergleichbar, die der Glaube an das Ewige in den Seelen entzündet. „Endlich naht sie," schreibt einer der berufensten Vertreter dieser Scientia nova, „und sie nähert sich dem Menschen. Sie ist über die sichtbare, greifbare Welt der Gestirne, der Gesteine, der Pflanzen hinausgedrungen, wo man sie verächtlich zu beschränken suchte. Sie faßt die Seele mit scharfen, unfehlbaren Instrumenten, die dreihundert Jahre der Erfahrung geschliffen und vorausberechnet haben. Sie bringt in ihrem Gefolge eine neue Kunst, eine neue Sittlichkeit, eine neue Politik, vor allem eine neue Religion, und unsere Aufgabe ist es, sie zu finden."

Dem Appell gehorchend, ist die Literatur ausgezogen, um auf Grund der neuen Psychologie das gelobte Land der Zukunft zu suchen. Vergebens ist der Weg nicht gemacht worden. Seit fünfzig Jahren führt er in unbekannte Gegenden, zuweilen in weite Fernen, viel öfter in ganz nahe liegende Regionen, wo vor ihnen die Kunst nie den Fuß hingesetzt hatte. Wie von der Leinwand des modernen Malers, so verschwinden aus dem modernen Buch die Idealbilder, welche die Seelen der alten Meister mit der Wonne des Schönen beseligt hatten. Der Realismus und

seine Vollendung, der Naturalismus, stiegen von der Höhe der Zivilisation, der Kultur und der Bildung bis zu Aufenthalten, die man früher zu nennen vermied. Die Gosse wurde ein Lieblingsort, schmutzige Füße trugen schwulstigere Menschen in die Werke der tonangebenden Schriftsteller. Das in vielen Fällen nur vorgebliche, fast durchaus mißverstandene Mitleid mit den Elenden und Entrechteten setzte sälschlich voraus, daß Menschen, die in Kohlengruben leben, auch schwarze Seelen über, in gänzlicher Erwangelung derselben, doch die Sensationen von Bestien haben müssen. Armut wurde mit abstoßender Häßlichkeit verwechselt, an die Stelle des Grauens trat der Ekel. Unter dem Vorwand, „das menschliche Dokument“ mit wirklichkeitischer Treue wiederzugeben, schuf man Ungeheuer als Typen, die Menschen wurden so widerlich abstoßend, daß die erschöpftesten Nerven über „Germinal“ z. B. das Gleichgewicht verlieren und der gequälte Leser zu seinem Entsetzen bemerkt, wie seine Teilnahme sich dem alten Schimmel zugewendet hat, der in dieser zynischen Gesellschaft der bemitleidenswerteste ist. Schopenhauer, wer wüßte es nicht, hat sich gerühmt, „die Dame“ aus der Literatur verdrängt zu haben, die Verfasser von „Germinie Lacerteux“, die Brüder de Goncourt, die sich rühmen, die Erfinder des realistischen Romans zu sein, sind mit der Frau fertig geworden. Die Entdecker des „psychologischen Romans“, so überlegen sie ihnen auch sind, haben die Frau nicht rehabilitiert. Zuweilen ist die Mache unübertrefflich, einzelne Charakterzeichnungen sind von wunderbarer Wahrheit und verdienen zu leben, aber, hier wie dort ist der Gesamteindruck verstimmend, niederschlagend, wo nicht beschämend; denn man durchschaut nach und nach die Kunstgriffe, man hört im voraus die Stellen, um derentwillen ganze Bände geschrieben wurden, und ohne die keine derselben aufgezeichnet, geschweige denn gelesen würden. Nur Amerikaner und einige Angelsachsen sind noch jung und naiv genug, eine neue Theologie von Romanschreiben zu erwarten. Die Lateiner haben das an der Quelle, bei Renan, und unterhalten sich ungleich besser dabei. Dem Bourgets „Disciple“ wird nicht etwa wegen der Dissertationen von Adrien Sixte, sondern wegen der Sensationen von Robert Greslou gelesen.

Das mehrmalige Gefühl, daß mit allem Aufwand von Talent und Geschick, mit dem ganzen Apparat gelehrter und künstlerischer Theorien dennoch das eine Notwendige, die gesunde Kraft der wahren Schönheit fehlt, die allein dem Kunstwerk ewiges Leben einhaucht, ist gestern noch auf den Lippen eines der bescheidensten unter den Modernen zum Ausdruck gekommen. „Das Verdikt der Zukunft" sagt Zola vor versammelter Akademie, „darunter verstehe ich nicht etwa ferne, kommende Zeiten, wer dürfte an solche denken. Das war gut für die Werke der Alten, Jahrtausende zu überdauern. Unsere modernen Werke werden alle mit fortgerissen werden, alle und schnell [illegible]." Das klingt nicht schaffensfroh und legt die Versuchung nahe, nach dem Grund zu forschen.

„C'est à l'âme que la science va se prendre" lautet ein Axiom von Taine. Was aber ist aus der Seele geworden? Die naturwissenschaftlichen Lehren haben sie zu einem Kapitel der Physiologie reduziert. Die positivistische Philosophie ist nicht ganz so weit gegangen und behandelt sie als zu einer andern Ordnung von Phänomen gehörend. Aber das Gewissen bleibt entthront. Es ist vorbei mit der Freiheit des Wirkens und damit auch vorbei mit allem, was den Menschen aus der bloß natürlichen auf eine übernatürliche Ordnung verweist. Es hat niemals an solchen gefehlt, die versucht haben, den gähnenden Abgrund der Vernichtung unter Rosen zu verdecken und zu versichern, daß sie niemals vergnügter gewesen sind, als seit man ihnen das unwiderrufliche Todesurteil gesprochen hat. „Soeben habe ich mich mit dem Nichts herumgebalgt" schreibt Beyle-Stendhal nach seinem ersten Schlaganfall. „Der Übergang ist unangenehm, und dieses Grauen kommt von allem Unsinn, den man uns in den Kopf gesetzt hat, bis wir drei Jahre alt waren." „Heureux les corps" [illegible] sagt ein anderer,

„Ils ont la paix quand ils se couchent
Et le néant quand ils sont morts."

Solche Tröstungen täuschen niemanden, den am wenigsten, der sie stammelt. Nach wie vor stand

„Aux abords confus du possible
Un abîme de désespoir"

Es war die Stimme der alten Qual, die unstillbare, lebensmüde Sehnsucht von René! Aber bis zu dem Punkt gesteigert, wo die Klage zur Anklage, die Auflehnung zum Blasphem wird: An einen toten Dichter richtet der Sänger der „Fleurs du mal" die Worte

„Que ton cadavre banal t'oublie où te renomme,
Moi, je t'envie au fond du tombeau calme et noir,
D'être affranchi de vivre et de ne plus savoir
La honte de penser et l'horreur d'être un homme!"
— — — — — — — — — — — — — — —

Nichts anders wie hier Leconte de Lisle spricht Sully-Prudhomme

„— — Arrière les savants, les docteurs, les apôtres.
Je n'interroge plus, je subis désormais
Faites, faites de moi tout ce que bon vous semble,
Ouvriers inconnus de l'infini malheur,
Je viens de vous maudire, et voyez si je tremble,
Prenez ou me laissez mon souffle et ma chaleur."

Das ist der Ton, der in unendlichen Variationen angeschlagen wird, bis ein anderes, neues Echo aus der Brust von René in der neuen Dichtung widerklingt

„Du plus aveugle instinct je veux me rendre maître,
Hélas! non par vertu, mais par compassion
Dans l'invincible essai de mes condamnés à naître,
Je fais grâce à celui dont je sens l'aiguillon
Ainsi je garderai ma compagne et ma race,
Soustraites, en moi-même, aux ennuités du sort,
Et, s'il est vain d'aimer pour qui jamais n'embrasse,
Du moins exempts de deuil, nous n'aurons qu'une mort."

Den fünfteren Reigen schließt eine überlegene Frau, die im Leben nichts weniger als eine Pessimistin geweten ist und doch, zur Natur gewendet, in die Verurteilung ausbricht

„Sois maudite, ô marâtre! en tes œuvres immenses
Où, maudite à sa source et dans tes éléments,
Pour tous tes abandons, tes oublis, tes démences,
Aussi pour tes avortements."

So weit auch sonst die Anschauungen auseinandergehen, die neue Zeit hat einen Pessimismus großgezogen, der auf den Geistern,

Digitized by Google

die sich ihr ergeben haben, wie ein bleierner Mantel lastet. Was sie zu suchen auszog, hat sie nicht gefunden. Die neue Moral, die neue Politik, die neue Religion liegen noch ungeboren im Schoß der Sphinx. Nur die Kunst nennt sich glücklicher, weil sie eine ästhetische Formel gefunden glaubt, die im allgemeinen Schiffbruch aufrecht stehen wird. Die Formel heißt: die Kunst um der Kunst willen — l'art pour l'art. Sie erhob sich auf Ruinen. Offenbarungen und Systeme hatten sich unter der kritischen Sonde zu Träumen verflüchtigt, auf die Geschichte angewandt, lösten sich ihre lichtesten Visionen in der kühlen Atmosphäre der wissenschaftlichen Methode zu Alltagstypen auf. Am ernüchterndsten war die Politik, während Evolution und Selektion das Überleben des Stärkeren lehren, unterwirft das egalitäre Dogma die intelligente Spezialität dem Verdikt der Massen, und statt des verpönten Genies regiert die Mittelmäßigkeit, von der man vertrauensselig voraussetzt, daß sie zu allem befähigt ist, und die statt dessen unter der ihr auferlegten geistigen Last wie unter einer zu starken Dusche zusammenbricht. Allen diesen Zersetzungen entgeht die Kunst durch den Kultus der Form. Ideen und Systeme sind beweglicher Sand. Was heute erwiesen scheint, kann morgen hinweggespült werden, der vollendete Ausdruck bleibt. Die Art, wie etwas gesagt ist, wird dadurch wichtiger wie der Gedanke, der dem Gesagten zugrunde liegt! Der Gedanke mag falsch sein, das Wort, das ihn widergibt, kann sich zur Vollkommenheit erheben. Die Natur, die keine Beruhigungen mehr hat, liefert noch Bilder. Der Mensch, seit er dem Bereich des Ideals unwiderruflich entrückt ist, erschließt sich der psychologischen Analyse. Die Sprache ist das Höchste, wenn es ihr gelingt, die äußere Welt und den inneren Menschen mit vollkommener Treue, mit höchster Vollendung widerzuspiegeln. Jetzt hieß es: „A quoi bon de la critique? de la musique plutôt! Tournons au rhythme, balançons nous dans les périodes, descendons plus avant dans les caves du cœur." Eine solche Aufgabe mußte die Prosa reizen, die sich nicht mit Unrecht rühmt, die erste der Welt zu sein, das Instrument der Sprache bis zur denkbar subtilsten Verfeinerung geschärft zu haben. Chateaubriand hat sich als ein Meister der Kunst, die jetzt für

die höchste galt Victor Hugo — ce génie verbal — lernte von ihm den Gebrauch der Tropen und Metaphoren, die kolossalen Antithesen, die wie Felsblöcke auf den Gegner herabstürzen, die Naturschilderungen, die in ihrer großartigen Lebendigkeit an Titanen erinnern, die Poesie des Meeres, das die eigentliche und wahre Heimat der Muse von Chateaubriand gewesen ist. Unter dem Hauch dieser Inspiration entstanden die duftigen Stimmungsbilder der „Vie errante“ von Guy de Maupassant, der Perle der Gattung, „Pêcheur d'Islande“ von Pierre Loti, der sich zur Degestendenz bekennt, „de faire des livres où rien n'a se passe“ Ernste Künstler, vorwiegend Psychologen und, wie die andern, Fanatiker des Stils, rangen mit ihm, wie J. J. Rousseau es getan hatte, bis er Nächte hindurch an einem einzigen Satz besserte. Gustave Flaubert kettete sich wie ein Galeerensträfling an seinen Schreibtisch und schrieb Wochen lang, Tag und Nacht an einer einzigen Seite. Und das nicht ein paar Jahre, sondern das ganze Leben hindurch, bis ihn der Tod mit der Feder in der angefangene Blatt Papier warf, das letzte in diesem tragischen Duell zwischen einem mächtigen, von der fixen Idee absoluter Formvollendung beherrschten Geist und dem rebellischen Material der Silben und Worte: „Elle s'appellera Madame Bovary“ rief er plötzlich begeistert nach Tagen träumerischen Schweigens an Bord der Dahabieh, die ihn von Korn nach Theben trug. Nur so und nicht anders durfte sie heißen, die Mittelmäßigkeit aus der Provinz, die unter seiner Feder unsterblich geworden ist, weil er sie konstruiert hat, so richtig wie ein mathematisches Problem, so lebenswahr wie unsere Nachbarin Frau X., so frivol, so elend, so abschreckend und so echt, daß wir sie nie mehr vergessen können, weil sie uns verfolgt wie das böse Gewissen der Zeit, in der wir leben, und der Kultur, die für sie haftbar ist. „Ce ne sont pas les poètes qui restent, ce sont les écrivains“, sagt irgendwo in seiner Korrespondenz derselbe Flaubert, unter den Vorbildern, die seine Kunst ihm offenbarten, nennt er in allererster Linie Chateaubriand. Denn Chateaubriand hat alle Saiten auf seiner Leier, alle Farben auf seiner Palette. Keiner so wie er fühlt den inneren Zusammenhang zwischen den seelischen Stimmungen und den äußeren Bildern,

keiner hat in prächtigeren Worten gemalt. Atala ist nicht denkbar ohne den Urwald, ohne die bewahrende Kraft dieser jungfräulichen Natur: „Pompe nuptiale, digne de nos malheurs et de la grandeur de nos amours, superbes forêts qui agitiez vos lianes et vos dômes comme les rideaux et le ciel de notre couche, plus embrasés qui formiez les flambeaux de notre hymen, fleuve débordé, montagnes mugissantes, affreuse et sublime nature, n'étiez-vous donc qu'un appareil préparé pour nous tromper, et ne pûtes-vous cacher un moment dans vos mystérieuses horreurs la félicité d'un homme?" Will man ein anderes Bild, einen tragischeren Schmerz, so ist der Schauplatz gefunden und das Drama gedichtet: . . . „Ne croyez pas désormais recevoir impunément les caresses d'un autre homme, ne croyez pas que de faibles embrassements puissent effacer de votre âme ceux de René. Je vous ai tenue sur ma poitrine au milieu du désert, dans les vents de l'orage, lorsqu'après vous avoir portée de l'autre côté d'un torrent, j'aurais voulu vous poignarder pour fixer le bonheur dans votre sein et pour me punir de vous avoir donné ce bonheur. C'est toi, Être suprême, source d'amour et de beauté, c'est toi seul qui me créas tel que je suis, et toi seul me peux comprendre! Oh que ne me suis-je précipité dans les cataractes au milieu des ondes écumantes! je serais rentré dans le sein de la nature avec toute mon énergie." Am andern Pol der Empfindung, in einer ganz verschiedenen Gedankenwelt steht die Prosa Goethescher Romane. Aber wen ein solches Experiment interessiert, der lese nach dieser berühmten Stelle Werthers Abschiedsbrief an Lotte z. B., und dann Leopardis „A se stesso", und er wird, bei verwandten Zügen, von demselben Zauber sprachlicher Schönheit sich umfangen fühlen.

„. . . Al gener nostro il fato
Non donò che il morire. Omai disprezza
Te, la natura, il brutto
Poter che, ascoso a comun danno impera,
E l'infinita vanità del tutto."

In diese Kategorie großartiger Inspirationen gehört, in den „Märtyrern“ mit so vielen andern, der Einzug von Eudorus in Rom, die Frankenschlacht, die bekanntlich Augustin Thierry zum großen historischen Werk seines Lebens begeisterte, die Episode von Velleda:

„Silence! elle paraît au pied du chêne antique,
Le feu de ses regards a dévoré ses pleurs!
Et ses cheveux mêlés à la verveine en fleurs
Ombragent de son front la pâleur prophétique.“

Ihr Tod, den Sainte-Beuve „rein poetisch, frei von jeder romantischen Lust“ nennt. Hierauf der Abschied von der Muse, der in Wahrheit nur den Übergang zu andern Gattungen künstlerischen Schaffens bezeichnet, denn auch Werken, die der Kritik zum Opfer fielen, wie Chateaubriands Erstlingsarbeit, der „Essai sur les Révolutions“, oder noch solchen, an denen sie vieles auszusetzen fand, wie die „Natchez“ kam jetzt ein Buch, „fast fehlerlos“ wie „René“. Es war der „Itinéraire“, in dem Chateaubriand ganz neue Vorzüge entwickelte. Die drei großen Prosaisten des XVIII Jahrhunderts, Bernardin de Saint-Pierre durch ein Idyll Abbé Prévost durch ein kleines Meisterstück der Erzählungskunst, J. J. Rousseau durch die stürmende Macht der Rhetorik, hatten die erste Manier von Chateaubriand beeinflußt. Für „Die Märtyrer“ war die Antike das Vorbild. Jetzt haben sich Naturerscheinungen, die nichts von ihrem Glanz eingebüßt hatten, vom heiter-natürlichen Grund der Erzählung ab. Die Seiten über das Parthenon haben die Zeit und die vergänglichen Namen überdauert, die sich nach dem Besuch auf den perlichen Marmor schrieben. Allem bei aller Pracht des Kolorits bleibt der Ton unbesungen, und neben der Vision dessen, was war, wird er, von Athen sprechend, scherzend hinzufügen können: „Il y avait des commérages vers la maison de Socrate, et l'on tenait des propos du côté des jardins de Phocian.“

In der Alhambra und mit einer Liebesepisode, die der geheime Zweck der Pilgerschaft zum Heiligen Grab gewesen war, schloß das Wanderleben von Chateaubriand. Er stand im vierzigsten Jahre, als noch Friedland und während Tilsit der Artikel im

„Mercure“ erschien, der bei Anlaß einer literarischen Kritik die Worte enthielt: „Wenn im Schweigen der Erniedrigung nichts mehr vernehmbar ist als die Kette des Sklaven und die Stimme des Verräters, wenn alles vor dem Tyrannen zittert und es ebenso gefährlich ist, seiner Gunst zu begegnen, als seine Ungnade zu verdienen, dann erscheint der Geschichtschreiber als Rächer der Nationen. Umsonst versteckt Nero auf sein Glück. Tacitus ist im Reich geboren, unbekannt wächst er bei der Asche des Germanicus heran, und schon hat die Vorsehung einem unbeachteten Kinde den Namen des Herrn der Welt ausgeliefert.“ Die Anspielung war nicht mißzuverstehen, und der „Mercure“ wurde auf Befehl des Kaisers unterdrückt. Es war nicht das erstemal, daß Chateaubriand seiner Allmacht widerstand. Nach dem Erscheinen des „Genius des Christentums“ vom Ersten Konsul in die Diplomatie berufen, hatte er nach dem Mordbe des Herzogs von Enghien in einem Brief an Talleyrand seine Entlassung gefordert. Die Form, in der es geschah, war mehr als gemessen, der Schritt selbst sprach laut genug. Dennoch bewog eine nicht zu verkennende Vorliebe für Chateaubriand den Kaiser jetzt wie damals zur Mäßigung. Er liebte die Macht, wo er sie fand, und fühlte, wie die andern, „qu'il avait le secret des mots puissants“. Gern hätte er ihn gewonnen und ließ 1811 ein Wort zugunsten seiner Wahl in die Akademie an M. J. Chéniers Stelle fallen. Was er wünschte geschah, aber der Entwurf der Rede, den Chateaubriand dem Gebrauch entsprechend vorlegte, vollendete den Bruch zwischen ihnen. Sie enthielt einen Dithyrambus auf die Freiheit und fand für „Cäsar auf dem Kapitol“ nur banale Schmeichelworte. Die Aufnahme in die Akademie wurde verweigert, und im Antagonismus zu Napoleon, eine Macht wider die Macht, berechnete Chateaubriand das Ende. Als er wieder zur Feder griff, entstand vor dem 30. März 1814, da das Schlachtengluck sich noch wenden konnte, die Schrift „De Bonaparte et des Bourbons“. Wie eine Bombe gegen Napoleon geschleudert, steigert sie die Invektive bis zur mahumitzigen Behauptung, dieser große Schlachtengewinner habe die Kriegskunst auf ihre Anfänge zurückgeführt, der letzte General verstehe besser als er, einen Rückzug zu decken, sein An-

spruch auf Größe sei erborgt er möge Rechenschaft geben, die Toten stürden wieder auf, Chateaubriand wußte, daß er sagen durfte, was er wollte. Niemand fragte nach Gründen. Worte trafen wie Preise, und Rache ist die Sprache, die von Reaktionen verstanden wird. „Er hat mir mehr genützt als eine Armee von hunderttausend Mann", sagte Ludwig XVIII., da er im Glanz von Chateaubriands Apotheose der Monarchie zurückkehrte. Schwerwiegender war das Geständnis Napoleons, er habe Herrn von Chateaubriand keinen Vorwurf zu machen in den Tagen seiner Macht habe ihm dieser widerstanden. Von 1814 bis zum 6. Juni 1824 stand diese zündende Rhetorik im Dienst des extremen Royalismus, herausfordernd, ironisch und voll Berachtung gegen alles, was von fern und nah mit der Revolution zusammenhing, übellaunig, mißbilligend, fast drohend gegen den König, der beständig daran erinnert wurde, wem er die Krone verdanke, der zu sagen pflegte, er könne weder mit noch ohne ihn regieren". Die Restauration beherrschte Frankreich durch die Verfassung. Chateaubriand beherrschte die Restauration durch das Pamphlet. Die „Réflexions politiques" 1814 erschienen und gegen Carnot gerichtet, brandmarkten jede Verständigung mit den „Königsmördern". Den Täter der Versöhnungspolitik von 1815, den Herzog von Richelieu, nannte er einen Revolutionär, den liberalsten Ratgeber der Krone den Minister Decazes, stürzte seine Polemik. Die „Monarchie selon la Charte" entwickelte mit genauer Sachkenntnis das konstitutionelle System und verpflichtete die Ultras mit bewundernswertem Geschick für Preßfreiheit und Ministerverantwortlichkeit, unter der Voraussetzung, daß sie die Waffen gebrauchen würden, um das Prestige der Monarchie wiederherzustellen. Als Journalist im „Conservateur" als Rächer des Ermordeten in der Flugschrift „Le duc de Berry", stürzte er den verhaßten Minister Decazes, und Sieger und Besiegte, her eine von der wiederhergestellten Zensur, der andere vom Polemisten getroffen, rollten zugleich in den Sand. Aber Chateaubriands Freunde kamen ans Ruder. Sie schickten ihn nach Berlin, dann nach London, dann zum Kongreß nach Verona, dann wo er als Minister des Äußern und mit der Kriegserklärung gegen die spanischen Cortes zugunsten eines der unwürdigsten Könige wieder-

Google

kehrte, die jemals einen Thron befleckten. Die internen Angelegenheiten Spaniens spielten kaum eine Rolle bei dieser Expedition, „le Roi de ma politique“ wie er sie zu nennen pflegte Nicht Ferdinand VII, sondern Ludwig XVIII. erntete die Frucht des Sieges am Trocadero: „Der Gedanke, unseren Waffen Macht und Glanz zurückzugeben, beschäftigte mich fortwährend“, heißt es in den „Mémoires d'Outre-Tombe“ Goethe fand den Zweck erreicht, nachdem die Armee gelernt hatte, „daß sie auch ohne Napoleon zu siegen vermöge“, und Chateaubriand glaubte an den Beginn einer neuen Aera für die Monarchien Wenige Monate später „wurde er fortgeschickt wie ein Lakai, der die Uhr seines Herrn auf dem Kamin gestohlen hat“. Es war die Revanche des Ministers Villèle für eine Politik, die er nicht gemacht hatte, und gegen einen Rivalen dem er mit Recht mißtraute Chateaubriand antwortete mit der Kriegserklärung im „Journal des Débats“ und führte die Romantik mit klingendem Spiel in die Opposition Sie blieb royalistisch gefärbt und zielte auf die Minister, aber die Projektile dieser Polemik flogen zu hoch und trafen den Thron Nach dem Sturz von Villèle ging Chateaubriand als Botschafter zum Konklave. Die Ernennung von Polignac beantwortete er mit seiner Entlassung Als die Julirevolution ausbrach, war er in Dieppe. Er eilte nach Paris zurück wie ihn die Menge im Triumph durch die Straßen trug, ging in die Pairskammer, hielt seine letzte Rede zugunsten des Herzogs von Bordeaux, folgte seinem alten König ins Exil, beurte das Knie vor der Herzogin von Berry und sprach: „Madame votre fils est mon Roi“.

Die Politik von Chateaubriand ist vielfach diskutiert worden. Gehässig gegen die Gegner, unbequem für die Freunde, frondierend gegen die Krone, war er eigentlich nur in der Opposition an seinem Platz. Nicht Chateaubriand, sondern Benjamin Constant erzog die jungen Generationen zur konstitutionellen Praxis, und die Loyalität eines Herzogs von Richelieu, die alle Vorurteile opferte, um Transaktionen zu erreichen, stand höher als die feinige, die Interessen preisgab, um die Antipathien zu behalten Trotz allem geht ein großer Zug durch das öffentliche Leben von Chateaubriand, und in einem gewissen Sinne war er unter den

Franzosen der letzte große Royalist, denn er hat wie kein anderer das innerste Wesen des Königtums verstanden. Seine ganze Auffassung desselben erscheint nur die Paraphrase des Satzes von Montesquieu „Das Prinzip der Monarchien ist die Ehre“. Zu Saint-Denis, am Beginn der zweiten Restauration, sah er den König an der Spitze seiner neuen Minister Talleyrand und Fouché, „le vice appuyé sur le crime“. Ludwig XVIII. drängte ihn, zu sagen, was er denke. „Sire, ich glaube, es ist nahezu mit der Monarchie,“ erwiderte Chateaubriand. „Ich bin Ihrer Meinung,“ soll der König hinzugefügt haben. Es dauerte noch fünfzehn Jahre, dann fiel der Thron der Legitimität, den die Angriffe von Chateaubriand und seiner Freunde erschüttert hatten, den Halluzinationen des Mystikers Polignac zum Opfer. Auf den König, der nichts gelernt und viel vergessen hatte, folgte ein kluger, volkskundiger Herr, der König der Mittelklassen. Er täuschte Chateaubriand keinen Augenblick. Ihm sagte ein unfehlbarer Instinkt daß diese „beste der Republiken“ das Recht verwirkt hatte, eine Monarchie zu sein, und daß Könige sich nicht ungestraft von der Vergangenheit losfagen auf die Legende verzichten und den Nimbus opfern. Über das Experiment von 1830 hinweg, das seiner Natur nach nur vorübergehend sein konnte, blickte Chateaubriand auf die Zukunft und die Lösung, die dauernd werden mußte. Längst vor Tocqueville, im Einverständnis mit A. Carrel und Lamennais unter dem Beifall von Béranger hat Chateaubriand das unerbittliche Emporkommen der Demokratie verkündet. Aber vergebens rief der Chansonnier ihm in die freundliche Verbannung nach

„Va, sers le peuple en butte à tous bravades,
Ce peuple inconnu des grands talents épris,
Qui t'emportait vainqueur aux barricades
Comme un trophée, entre ses bras meurtris.“

Chateaubriand widerstand. Der Kultus blieb, nachdem der Altar zertrümmert lag, und als der gebückte der Geschlagenen Hand René zur Fahne im Jahre 1792, wie er aus Amerika zurückkehrte, um als Soldat der Armee von Condé „im Dienst einer Sache zu sterben, die er nicht liebte“, im Jahre 1822, da er längst den Undank der Könige erfahren hatte und gegen Lord Fielding das

Wort fiel „Ich bin Republikaner aus Geschmack, Bourbonist aus Pflichtgefühl, Royalist aus Vernunft ...“ Unter allen Systemen, in allen Lebenslagen blieb er vereinsamt, vornehm und enttäuscht. Der Gedanke, sich zum Unglück abzuwenden, ist der einzige, der ihm nie gekommen ist, und diesem Franzosen wenigstens war das Geld gleichgültig. Die 1804, die 1816, wo „die Monarchie nach der Charte“ ihm die Stellung kostete, blieb ihm 1830, um zu leben, nichts als seine Feder. Seit 1812 stand das abschließende Werk „Les Mémoires d'Outre-Tombe“ auf der Staffelei. Im Spiegel der eigenen, übermächtigen Persönlichkeit enthüllt es die Geschichte der Zeit, den Entwicklungsgang des Genies, die Abrechnung des Politikers und Lichtblicke über den Menschen. Noch einmal dramatisierte sich das Erlebte in einer dichterischen Phantasie. Zuerst die Kindheit im Geburtshaus zu Saint-Malo, mit dem Blick auf den Ozean, und die Eltern, die sich nicht verstanden, den Vater „la terreur de la maison“, die Mutter, „qui se tint le beau“. Dann Combourg mit seinen seltsalen Erinnerungen, seinem eingeschränkten Haushalt und der Szenerie von Rene. In der Einsamkeit der rauhen, fast wilden Natur, wo der Knabe, sich selbst überlassen, tagelang umherwanderte, entwickelte sich die Erregbarkeit seines Empfindens und die Schwermut seiner Rasse. Wie Lamennais, wie Renan, ist Chateaubriand ein Kelte, träumerisch und leidenschaftlich, reizbar und heftig, selten ganz natürlich, niemals wirklich heiter, der Spielball der Einbildungskraft, die ihm eine Welt vor die Seele zaubert, an der die Wirklichkeit zerschellen muß, und ein Verlangen in ihr weckt, das wüste Erscheinungen nicht zu stillen vermögen. Diese Jugend ist es, die in den „Mémoires d'Outre-Tombe“ zum zweitenmal erlebt. Ein unbestimmtes Sehnen lockt sie in weite Fernen, als Seefahrer und Entdecker will er der Menschheit neue Wege bahnen. Dann folgten Zeiten von religiöser Erregung, und Chateaubriand denkt daran, Priester zu werden. Als die Stimmung vorübergung, zwang ihn der Vater, den Überlieferungen seines alten Geschlechtes zu folgen und das Schwert zu gürten. Mit zwanzig Jahren wußte der junge Mann fast nichts als seine Klassiker, und die ersten schlechten Verse versprachen kein Talent. Aber es stürmte

in seiner Seele, und ein Selbstmordversuch verriet Anomalien. So kam er nach Paris und Versailles, ein unbekannter schüchterner junger Edelmann aus der Provinz, dem Schutz seines Onkels, des edlen Malesherbes, empfohlen, der mit Teilnahme den Planen des künftigen Entdeckers folgte und keine Ahnung davon empfand, daß es das Land der Poesie war, zu dem der Leutnant im Regiment Navarra den Weg auf der Karte suchte. Ein Lächeln der Königin verklärte die Erinnerung an die Vorstellung bei Hof. Chateaubriand will es später im Grausen ihres Totenschädels wiedererkannt haben, als er an offizieller Eigenschaft der Exhumation der Leiche beiwohnte. Von der Revolution beheizt er den Eindruck der Erscheinung Mirabeaus in einer Taverne. Er legte ihm die dicken, mächtigen Hände auf die Schultern und soll zu ihm gesagt haben: „Junger Mann, niemals werden sie nur meine Überlegenheit verzeihen." Gewiß ist, daß er ihn auf der Tribüne der Konstituante gehört und den vollen Eindruck dieser wundervoll Beredsamkeit mit sich genommen hat. Dann sah er die abgeschnittenen Köpfe von Foulon und Berthier, die Bacchanale vom 6 Oktober und dazu in den Salons die scheidende Welt des XVIII Jahrhunderts, die ihr kaum weniger exzentrisch war. Die Agonie war zu nahe, als daß der Zauber, der einst so mächtig von ihr ausgegangen war, sich noch hätte fühlbar machen können. Aber auch das, was ihn überdauerte, die vollendete Lebenskunst, das geistige Feingefühl und die mutige Ergebung in das Unvermeidliche, die das Ende dieser korrumpierten Zivilisation noch adelten, übten keinen Reiz auf Chateaubriand. Nur durch den Widerwillen, den sie ihm einflößte und die stets wachsende Antipathie, die er zeitlebens für sie empfand, hat sie seinen Bildungsgang beeinflußt. Der Kampf gegen den Geist des XVIII Jahrhunderts wurde fortan die bewegende Kraft der Inspiration in Chateaubriand. Längst bevor der Gegensatz zu den Ideen sich bei ihm entwickelte, revoltierte ihn ihr Zynismus, ihre Frivolität, die Engherzigkeit dieser Kritik, die nicht mehr zu bewundern verstand, die naive Kurzsichtigkeit, die an ein Millennium glaubte, in ihrer dunklen Vulgarität nichts von der eigenen Vergangenheit wußte und mit ihrer beschränkten Ästhetik die Poesie zerstört und die

Begeisterung entfacht hatte. Vor allem aber waren ihm die Frauen verhaßt, die vergötterte Gräfin d'Houdetot, der er später im „Genius des Christentums" unter den Zügen der Gottesleugnerin das Brandmal auf die Stirn gedrückt hat, dann selbst das größte lebende Talent, Frau von Staël, die mit ihm aus der revolutionären Epoche in die neue Zeit hinüberleiten sollte, und die er bei seinem Eintritt in die Literatur herausforderte wie einen persönlichen Gegner. Die Revolution, die alles das zerstörte, war ihm nicht unwillkommen, und in den „Mémoires d Outre Tombe" verherrlicht eine berühmte Stelle das Werk der Konstituante. Der Zufall bewahrte ihn vor der Gefahr, das Experiment mit dem Kopf zu bezahlen. Am 4 April 1791, zwei Tage nach dem Tode von Mirabeau, schiffte er sich nach den Vereinigten Staaten ein. Der neue Weg nach Indien, durch die Meere des Nordens, blieb unentdeckt, aber Washington wechselte einen Händedruck mit ihm und lud ihn zu Tisch. Im Urwald und am Mississippi entdeckte er seinen Genius, und in einer Indianerhütte las er beim Schein des nächtlichen Feuers die Kunde von der Flucht nach Varennes und der Gefangennehmung des Königs. Die Rückkehr ward zur Pflicht, und er schiffte sich ein. Im Januar 1792 warf ihn der Sturm an die heimatliche Küste, und wenige Monate später entkam er über die französische Grenze und zur Armee von Condé. Er hatte weder Geld noch Waffen, ward bei der Belagerung von Longwy verwundet, todtrank entlassen und ein Bettler auf die Heerstraße geworfen. Wie durch ein Wunder entging er dem sicheren Verderben und gelangte bis London, wo er in einer Mansarde bei Hunger und Frost und allen Symptomen der Schwindsucht mit dem „Essai sur les révolutions anciennes et modernes" von der Welt und dem Leben Abschied zu nehmen glaubte. Es kam anders, und ihm gab ein Gott, zu sagen, was er leide. Der Teil der „Mémoires d'Outre Tombe", der Chateaubriands Jugendgeschichte enthält, ist ein Kunstwerk, für das sich uns Deutschen der Vergleich mit „Wahrheit und Dichtung" bietet, und nach dem mißlungenen Buch, das die Emigration eingegeben hatte, kam einer der größten literarischen Erfolge, von dem die intellektuelle Geschichte zu erzählen weiß.

„Der Genius des Christentums“ erschien 1802 im Frühling unter Jubel und Fanfaren, zugleich mit der Wiederherstellung des Kultus, der Proklamation des Konkordates und der Reorganisation der Gesellschaft, zur Glanzzeit des Konsulates, umrauscht von Friedensverheißungen und Trophäen. Es ist nicht das beste Buch von Chateaubriand, aber es ist seine höchste Probe, derjenige mit der er steht und fällt. Er war fünfundvierzig Jahre alt, als es erschien. Wenn es schlechthin, so hatte er im höchsten Sinne des Wortes vergebens gearbeitet, wenn es dauerte, so fiel ein Strahl der Unsterblichkeit auf ihn.

Man weiß, wie es entstand. Das Fallbeil hatte die Seinigen niedergemäht wie eine reife Saat. Tot waren sein einziger Bruder, seine Schwägerin, sein Onkel Malesherbes und dessen ganzes Geschlecht, eingekerkert seine Mutter, seine Schwestern, seine Verwandten. Als die Mutter an den Folgen der erlittenen Qualen starb, beauftragte sie ihre älteste Tochter, dem Sohn mit ihrem Segen die Mahnung zukommen zu lassen, er möge seinem Unglauben entsagen und zum Gott seiner Väter zurückkehren. Sie klang wie eine Botschaft aus der andern Welt, aber es hätte ihrer kaum mehr bedurft, um ihn zur Umkehr zu bestimmen. Ihm graute längst vor den angehäuften Ruinen der unfruchtbaren Negation, vor dem Abgrund, über dem die Theorie das Fortschreitens wie ein morsches Brett zusammenbrach. Die Worte „Ich habe geweint und geglaubt“ schließen eine moralische Krisis ab und verkünden eine ästhetische Reaktion. In den Prüfungen des Exils begonnen, wurde sie durch die Eindrücke vollendet, die in Paris auf ihn warteten. Während der Geist seiner Schwester Lucile, „des größten weiblichen Genius, der ihm jemals begegnet ist“, sich langsam umnachtete, erweckte er im Herzen einer andern eine jener tiefen, tragischen Neigungen, wie sie zuweilen der Anteil des Dichters am Becher des Lebens sind. Pauline de Beaumont war die einzige Tochter des Grafen Montmorin, des Jugendgefährten und Ministers Ludwigs XVI. Mit Ausnahme ihres Gatten von dem sie getrennt lebte, hatte sie alle die Ihrigen auf dem Schaffot verloren. Den Versuch mit ihnen zu sterben, vereitelten die Häscher, die sie weil zu schwach und elend für den

laugen Transport zum Karren fließen und in der Nähe ihres väterlichen Schlosses auf der Landstraße liegen ließen. Der Hingebung eines armen Paares, in dessen Hütte sie den Winter von 1793/94 verbrachte, verdankte sie die zweifelhafte Wohltat des Lebens. Als Chateaubriand sie kennen lernte, lebte sie verarmt und krank in einer kleinen Wohnung zu Paris, von treuen Freunden gepflegt, die alle die jenigen wurden. Sie sah ihre nicht ungestreift in die Augen, die in den Farben des Meeres spielten, und ließ sich durch das Lächeln, das sich nur mit jenem von Napoleon vergleichen ließ, noch einmal zum Dasein erwecken. Hat er sie jemals geliebt? Sie selbst hat es erst zu Rom und auf dem Sterbebett geglaubt, als sie — „ravie et désespérée" — ihre Seele in seinen Armen aushauchte. Jedenfalls gab sie ihm, was er stets von neuem von der Frau begehrt hat, den Kultus des innigsten Gefühls, die Bivalität der Leidenschaft und bewunderndes Verständnis. In der Einsamkeit eines Landaufenthalts zu zweien arbeitete sie mit ihm an der Vollendung des Buches, das er aus London mit „Atala" und „René" gebracht hatte. Im Verkehr mit André Chénier hatte sie ihren Geschmack zu attischer Feinheit gebildet. Aber mehr als ihre Kritik halfen ihm ihre Sympathie und der Schauer, der sie bei gewissen Stellen ergriff. Als das Buch „Der Genius des Christentums" erschien, fühlte das Publikum wie sie und ließ sich, wie Chateaubriand selbst, von der Schönheit begeistern. Vierzig Jahre früher hatte J. J. Rousseau einen ähnlichen Triumph erlebt, als er das Gewände der Schäferspiele und die Monotonie des klassischen Alexandriners mit der zündenden Kraft seiner Prosa unterbrach und der gepuderten Welt, die sich mit Reifrock und Perücke in Amatur verlor, in bis dahin unbekannten Akzenten sagte, was in den Herzen vorging, und was Liebe sei. Ganz ähnlich verfuhr jetzt Chateaubriand mit einer Generation, die ihre Vergangenheit vergessen, das Beten verlernt und das Ideal verloren hatte. Er zelebrierte nicht mit ihr. Er führte sie in die gestern noch entweihten Tempel, ließ Orgelton durch die verlassenen Hallen rauschen, zündete nach fünfzehn Jahren die Osterkerzen wieder an, bekränzte die Altäre, streute Blumen auf die verwitterten Leichensteine, wo Frankreichs

größte Namen eingegraben standen, führte den Priester auf die Kanzel, schlug die alten, vergessenen Bücher wieder auf, welche die Lehre von Bossuet, die Moral von Bourdaloue und Massillon, die Seele von Fénelon bewahrten, warf die Menschen schluchzend auf die Knie — und bekehrte sie nicht. Der Sieg war zu plötzlich, er war vor allem zu leicht gewonnen, um über die Oberfläche und bis in die Tiefen zu dringen, wo das Herz sich erneut. Chateaubriand hatte sich darauf beschränkt, es zu rühren. „Die Menschen" sagt Pascal, „verwechseln oft ihre Einbildungskraft mit ihrem Herzen und halten sich für bekehrt, weil sie daran denken, sich zu bekehren." Das Christentum des „Genius" verpflichtete ebensowenig wie der Deismus von J. J. Rousseau.

Chateaubriand hatte irgendwo eine Frau, die er wenige Tage nach der Hochzeit verlassen hatte. Die Ehe war 1792 nach seiner Rückkehr aus Amerika von der Fanatike, des Geldes wegen, in Szene gesetzt worden. Das Geld ging verloren, und die fromme, kluge, aber nicht anziehende junge Gattin tröstete sich über den Schiffbruch ihres Glückes, indem sie sortan in klösterlicher Abgeschiedenheit guten Werken lebte. Nur das Vergnügen, ihrem Manne Nadelstiche zu versetzen, versagte sie sich nicht, nachdem die Zufälle des Lebens ihn in späteren Jahren an den häuslichen Herd zurückgeführt hatten. Im Jahre 1802 fanden Freunde es angezeigt, eine Versöhnung zwischen den Gatten herbeizuführen. Chateaubriand verließ Madame de Beaumont zu einem kurzen Besuch bei seiner Frau in der Bretagne, hinterließ Versprechungen, erweckte auf Grund seines Buchs — auf Grund von René[1] — ein ebenso heißes wie zu schneller Enttäuschung verurteiltes Gefühl in der Brust der schönen Gräfin Custine und zog nach Jerusalem, um sich durch einen neuen Kreuz das Herz einer andern reizenden Frau, der Herzogin von Mouchy, zu gewinnen, die, wie bereits gesagt, in der Alhambra seiner wartete und wie seine Schwester Lucile im Wahnsinn geendet hat. Dann kam als große Schlußdekoration und als Vestalin auf der letzten Schwelle die Frau, die der Marmor Canovas verewigt hat:

„Sovra candido vel, cinta d'oliva,
Donna m'apparve [illegible]"

Digitized by Google

Madame Récamiers aufopfernde Freundschaft verlieh dem Alter Chateaubriands die Würde nach außen. Andere Episoden spielten in den Kulissen. Sainte-Beuve hat aus zerstreuten Blättern und schelmischen Bekenntnissen eine Anklageakte zusammengestellt. „Quand je peignis René," heißt es einmal in den „Mémoires d'Outre-Tombe", „j'aurais dû demander à ses plaisirs le secret de ses ennuis." Von den Schlacken dieser Menschlichkeit hat sich das Werk Chateaubriands niemals wieder zu befreien vermocht; es fiel das grausame Wort, freilich zunächst in bezug auf René, „er habe das Gift unter einem religiösen Gedanken verborgen und mit der Hostie vergiftet." Gerade deshalb, weil ein solches Ideal nicht hoch genug stand, um mit ihr in Konflikt zu geraten, ließ sich die Welt so leicht für dasselbe gewinnen, denn es verlangte kein Opfer und kaum einen Verzicht. Nur das Christentum hat dabei verloren, denn es widerfuhr ihm das Schlimmste, was ihm überhaupt widerfahren kann: in dieser Verkleidung kam es in die Mode. Napoleon hatte es längst vor Chateaubriand als ein unvergleichliches Werkzeug der Macht erkannt. Den emporgekommenen Schichten der Gesellschaft gab es Ruhe und Sicherheit des Besitzes. Die Aristokratie freute sich der ritterlichen Verherrlichung des Mittelalters, die neuen Glanz auf die alten Wappenschilde von Bouvines und Azincourt warf. Die Kirche entging der Verpflichtung, Einkehr zu halten und mit der Vergangenheit und ihren Sünden abzurechnen. Es entstand der politische Katholizismus, die Allianz zwischen Thron und Altar, die seit 1815 zu ihrer eigentlichen Bedeutung kam. Aber auch die junge Demokratie hatte keinen Grund zu grollen. Chateaubriand war kein Reaktionär wie Bonald, kein Feind der Revolution nach der Art von de Maistre. Er haßte das XVIII. Jahrhundert und sein nivellierendes Gleichheitsdogma, aber ebenso haßte er Despoten und Inquisitoren und pries die Freiheit als das höchste Gut. Der Sohn der Kreuzfahrer war ein durchaus moderner Mensch, und wie in bezug auf Kunst, so hat er auch in bezug auf religiöses Empfinden die moderne Zeit mit prophetischem Instinkt erraten. So viel auch über ihn gesagt worden ist, es bleibt immer noch die große Studie zu schreiben, die uns sagen wird,

durch welche geheimen Fäden das ästhetische Christentum eines Chateaubriand mit der glaubenslosen Ästhetik eines Renan zusammenhängt.

Anscheinend freilich kommen sie aus ganz verschiedenen Welten, der Gelehrte, der über den Problemen der modernen Kritik ergraut ist, und der Edelmann, der das Kreuz vergoldet hat. Aber ihre Heimstätten waren nicht weit voneinander getrennt und das alte bretonische Land hat beiden als Angebinde den Enthusiasmus in die Wiege gelegt; sie sprechen, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln, so doch eine ähnliche Sprache, und ihr Pathos ergreift, jedes in seiner Weise, weil sie beide Exaltierte sind. Bei näherer Betrachtung gleicht nichts so sehr der tiefen Melancholie von René, als der Optimismus des andern, der in die Worte ausbrach: „Ich wollte, ich wüßte gewiß, daß es eine Hölle gäbe, denn besser die Hypothese der Hölle als die des Nichts." Beide Skeptiker und beide echte Künstler, haben sie auf verschiedenen Wegen den Folgen ihres Skeptizismus zu entgehen gesucht. Chateaubriand, indem er das Evangelium der Schönheit verkündete und aus den Wunderwerken, die das Christentum geschaffen hat, den gewagten Schluß zog, daß es eben deswegen auch wahr sein müsse. Er hatte, als er so argumentierte, keine Kenntnis davon, daß der deutsche Genius in seinen beiden hervorragendsten Vertretern zum diametral entgegengesetzten Schluß gelangte, und daß Schiller gesungen hatte:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe
Seine Fackel senkt' ein Genius . . .
Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn . . . —"

Er hat wahrscheinlich auch nie erfahren, daß, fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des „Genius des Christentums", Goethe auf der Höhe des Gegensatzes zur christlichen Weltanschauung „die gottlosen Aufsätze" über Winckelmann veröffentlichte. Das innerste Wesen des Christentums wurde durch den Angriff ebensowenig wie durch die Verteidigung berührt. Es blieb, was es war, auch wenn das ganze Gerüst der Apologetik Chateaubriands zu-

sammenbruch. Sein Prüfstein ist die Wahrheit, und sein Wert ist ein ethischer Wert. Mit beiden haben weder die „Architektur Ludwigs XIV.“ noch die „poetische Maschinerie“ das geringste zu schaffen, wenn sie auch in Chateaubriands Buch ganze Kapitel ausfüllen. „Le merveilleux chrétien c'est une âme chrétienne“, sagt schön und treffend Joguet.

Vielleicht hat das Roman besser als Chateaubriand gewußt. Im Namen der Wissenschaft, die von der Romantik den Impuls erhielt, hat er Offenbarungen für Legenden, Wunder für Phantasiegebilde, Religionen für Kulturentwicklungen erklärt. Der Kritiker in Renan hat seines Amtes da zu den letzten Konsequenzen gewaltet, aber dem Kritiker zur Seite lebt ein psychologischer Schwärmer, und was der eine zerstört, das setzt der andere an. Für die moderne Kunst ist das Höchste die Form, für diesen typischen modernen Künstler ist die Seele der raffinierteste Genuß, und zwar eine solche, die das Christentum geheiligt hat. Auf der langen Fahrt durch die intellektuelle Welt ist ihm nichts Herzlicheres begegnet. Er ist in Assisi gewesen und hat die Stelle gegrüßt, wo das Kruzifix mit den beschwingten Armen seine Strahlen auf Franciscus herabsandte und die Lüglein des Himmels herbeiflogen, um mit dem Wolf und dem Lamm dem Evangelium der Armut zu lauschen. Er ist über das Öde Feld gewandert, wo Port Royal stand, und hat mit bebendem Herzen geschrieben: „Port Royal erhebt sich inmitten des XVII. Jahrhunderts wie eine Trumphsäule, wie ein Tempel zu Ehren des männlichen Mutes und rückhaltloser Hingebung an die Wahrheit.“ Mit seinem angesichts der Christenheit frech errichteten Serail hat Ludwig XIV., soviel das von ihm abhing, die französische Moralität so ziemlich auf die gleiche Stufe mit der des Orients gestellt. Glücklicherweise gab es Frauen, die ihm widerstanden. Das herrliche Wort „Der König kann Prinzen des Blutes machen, er wird Martyrer machen können“, ist die Revanche der Französin für die Insulte, die sie zu Versailles erfahren hat.“ In den Augen von Renan hat Saint-Cyran ebensoviel für die Menschheit getan wie ihre gefeierten Wohltäter. Er bewundert niemanden mehr als die französischen Protestanten von Heinrich IV. bis zum

Widerruf des Edikts von Nantes. Seine religiösen Studien sind eine Fundgrube der Überraschungen für diejenigen, die nichts auf Erben so hinreißt wie seelische Schönheit.

Das alles klingt ganz anders als der Chateaubriand und ist im Grunde dasselbe. Ein Mensch, der sich lediglich mit Denken und Betrachten befaßt und dem die schöpferische Kraft völlig gefehlt hat, E. F. Amiel, sagt von Renan: „Charakteristisch ist in dieser Analyse des Christentums, daß die Sünde keine Rolle dabei spielt. Es würde sich doch geziemen, eine Religion religiös zu erklären. . . Dem Verfasser fehlt es an sittlichem Ernst, er verwechselt die Großartigkeit mit der Heiligkeit. Er spricht als fühlender Künstler von einem rührenden Gegenstand, aber sein Gewissen schemt ganz unbeteiligt an der Frage." Gegen diese paar Worte, die ihn ins Herz trafen, hat Renan eine Selbstverteidigung von vielen Seiten geschrieben. Amiel war tot und konnte nicht mehr antworten. Es war auch gar nicht nötig, denn Renan gibt ihm zu völlig recht. Wie sagt er naiverweise erstaunt, Amiel, dieser Hegelianer, dieser Buddhist, spricht von der Sünde, von der Erlösung, von der Bekehrung, wie von Dingen, die wirklich sind? Er fragt zu wiederholten Malen: „Was ist Herr Renan mit der Sünde?" — Was ich mit der Sünde bin? Ich unterdrücke sie. Das ist der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. . . Etwas anderes ist es, zur Legende eines mythologischen Heiligen zu lächeln oder die Spur jener furchtbaren Mysterien zu bewahren, die so viele und zwar die besten Seelen mit Trauer erfüllt haben. Wie merkwürdig, daß gerade die Seelen, welchen die Sünde am fernsten liegt, sich am meisten wegen ihr quälen. . . ich verstehe nicht mehr." Wir auch nicht. Aber wenige Seiten weiter gibt Renan selbst seine Definition des Gewissens und möglicherweise die Lösung: „Ein vollständiges, vielleicht providentielles Dunkel verbirgt uns den moralischen Endzweck des Universums. Man wettet darüber, man zieht das Los, man weiß nichts. Unser Einsatz, unser real acteurs in der Sache ist dieses, daß die innere Eingebung, die uns veranlaßt, uns zur Pflicht zu bekennen, eine Art von Orakel, eine unfehlbare Stimme ist, die mit einer objektiven Realität übereinstimmt.

Wir legen unsern Adel in diese unerschütterliche Affirmation, und wir tun wohl daran. Wir müssen es tun, selbst gegen die Evidenz. Allem die Chancen, die für das absolute Gegenteil sprechen, sind fast ebenso zahlreich. Es kann sein, daß diese inneren Stimmen von ehrlichen, durch Gewohnheit unterhaltenen Täuschungen eingegeben sind, und daß diese Welt nur ein unterhaltendes Feenmärchen ist, um das kein Gott sich kümmert. Wir müssen also unsere Vorkehrungen in solcher Weise treffen, daß wir unter beiden Hypothesen nicht ganz unrecht bekommen. Wir müssen auf die oberen Stimmen hören, aber nur insoweit, als wir nicht die Betrogenen bleiben, wenn die andere, die zweite Hypothese, die wahre sein sollte. Denn wenn diese Welt nicht ernst zu nehmen ist, dann sind die dogmatischen Leute die frivolen Leute gewesen und die Weltkinder, diejenigen, die von den Theologen des Leichtsinns geziehen sind, werden sich als die echten Weisen bewähren." Das ist das Thema über welches Renan endlose Variationen schreibt. Es hatte niemals etwas mit Religion zu tun, es schien zu einer Zeit optimistisch ästhetische Philosophie und ist heute nur mehr verletzende Frivolität. Renan weiß, daß die Welt sich von dieser Gedankenkonstruktion losgesagt hat, denn er klagt: „Die Rekonstruktion des Christentums auf der Basis des Pessimismus ist eines der auffallendsten intellektuellen Symptome der Gegenwart." Wenn das, wie es allen Anschein hat, richtig ist, dann steht Chateaubriand der modernen Seele zugleich näher als Renan und dem Christentum weniger fern. Denn der erste Schritt dazu ist eben jener Pessimismus, der weder an die Güte des menschlichen Herzens noch an den Wert des Lebens glaubt. Den nächsten Schritt, die Überwindung der Persönlichkeit durch die Liebe und der Sünde durch die Gnade, hat Renan nicht getan. Er hat, dem ursprünglichen, und einzig wahren ursprünglichen Titel seines Buches entsprechend, die „Schönheiten der christlichen Religion" beschrieben. Das andere, das wahre Buch, „Der Genius des Christentums", bleibt immer noch zu schreiben. Es mag ein einziges Denkmal werden, denn seit neunzehnhundert Jahren schaffen die beiden großen bewegenden Kräfte der Welt, die Heiligkeit und das Genie die Bausteine dazu herbei.

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr Georg Paetel) in Berlin

Werke
von Lady Blennerhassett:

Frau von Staël,
ihre Freunde und ihre Bedeutung
in Politik und Literatur.

Mit einem Portrait der Frau von Staël und Namensregister

Drei Bände Gr 8°.

Geheftet 31 Mark. Elegant gebunden 37 Mark.

Talleyrand.

Eine Studie.

«Les hommes à principes sont dispensés de réussir. Les succès est au contraire pour les habiles une condition obligée. A. Thiers. «Consulat et Empire» XVIII 93

Gr 8° Geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 14 Mark

John Henry Kardinal Newman.

Ein Beitrag
zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart.

Mit einem Bildnis in Lichtdruck

Gr 8° Geheftet 7 Mark Elegant in Halbfranz gebunden 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co in Altenburg

Digitized by Google

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1	2	3
HOME USE		
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 26 1983
March 26
REC. CIR. NOV 29 '84
JUL 26 1984
Oct 26
RECEIVED
SEP 7 1984
CIRCULATION DEPT

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6 60m 1/83 BERKELEY, CA 94720

539651 D210 B6
Blennerhassett, C.J.
Streiflichter.
539651
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Alte burg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Reibel & Co